This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

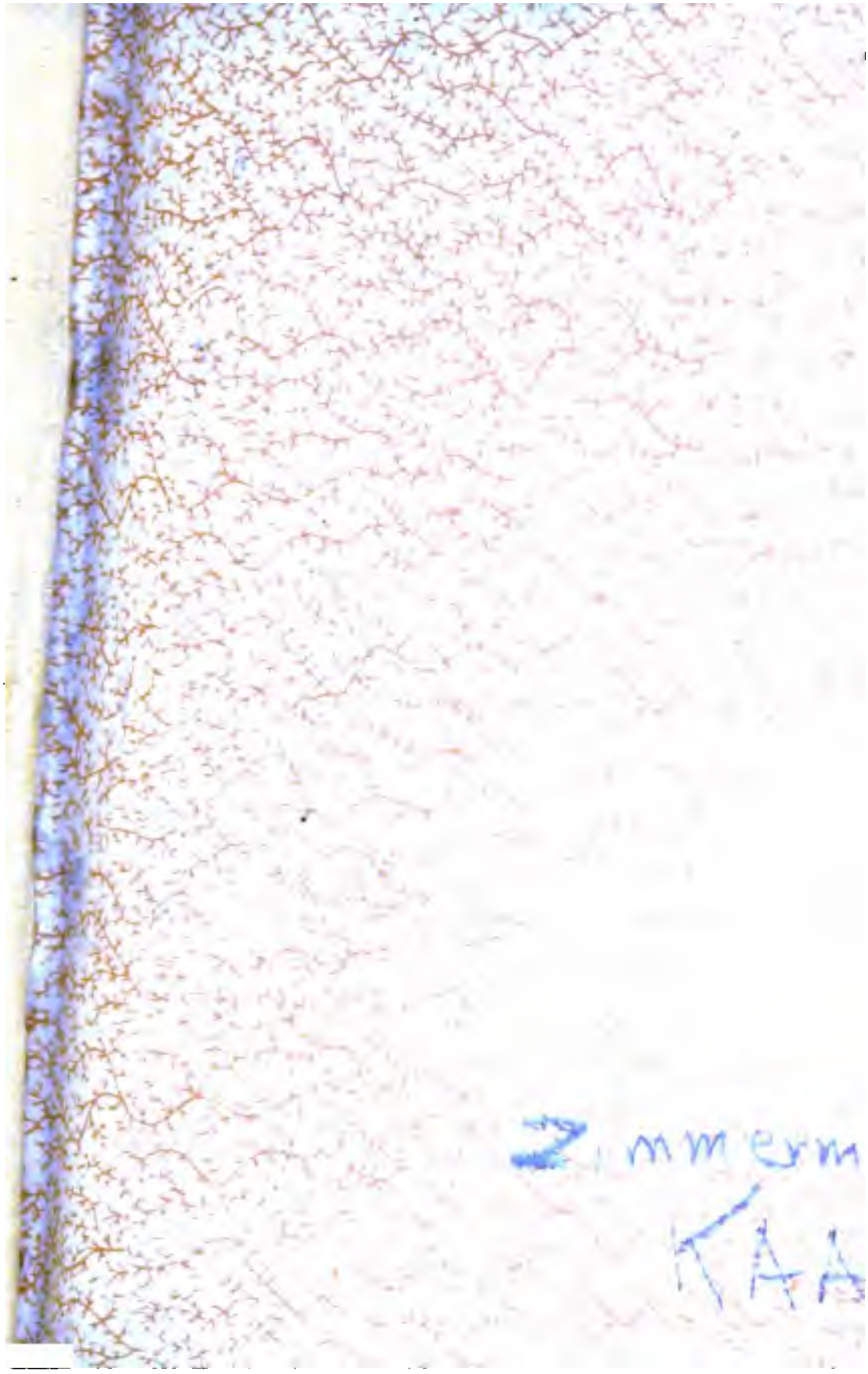
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Zimmerm
KA

Siamischer Mandarin

TASCHENBUCH
der
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung
der Endeckungen des 18ten Jahrhunderts
in Rücksicht der Länder Menschen und Productenkunde

Für jede Klasse von Lesern.

von

E. A. W. von ZIMMERMANN

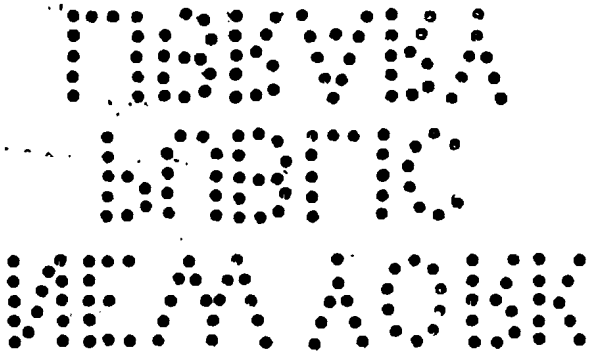
Eilfter Jahrgang.

Erste Abtheilung
für das Iahr
1812

Mit 10 Kupfern und 1 Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorrede.

Nicht ohne gegründete Furcht übergebe ich dem Leſer dieſen Theil des Taſchenbuchs der Reiſen. Die darin durchgegangenen Länder ſind gröſtentheils nur wenig bekannt; und hätte uns nicht Ludwig des Vierzehnten Politik Siam zufällig etwas beſſer kennen gelehrt, ſo wäre offenbar die, von der Natur am üppigſten ausgeſteuerte Region Aſiens, die zugleich die merkwürdigſten Phänomene des Menſchengeſchlechts enthält, ſelbſt noch jetzt groſſentheils eine Terra incognita.

Hauptſächlich verdanken wir den ältern Franzoſen die Bekanntſchaft mit Siam, indeß erſtrecken ſich ihre Nachrichten den-

noch nur auf die dem Meere näher gelegenen Theile dieses großen Reichs, und selbst von diesen sind uns nur vorzüglich die Gegenden längst dem Flusse Menam durch sie bekannt worden. Die nördlichen Länder von Siam, gegen den großen Erdbuckel Asiens hin, sind noch jetzt für uns verborgen.

Aus dem was uns aber bereits die Länder in ihrer Nachbarschaft, z. B. die der Birmanen, geliefert haben, so wie ebenfalls der südliche Theil von Siam selbst, läßt sich hier eine erstaunliche Ausbeute, sowohl für den Naturforscher als für den Ethnologen erwarten.

Der mächtige Einfluß welchen Britannien anjetzt auf das Reich der Birmanen erlangt hat, noch mehr aber seine Niederlassungen auf den Nicobar-Inseln und längst dem Archipel von Mergui zeigen der Erd- und Menschenkunde eine hoffnungsvolle Aussicht.

Ich habe mich indeß bemühet, da wo uns die Neuern fehlen, aus den ältern Nachrichten, das wesentlichste über Hinter-Indien auszuheben, jedoch habe ich hier mehrmals mit Vorsicht zu Werke gehen müssen. Besonders bei den Nachrichten der Portugiesen, einer Nation der die Erdkunde so unendlich viel verdankt, muß man mit großer Behutsamkeit verfahren. Es ist aber die Wahl hiebei oft deßhalb nicht leicht, weil mitten unter offenbar groben Uebertreibungen, dennoch mehrere, nachmals bestätigte Thatsachen vorkommen. Dieß ist ganz vorzüglich der Fall bei dem Pigafetta, bei dem man zuweilen kaum unterscheidet, ob das Ganze ein Roman oder eine wirkliche Reise seyn soll. Selbst Argensola, wenn gleich im Ganzen weit gültiger als jener, macht sich mehrmal dem Leser in Rücksicht der Wahrheit seiner Erzählungen verdächtig.

Um indeß verschiedenen der älteren Reisenden volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man sich zugleich erinnern, daß auch dieser Theil Asiens seit ihren Zeiten mehrere, wenigstens politische Veränderungen erlitten hat. Reiche sind verlöscht oder verschlungen, während daß andere sich zu großen Staaten erhoben haben. Hiedurch gehen aber begreiflich in mehreren Rücksichten wichtige Abweichungen von dem ehemaligen Zustande hervor, nicht nur in Rücksicht der Macht und des Reichthums der Staaten, sondern selbst in den Graden ihrer Kultur. Wie bedeutend letztere sich aber dort muß geändert haben, dieß ergiebt sich unleugbar aus dem, was über den ältesten Zustand von Cambodia *) und anderer Reiche von Hinter-Indien beigebracht ist; es verdient dieß mit Recht die Achtsamkeit jedes Lesers.

*) S. 135 u. f.

Wenn Hinter-Indien, oder wenigstens mehrere Staaten deſſelben in dieſen Rückſichten bedeutende Cataſtrophen erlebten, ſo bleibt es deſto merkwürdiger, daß dieß nirgend der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint mit derjenigen Einrichtung, wovon die ganze irdiſche Glückſeligkeit des Menſchen, überhaupt genommen, abhängt, nämlich mit der Regierungsform, der Bildung der Societät. So weit wie nämlich die Geſchichte Hinter-Indiens für uns nur zurück reicht, ſo weit findet ſich auch überall eiſerner Deſpotismus. Ja, was noch auffallender und empörender iſt, hier finden ſich Staaten, woſelbſt der Menſch einen niedrigern Grad des civilen Unglücks erfunden hat, als die wirkliche Sklaverei. Die Würde des Menſchen iſt dort ſo weit herabgeſunken, daß ein Geſchöpf was dort auf dem Thron ſaß, ſich nicht ſcheute, an einem freien, gänzlich ſchuldloſen Menſchen die Güte ſeines Schießgewehrs zu erpro-

ben. Der wahrheitliebende Hamilton war hievon in Johore ein Augenzeuge. Und daß die Tyrannei in dem heißen Asien noch jetzt fortdauert, davon haben uns die vorhergehenden Theile dieses Taschenbuchs eben so sehr als dieser gegenwärtige, den gültigsten Nachrichten zufolge, überzeugt.

Auf eine andere minder widerstehende Merkwürdigkeit sey es mir erlaubt den Leser aufmerksam zu machen. Dieß ist die große Kraft und Anstrengungsfähigkeit der Nation Hinter-Indiens, welche sich am wenigsten verbreitet findet, nämlich der Malayen. Die heißeste Sonne spannt also nicht überall die menschliche Fiber bis zur schlaffesten Unthätigkeit herab, denn der Malaye ist eben sowohl wüthender Krieger als anhaltend thätiger und schlauer Handelsmann.

Endlich darf ich an die vielen und sonderbaren Varietäten des Menschengeschlechts erinnern, wodurch sich diese Region Asiens

vor andern auszeichnet. Ich bin bemüht gewesen, bei den Nachrichten über die Nicobar-Inseln das Vorzüglichste davon mitzutheilen.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich als einen Nachtrag zu dem was von den Andamans-Inseln gesagt ist, aus Hamilton hinzuzusetzen, daß diese Inseln ebenfalls Quecksilber enthalten *).

Einer Entschuldigung, wegen der mindern Bogenzahl dieses Theils, bin ich hoffentlich schon deßhalb überhoben, weil ich bei andern Jahrgängen bereits hinreichend be-

*) Alexander Hamilton's Account of the East – Indies etc. etc. London 1744. Sec. Vol. p. 67. Dieser Hamilton ist sehr zu unterscheiden von G. Hamilton, welcher uns in den Asiat. Researches die Beschreibung von Carnicobar geliefert hat. Jener lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und besuchte Hinter-Indien in den Jahren 1718, 19 und folgende. Seine Nachrichten sind sehr lehrreich.

wiesen habe, z. B. bei dem Theil welcher China enthält, daß jenes nur allein durch die Materie bestimmt wird, sie sey mehr oder minder reich. Es wäre unbillig gewesen, das wesentliche Indien, Hindostan, welches nun folgen wird, zerstückelt zu liefern.

Druckfehler.

S. 14. In der Note, statt 69, lese man 60.
— 74. Zeile 15 von unten, statt einseitig lese man, einsylbig.

Braunschweig,
November 1811.

E. A. W. v. Zimmermann.

Erklärung der Kupfer.

1) Das Titelkupfer zeigt einen der vornehmsten Staatsbeamten Siams mit der Spitzmütze und dem reichen Gewande bei Feierlichkeiten; in der Sommertracht.

2) Das langschwänzige Schuppenthier (Manis macroura) nach Buffon und Tachard Seite 38

3) Der Calao, (Hydrocorax Indicus,) nach der schönen von Pr. Allamand gegebenen Zeichnung 42

4) Siamische Frau nebst ihrem Kinde . . 59

5) Aussicht von Siam und verschiedene Balonen- oder Fahrzeuge. Im Hintergrunde die Stadt Siam, der Vordergrund zeigt ein Prachtfahrzeug . . . . . 64.

6) Siamische Pagode, nebst einem Priester oder Talapoin mit dem Sonnenschirm Talapa, nach Kämpfer und Tachard . . . . . 68.

7) Kloſter der Talapoinen . . . . Seite 101

8) Der Manguſtan (Garcinia Mànguſtan) nach Barrow 168

9) Die Stadt und Rheede von Màlacca . 176

10) Beſitznehmung der Britten von der Inſel Pulo Pinang, nach einem engliſchen Kupfer 210

11) Karte von Vorder- und Hinter-Oſtindien, aus Reichards Aſien 1805.

Inhalt.

Ueberſicht von Hinter-Indien . . S. 1—13
Geographiſcher Umriß . . . . 1—4
Bewäſſerung 6
Reichthum der dortigen Flora . . . . 7 u. 8
der Fauna 8
Hinter-Indien, der Hauptſitz der gefärbten Edelſteine . . . . . 9 u. 10
Häfen und Vorzüglichkeit der Lage zum Handel . . . . . 11 u. 12
Siam . . . . . 13—32
Lage und Größe . . . . . 14 u. f.
Klima . . . . . 16 u. 17
Naturprodukte. Das Mineralreich 19—21
Pflanzenreich 22—26
der Durion 23
das Adlerholz, und ſein hoher Preis 24
die Thiere: Der weiße Elephant 27
dortige Elephantenjagd . . . 28
Kampf des Elephanten mit dem Krokodill und dem Königstieger 29 u. 30

das Nasehorn . . . . S. 31—34
der Caracal 35
das Schuppenthier 37
das Himmelshuhn u. andere Vögel 39
der Hornvögel 41
Auch die Siamer kennen das Zeichen der Hahnreischaft 43
Krokodillenjagd 45
Der fliegende Drache und übrige Eidechsen 46 u. 47
Die Fische, Insekten und Schleimthiere 48—54

Der Mensch.

Die Siamer sind ein gemischtes Volk . . 55
Aeussere Bildung des Siamers 57
Kleidung 58
Wohnungen 59
Nahrung . . . . . 60 u. 61
Geringer Anbau des Landes 63
Volkszahl 64
Bau der Siamischen Schiffe und Prachtfahrzeuge 64
Technische Geschicklichkeiten der Siamer . 66
Dortige Baukunst 67
Pagoden . . . . . 68 u. f.
Häusliches Leben . . . . . 70 u. f.
Sprache und Poesie . . . . . 74 u. f.

Krankheiten . . . . . S. 76 u. f.
Wissenschaftliche Kenntnisse . . . . . 78 u. f.
Charakter der Siamer 80
Regierungsform . . . . . 81—85
Es giebt einen unglücklichern Zustand als den des Sklaven . . . . . 81 u. 82
Furchtsamkeit eines Tyrannen . . . 86 u. f.
Die Hauptstadt Siam 89
Finanzen des Königs . . . . . 90 u. f.
Adel 92
Gerechtigkeitspflege 93
Abergläubische, gräßliche Proben der Unschuld . . . . . 94 u. f.
Religion des Buddha 97
Talapoinen oder Priester; ihre verschiedenen Grade . . . . . 99—100
Ihre Klöster 101
Nonnen 102
Sonderbares Fest, dem jüdischen ähnlich 103
Begräbnisse verschiedener Art . . . 104 u. f.
Siamische Schauspiele 109
Ochsenrennen, Feuerwerke, fliegende, leuchtende Drachen . . . . . 111—112
Einige Hauptepochen in Siams Geschichte 113 u. f.
Der Abentheurer Constantin Phaulcon 120 u. f.

Rebellion der Macassaren . . . . . S. 123
Furchtbare Wildheit dieser Nation . . 125
Schandbare Erhebung der heutigen Dynastie auf den Thron . . . . . 127 u. f.
Laos und Cambodia . . . . . 132 u. f.
Natürliche Geographie von Laos . . . 133
Der Benzoin-Baum 137
Wie das Harz daraus gewonnen wird, und dessen Werth 138
Die übrigen Produkte von Laos . . . 139 u. f.
Natur der Laoser . . . . . 140 u. f.
Sie waren vormals Republikaner; jetzige despotische Regierung 141
Lage und Bildung von Cambodia . . 147 u. f.
Merkwürdiger Giftbaum daselbst . . 151 u. f.
Die Camboyer und ihre bürgerliche Einrichtung . . . . . 153 u. f.
Merkwürdige Ruinen, Beweise vormaliger höherer Kultur . . . . . 155 u. f.
Das kleine glückliche Reich Ponthiamas 159 u. f.
Die Erdzunge Malacca . . . . . 162 u. f.
Physicalische Geographie derselben . 164 u. f.
Treffliche Produkte, hierunter der Mangostan und das beste Zinn . . . 168 u. f.
Der Juno Vogel 170
Der Malaye; äußere Bildung . . . 171 u. f.

Erstaunliche Verbreitung dieses Volks, und Charakter . . . . . S. 172 u. f.
Verdiente Strafe eines Verräthers . 176
Beispiele kaum glaublicher Tollkühnheit, Rachsucht und Todesverachtung . . 177. u. f.
Wie mißlich es sey, den Charakter eines Volks nach seiner Sprache zu beurtheilen 183
Vergleich des Malayischen mit dem Siamischen 184
Schreckliche Züge im Charakter der Malayen 187
Kleidung, Hausrath derselben . . . 189. 190
Stadt Malacca und ihr Handel . . 191
Noch einige Städte der Erdzunge von Bedeutung 193. 194
Die Bergnation Monacabaes . . . 195
Der Mergui-Archipel 199
Einige seiner wichtigsten Inseln, z. B. Junk Seylon und Pulo-Pinang . . . 203 u. f.
Letztere, die an England abgetreten wird, ist der Handlung sehr wichtig . . . 206
Die Andaman-Inseln, ihre Lage und Wichtigkeit . . . . . 211 u. f.
Dortige Naturprodukte . . . . . 215 u. f.
Die Bewohner gehören zur Negerrace 217
Sind von allen Nachbarn verschieden . 219
Werden der Anthropophagie beschuldigt 222
Die Nicobar-Inseln; ihre Lage 224

Nachricht von der nördlichsten, Carnicobar S. 225
Der dortige Mensch nach Dampier und Hamilton 227. 228
Köping beschreibt sie als geschwänzt . 229
Ueber die geschwänzten Menschen überhaupt, Zeugnisse dafür . . . . . 230 u. f.
Sonderbare Sitten der Nicobarer . . 241 u. f.
Das Land Tiperah; Lage und Gränzen 245. 246
Die Coucis, ein merkwürdiges Gebirgsvolk 248
Ihre Religion und Sitten 250
Weßhalb sie im Kriege feindliche Weiber morden 253
Ethnographischer Rückblick auf Hinter-Indien 258

Einleitung.

Uebersicht von Hinter-Indien.

Jetzt waren wir eingeführt in die heißesten und fruchtbarsten Regionen Asiens, bekannt unter dem Namen von Hinter-Indien, das ist des festen Landes von Ost-Indien jenseits des Ganges *).

Nur hier tritt Asien fast bis zu dem Aequator hinab. Da gebiert dann der lothrechte Strahl die auffallendsten Erzeugnisse. Ihre Formen, ihr Reichthum, ihre Schönheit, alles trägt den Stempel des hohen Klimas. Die Pflanzenwelt vereinigt Majestät mit großer Schönheit und gewährt kraftvollste Nahrung nebst höchstem Wohlgeruch; das Thierreich zeigt fruchtfressende

*) In Norden wird es fast genau vom Wendekreise begränzt, in Osten und Süden vom Meere, in Westen vom Ganges und Bengalen. Eigentlich gehörte hienach der südlichste Theil von China darzu, indeß würde dieses Reich nur dadurch zerrissen.

Kolossen und die furchtbarsten Würger. Sogar der Mensch äußert schaudererregende Wildheit.

Aber selbst die Bildung dieses Theils der Erde ist eben so außerordentlich als belehrend.

Und so verdient ein solches Land die ganze Aufmerksamkeit des Naturforschers und des Anthropologen.

Laßt uns, bevor wir das Weitere dieses merkwürdigen Erdstrichs und dessen Völkerschaften einzeln durchgehen, einen Blick auf das Ganze werfen.

Asiens Continent endigt in Süden, nicht etwa wie das von Afrika oder von der Neuen Welt oder von Australien, mit einem konisch zulaufenden Vorgebirge.

In eine lange schmale Erdzunge verengt, welche nur wenig nach Südosten von der geraden Richtung abweicht, läuft es fast bis zum Aequator hinab, und bei Cap Romania, seinem äußersten Punkt (1° 2′ nördl. Breite und 104° 6′ Länge v. Greenwich nach Robertsons Karte), zeigen sich nur die kleinen Inseln der Straße von Sincapura.

Diese lange Erdzunge ist dabei an einigen Punkten vom Ocean so dünne geschliffen, daß ein Trageplatz von 6 Stunden hinreicht, um vermittelst zweier kleinen Flüsse den Golf von Bengalen mit dem Golf von Siam zu vereinigen *).

*) Unter 10° Br. das Flüßchen Kraw des G. von Bengalen mit dem Tonsong, der in die Bay von Siam tritt, nach Forrest.

Wie sonderbar ist nun aber dieses ganze große Gebiet von Hinter-Indien geformt!

Die so eben beschriebene Landzunge zeigt sich hiebei gleichsam wie der Griffel einer ausgedehnten Erdfläche, an welcher der Theil des weiten chinesischen Oceans unter der besondern Benennung des Busens von Siam hoch ins Land hinauftritt, während das Meer in Osten bei Cochinchina wahrscheinlich durch die Felsenreihe dieses Reichs gehemmt, eine große, rundere Landmasse stehen lassen mußte, und dort nun den Busen von Tunkin ausspühlte; die Insel Hainan zeigt indeß auch hier die mächtige Arbeit der Wellen.

Im Westen hätte vielleicht die Kraft der Gewässer sich ebenfalls höher in das Continent hinauf gearbeitet; allein eben jene schmale Landzunge von Malacca hat, seiner ganzen Länge nach, ein festes Kettengebirge in sich hinablaufend, und dieses brach der Wellen Macht. Sie drangen indessen an den schwächeren Theilen des Continents hinein, und verwandelten, nach vielen einzelnen Zersplitterungen, den großen Erdstrich, den wir jetzt Sumatra nennen, in eine Insel.

Man übersehe nur auf der Weltkarte, was für erstaunliche Catastrophen der von Südosten hergewälzte Meeresstrom hier in der südlichen Halbkugel hervorbrachte.

Tausende von Inseln, einige könnte man Continente nennen, liegen als Ruinen dieser mächtigen Erdveränderung noch jetzt vor unsern Au-

gen, und wir werden bei einer andern Gelegenheit sehen, wie Asien in seinen antediluvianischen Zeiten ein ganz anderes Continent, von viel vastern Umfange, bildete, als in unsern Zeiten.

Daß aber die großen Urgebirge seiner damaligen weitern Zertrümmerung Schranken setzten, dieß beweiset noch jetzt ihr gegenwärtiger Lauf in dem hier durchzugehenden Hinter-Indien.

Die Bewässerung dieses heißesten Asiens ist ebenfalls sehr merkwürdig. Sie kommt fast gänzlich aus dem höherliegenden breiteren festen Lande hervor. Sie nehmen fast alle unter dem 35sten oder höheren Breitengrade ihren Ursprung.

Hebt man, wie billig, mit dem Baramputre an, so ist wohl kein Land der Erde, welches von einer solchen Anzahl mächtiger Ströme bewässert wird, als Hinter-Indien.

Wir haben bereits in dem vorhergehenden Jahrgange *) dieses Stroms, der dem Ganges wenigstens gleichkommt, erwähnt, so wie des nicht geringern Irrawadi **), des Hauptstroms des Reichs der Birmanen und des minder bedeutenden Peguflusses.

Aber der gleich darauf in Osten folgende Thalaguan, in Norden nach Arrowsmith Noukian, in Süden auch der Martaban genannt, gehört zu den größten Flüssen Asiens.

---

*) 9ter Jahrg. 1ste Abth.

**) 9ter Jahrg. 2te Abth.

Der weiter östlich folgende große Maygue oder Menam, welcher uns hier besonders wichtig wird, da er der Hauptfluß von Siam ist, entspringt in den Gebirgen der chinesischen Provinz Yunnan, zertheilt sich, nachdem er mehrere Flüsse, z. B. in Osten den Anan u. a. westliche, aufgenommen hat, unweit der nordlichen Gränze von Siam in mehrere Arme, die sich aber bald mit einander wieder vereinigen, nachdem sie Inseln von bedeutendem Umfange gebildet haben. Kurz nach dieser Vereinigung läuft der Strom zu den Mauern von Juthia, der Hauptstadt von Siam, und geht sodann stets in der Richtung nach Süden unweit Bankok, der Strandfestung dieses Reichs, in den großen Meerbusen von Siam.

Des weiterhin in Osten gelegenen, weit größern Stroms, des Maykiang, auch Cambodia genannt, da er hauptsächlich diesem Lande angehört und sich darin dem Meere einmündet, ist ebenfalls bereits in den vorhergehenden Jahrgängen gedacht. Er durchläuft über 25 Grade der Breite, und bei seinen weiten Krümmungen, sicher weit über 400 d. Meilen.

Aber auch jene Landzunge von Malacca hat einige für den Handel nicht unbedeutende Flüsse, z. B. den Tavay und den südlichern Tanasserim, welcher bei Mergui seine Mündung hat.

Auffallend ist es dem Auge, wie diese Ströme mit einander fast alle ihren Ursprung jenem hohen Gebirgsbuckel von Tibet und den daraus ablaufenden Zweigen zu verdanken haben, wie

ſie ferner ſelbſt durch dieſe von dort aus na
Süden beinahe gerade hinablaufenden Gebirge
Sproſſen von einander getrennt werden, un
wie ſo durch Bergketten und ihnen parallellau
fende Ströme die Länder ſelbſt von Natur ſic
begränzt finden.

Es ſind mithin dieſe Länder, z. B. Ava, Pe
gu, Siam, Laos, Cambodia und Cochinchina
eigentlich große Thäler, die ſich von Norden
nach Süden hin erſtrecken. Jeder, aus ſo gro=
ßer Ferne herabſtrömende Fluß, wird dann,
gleich dem Nil, die Segensquelle des weiten
Thals. Oftmals ſteht hiedurch das Land mehre=
re Monate hindurch unter Waſſer, und man
findet ſich in dieſer Zeit gleichſam auf einer gro=
ßen, mit leichten Fahrzeugen zu beſchiffenden,
Waſſerfläche.

Kaum ziehen ſich aber die Gewäſſer zurück,
ſo ſteigt aus dieſer, durch den zurückbleibenden
Schlamm unter der lothrechten Sonne, eine
unermeßliche Vegetation hervor, wovon ſich der
Europäer ſchwerlich einen deutlichen Begriff zu
machen vermögend iſt.

In Siam gewährt das Reisfeld, ſelbſt wenn
es vernachläſſigt, unbearbeitet bleibt, lediglich
durch die in den Schlamm gefallenen Körner,
jährlich eine zwiefache Erndte. Ueberall iſt das
Zuckerrohr in großem Ueberfluß. Nur allein aus
Cochinchina ſendet man jährlich 40000 Tonnen
Zucker, jede zu 2000 Pfund, nach China, und
von dieſem trefflichen Produkt koſtet ein Pekul
(133 Pf.) dort nur 3 Thaler.

Hinter-Indien prangt mit den herrlichsten und nahrhaftesten Palmen aller Art, mit der Kokos-, der Sagu-, der Wein- und Kohlpalme. Nirgend zeigen sich so große Waldungen von dem unverwüstbaren Bauholz, dem Tielbaum, und alle Arten der schönsten Färbe- und Ausleschölzer gedeihen neben den vielartigen Firniß- und Gummibäumen.

Hier erzeugt sich dann auch die schönste Frucht der Erde, der Mangustan *)-, in höchster Vollkommenheit; denn die Schmackhaftigkeit, das labende und das Gewürz dieses in seiner Art einzigen Apfels, wozu er in Malacca reift, übertrifft, nach den Zeugnissen aller Reisenden, alles, was nur die heiße Zone der übrigen Welt der Zunge darbietet. Ihm stehen der reizende Rambustan, die Pisangarten, die Yams, der Durion mit vegetabilischem Rahm gefüllt, so wie mehrere Pfeffer- und andere Gewürzarten und alle übrige Leckereien der Pflanzenwelt Asiens zur Seite. Kurz hier ist, wie schon Meiners bemerkte, das Paradies aller tropischen Früchte. Und diese reiche, ergiebige Vegetation wimmelt von unzähligen Legionen großer und kleinerer Thiere. Forbin sahe hier Heerscharen von Fliegen, welche eine ganze Stadt bedeckten; man fürchtete sie als eine ungeheure Gewitterwolke.

Die Moräste und Flüsse werden von einer sol-

*) M. s. weiter unten.

chen Anzahl Krokodillen belebt, daß man regelmäßig Jagd auf sie zu machen gezwungen ist *). — Rudel der stärksten Elephanten verheeren die Reisfelder; in dem schlammigen Boden wälzen sich das Nasehorn nebst dem wilden Büffel. Der Königstieger macht überall die dichten Waldungen dem Menschen gefährlich, und selbst große Heerden starker Affen wagen es, kühn gegen ihn aufzutreten, während daß die Wipfel der Bäume von Tausenden der schönsten Papagaien, wilden Pfauen, Tauben und Singvögel aller Art belebt sind. Sogar Höhlen und Spalten der felsigten Küsten sind reich an köstlichem Geflügel; sie sind bedeckt von den dem Schlemmer so schätzbaren Schwalbennestern.

Daß die Blätter und Zweige jener üppigen Flora einer ungeheuren Menge Insektenarten Nahrung gewähren, verdient nur in so fern einer eigenen Bemerkung, weil sich hierunter gleichfalls die berühmten Erzeuger des Gummilacks überall finden.

Sowohl die Flüsse, als der Ocean, welcher Hinter-Indien bespühlt, sind unermeßlich reich an Fischen und eßbaren Meerprodukten aller Art.

Die leichte Art, sich durch die Fischereien zu ernähren, zieht die größte Menge der Einwohner nach jenen großen Strömen hin.

Das Meer ist aber von den größten Cetaceen

*) M. s. weiter unten.

und Haifischen und Rochen bis zu der kleinen Sardine unerschöpflich.

Wir werden sogleich sehen, daß hier *) Seethiere vorkommen, welche vielen andern Meeren fremd sind.

Auch liefert die Fischerei der Schleimthiere (Mollusca), z. B. der Meernesseln und besonders des so genannten Trepans (Biche de Mer), großen Gewinn; und mehrere Busen, z. B. der von Mergui sind wegen ihrer Perlen berühmt.

Aber mit alle den erwähnten Schätzen der belebten Welt schien die Natur diese Länder noch nicht hinreichend ausgesteuert zu haben.

Selbst das Todte, der unorganische Boden Hinter-Indiens enthält vielartigere und größere Reichthümer, als irgend ein uns bekanntes Land.

Die meisten Flüsse führen Goldkörner oder Goldsand, daher dann in mehreren Theilen, z. B. in Malacca, Cochinchina, Tunkin und Laos, Goldwäschereien; auch sahen wir zuvor **), daß die Gebirge bedeutende Goldbergwerke und Silbergruben enthielten.

Eisen, Kupfer, Blei finden sich in mehreren Gegenden. Aber berühmt ist Hinter-Indien, vorzüglich die Erdzunge von Malacca, wegen

---

*) Bei Siam.

**) M. s. den vorhergehenden Jahrgang, Art. Tunkin und Cochinchina.

des trefflichen reinen Zinns, auch Kalin genannt *).

Vorzüglich reich sind aber die Gebirge dieser Länder an Edelgesteinen, besonders an allen Arten der farbigen, z. B. Rubinen, Rubicellen, Saphiren, Amethysten und Topasen. Dieß bezeugen schon die ältesten Nachrichten eines Sheldons, Taverniers und Anderer. Besonders sollen die ersten, die Rubinen, sich in Hinter-Indien in solcher Anzahl finden, daß die Geschenke an die Gesandten oftmals aus solchen aufgereiheten Steinen bestehen.

Hamilton, ein sehr aufrichtiger Erzähler von dem, was er zu Anfang des 18ten Jahrhunderts dort sah, gedenkt, wie auch Loubere, sogar der Diamanten in Pegu, obgleich keine besondere Nachfrage dort darnach ist.

Wenn ein so übermäßig von der Natur begünstigtes Land daneben nun durch die zuvor angezeigten großen Ströme nicht nur die trefflichsten Handelskanäle zum innern Verkehr besitzt, sondern mit mehreren der vorzüglichsten Seehäfen versehen ist, was ließe sich sodann nicht für das glücklichste Daseyn des Bewohners hoffen?

Hinter-Indien hat aber mehrere der besten Ankerplätze und sichere Häfen, wovon verschiedene zugleich die Mündung eines großen Stroms ausmachen.

---

*) Weiterhin hierüber mehr.

Hierunter gehören in Westen zuerst Arrakan, und hierauf etwas östlicher die durch die vielen Mündungen des großen Irrawadi gebildeten Häfen Persain, Rangun und andere, deren zuvor schon gedacht ist *).

Aehnliche Mündungen erzeugten die Flüsse Pegu bei Syrian, der, Hamilton zufolge, Schiffe von 600 Tonnen aufnimmt, so wie der Martaban bei Martaban; alles dieß für das Reich der Birmanen.

Die Landzunge von Malacca hat aber bei Mergui einen nutzbaren Hafen, das Flüßchen Teneraſſin; Loubere hält den dortigen Hafen für einen der besten in Indien.

Ferner finden sich bei der Insel Junk-Selang und auf der Insel Pulo Pinang sichere Häfen.

Schon vorhin ist des wichtigen Vortheils gedacht, den der Handel durch den kurzen Tragepiatz queer über Land von einem Meere zum andern erhalten kann.

Selbst an der äußersten Spitze von Asien, im kleinen Reiche Johore oder Joor, jetzt zu Siam gehörend, ist, nach dem Bericht der Holländer, ein guter Hafen, so wie auf einigen der gegenüber liegenden Sincapura-Inseln; und längst der langen Ostküste des ganzen Isthmus sind, wie es auch mehrere Karten andeuten, bei Langore und Ligore Häfen und Ankerplätze vorhanden.

---

*) M. s. den vorhergehenden Jahrg. S. 168.

Für das übrige Siam ist aber der Hafen von Bancok gleichsam der Schlüssel; es ist daher mit einem bedeutenden Fort versehen.

Die Ostküste von Hinter-Indien hat noch schätzbarere Häfen, als die westliche.

Schon Hamilton bemerkt, daß auf der 700 engl. Meilen langen Küstenstrecke von Cochinchina viele Häfen besser benutzt werden könnten. Wir haben einige in unsern Zeiten durch Barrow und andere Engländer genauer kennen gelernt, und dieß ist derselbe Fall für das Königreich Tunkin *).

Dieß mag genug seyn von der vortheilhaften Küstenbildung, da wir nachmals die noch übrigen Länder Hinter-Indiens einzeln werden kennen lernen.

Die Natur hatte mithin alles aufgeboten, um in Hinter-Indien eine außerordentliche Volkszahl auf das ruhigste und glücklichste neben einander leben und seine trefflichsten Gaben auf das reichlichste genießen, und den Fremden mittheilen zu lassen.

Aber wie ganz anders, wie contrastirend mit der ihm von ihr vorgezeichneten Absicht zeigt sich hier der Mensch!

Statt bei geringem Fleiße und gehöriger Ordnung sich jedes nur möglichen häuslichen Glücks zu erfreuen, statt die Tage unter schuldlosem

*) M. s. den vorhergehenden Band des A. B. der Reisen.

Frohsinn und heiterer Ruhe und Dank für die überschwenglichen Gaben des Schöpfers zu verleben, statt den tausendfachen Ueberfluß an den Fremden auszutauschen und hiedurch gleichsam die Ausbeute der ganzen übrigen Erde zu genießen, sieht man nirgend so sehr den blutigen Geist der Zwietracht, den empörendsten Dämon des Despotismus, als eben hier. Bei der höchsten Fülle schmachtet mehrmals das Volk unter tödtendem Hunger; Rebellion ist daher häufig an der Tagsordnung; der Wuth des Malayen ist nichts zu vergleichen, denn sogar mitten im eigenen schmerzhaftesten Tode drängt er sich wie gänzlich gefühllos zur Rache seines Feindes; auch ist nirgend das Leben des Menschen so gänzlich für nichts geachtet, und nirgend sind die Strafen, selbst geringer Vergehungen wegen, so schaudererregend.

Das Bestimmtere dieses kaum glaublichen Contrasts, der trefflichsten wohlthätigsten Natur, und ihrer traurigen widersinnigen Anwendung, wird uns sogleich die Darstellung der einzelnen Länder gewähren, zu der wir nun übergehen.

Siam.

Wenn anders die letztern Jahre dieses bedeutende Reich Hinter-Indiens nicht durch neue Zerrüttungen vergrößert oder noch weiter verkleinert haben, als dieß bereits durch die Birmanen neuerlich geschehen ist, so ist das Königreich zwar, von Westen nach Osten, zwischen den

beiden großen Strömen, dem Menam und dem Maykaung oder Cambodia, gelegen: allein seine eigentlichen Gränzen sind dennoch von Osten nach Westen enger, da die in Cambodia und Laos laufenden Gebirge westlicher als der Fluß Maykaung nach Süden hinabgehen. — Siam ist eigentlich nur das Thal zwischen den Gebirgen jenseits des Menam und diesen Gränzgebirgen. Seine nördliche Gränze hingegen geht kaum über den 17ten Breitengrad am ersten Flusse hinauf; wie hoch am letztern Strome ist mir unbekannt. Daher würde stets von den 170000 engl. Quadratmeilen *), welche Templeman ihm gab, vieles abgehen.

Da Siam zuletzt ebenfalls seinen Haupteinfluß auf die Westseite der Landenge von Malacca größtentheils mit dem Hafen von Mergui verloren hat, und ihm hier nur noch (so weit wir es jetzt wissen) die Insel Selanga oder Junk Seylon übrig ist, so ist sein Gebiet und Handel dadurch beträchtlich beschränkt.

Das Hauptland scheint mithin nur eigentlich ein sehr großes Parallelogram zwischen den so eben angezeigten engen Gränzen, die fast überall von Gebirgen gebildet sind.

Der Hauptstrom für Siam, der Menam oder Maygue, ist für dieß Land gerade von eben dem Werth, als der Irrawadi für das Reich der Birmanen. Er ist im höhern Norden durch

*) 69 auf 1°.

verschiedene kleinere Flüsse der chinesischen Gränzgebirge ansehnlich geworden, und es ist merkwürdig, daß sich hierunter ein Fluß Anan findet, welcher ihn (nach Arrowsmiths Karte) oberhalb des 17ten Grades der Breite mit dem größern Strom, dem Cambodia oder Maykaung, verbindet. — Dort müssen also wohl jene Gebirgsketten unterbrochen seyn, um diese Verbindung, welche beiden Reichen nützlich werden könnte, zuzulassen.

Südlicher, im eigentlichen Siam, nimmt der Fluß eine andere vielarmigte Bildung an. Längst mehr als einem Breitengrade sieht man hier dadurch große Inseln entstanden, die sich nur erst gegen die Hauptstadt, Juthia oder Siam, verlieren, wo denn diese Arme wieder in einen einzigen Hauptstrom vereinigt zusammen fortgehen. Von dort etwa 20 Seemeilen erreicht er das Meer, nachdem er sich in 2 Hauptäste getheilt hat, wovon der größere, östliche, den Namen Menam behält. Auf seinem Wege von Juthia an finden sich mehrere nicht unbedeutende Inseln in dem Menam; unweit des Forts Bancok, des Schlüssels der ganzen Fahrt und des Reichs selbst, ist aber bei weitem die größere; hierauf hatten die Holländer eine Niederlage errichtet.

Sollte nicht ein Land unter der heißen Zone, von reichen Strömen bewässert, welche von ansehnlichen Gebirgsketten parallel begleitet werden, den reizendsten Anblick sowohl durch den Reichthum und durch die Abwechselung seiner Vegetation und seines Anbaus, als durch die Fülle

stark bevölkerter Städte und Ortschaften gewähren? Aber wie weit ist Siam von diesem Ideale entfernt!

Nur längst dem großen Flusse, dem Menam, ist das Reich angebauet und bevölkert. Hieher drängte sich fast seine ganze Menschenmasse, und das übrige weite Land ist Wald und Wildniß.

Zwar zeigt sich eben in der Mächtigkeit dieser Waldungen die Stärke des Klimas und die Fruchtbarkeit des Erdbodens, allein es zeigt uns auch zugleich, die todte Unnützlichkeit der reichen Natur, so bald der Arm des Menschen fehlt.

In jeder Richtung ist jenseit des bebaueten Striches längst dem Flusse, Siam nur eine von den trefflichsten tropischen Baumarten dicht bewaldete Wildniß, in welcher das Gebrüll des Königstiegers und anderer reißenden Thiere, so wie das der Elephanten, Rhinocerotten, Büffel und Hirsche oder großen Affen, überall wiederhallt. Die Reisenden wagen es nicht, in geringer Anzahl und ohne gut bewaffnet zu seyn, die Landschaften, welche vom Flusse entfernt sind, zu besuchen; kurz Siam bietet, nach dem Berichte aller Beobachter, zum Hohn der herrlichsten Natur eine weite, gefürchtete Wildniß dar.

So wie überhaupt die Tropenländer die Jahrszeiten in die nasse und trockene, in den Winter und Sommer, eintheilen, so findet dieß zwar gleichfalls bei den Siamern statt; indeß haben sie, sonderbar genug, noch eine Unterabtheilung des Sommers angenommen. Da sie mit uns noch nördlich vom Aequator liegen, so fällt ih-

Winter mit unſern Wintermonaten zuſammen, nur iſt er bei ihnen ſo kurz, und dabei ſo unbedeutend, daß ſie für ihn nur zwei Monate rechnen.

Hierauf hebt ſofort, wenn die Sonne wieder ein wenig über den Wendekreis des Steinbocks geſtiegen iſt, ihr ſogenannter kurzer Sommer an; worauf dann nachmals der eigentliche heiße, lange Sommer folgt, nämlich beim ſtärkern Annähern der Sonne zum nördlichen Wendekreiſe; dieſe Jahrszeit nimmt den ganzen Raum ein, da die Sonne über ihren Scheitel bis zum Wendekreis tritt, dann abermals über ſie hingeht und ſich nun nach Süden wendet.

Zwar haben wir, ſo viel ich weiß, keine neue Wärmebeobachtungen über dieß Land, allein ſelbſt die älteren, welche der Abt Richard *) liefert, ſo unbeſtimmt ſie auch ſind, zeigen dennoch, daß der Unterſchied zwiſchen der Temperatur des Winters und des Sommers nicht ſehr anſehnlich iſt.

Er giebt nämlich an, daß der höchſte Stand des Thermometers 78 Grad, der niedrigſte aber 22 betrage. Ob dieß nach einer Skale des alten, unſichern Florentiner Thermometers gerechnet ſey, bleibt leider unbeſtimmt, indeß wäre doch die Differenz nur einige 50 ſolcher Grade, da bei uns das Fahrenheitſche Thermometer mehrmals von 94 oder 95 im Schatten über

*) Hist. de l'air. I.

Null, zuweilen bis auf 24 unter Null hinabsinkt.

Die Winde richten sich auch hier, wie in den meisten Tropenländern, nach dem Stande der Sonne. Ist sie südlich des Aequators, so bringt die kältere, dichtere Luft von Norden herab, dagegen blasen die Südwinde, so wie Siam von der nach Norden hinauf gestiegenen Sonne erhitzt wird.

Es verweigern oder erschweren wenigstens hiedurch die Nordwinde fast 6 Monate hindurch den Schiffen den Eingang in die Häfen von Siam, da dieß nachmals bei dem herrschenden Südwinde in Rücksicht des Auslaufens der Fall wird. Freilich wird dieß mehrmals durch Stürme oder plötzliche Wetterabwechselungen verändert.

Was ein solches Klima auf die Verrichtungen des Menschen und auf seine Gesundheit für Einfluß haben kann, werden wir nachmals sehen.

Jetzt zu den wichtigsten Naturerzeugnissen von Siam.

Natur-Produkte.

Um von der todten zur organisirten Natur uns zu erheben, so ist, wie überall, auch diesen Ländern das wichtigste Metall nicht entzogen. Eisen findet sich in Siam an mehreren Orten; vorzüglich sind in der Nähe der Stadt Campagnet im nördlichen Siam, unweit des großen Flusses,

Stahlgruben, woraus man ſo viel gewinnt, daß das Land mit Meſſern und mit anderm Schneidezeuge verſehen werden könnte. Die daraus verfertigten Meſſer ſind aber auch als Gewehr zu benutzen, ob man ſie gleich eigentlich nicht dafür annimmt. Die Klinge hat nämlich bei der Länge eines Fußes drei bis vier Zoll in die Breite.

Merkwürdig ſind zwei Magnetberge, welche die gelehrten Jeſuiten bei ihrer Reiſe nach China in Siam unterſuchten. Der Pater Fontenay fand zwei ſolcher Magnetgruben unweit Caoutquebec, einer Ortſchaft, welche, ſeiner Beſchreibung zufolge, ebenfalls nördlich von Louvo landeinwärts liegt, da die Reiſenden den Fluß aufwärts über Louvo hinauf fuhren.

Die Gruben liegen ſeitwärts eines hohen Berges, und ſo wie ſie ſich ihnen näherten, wurden die Magnetnadeln ihrer zum Beobachten der Abweichung mitgenommenen Inſtrumente völlig irre; ſelbſt nach einiger Entfernung fanden ſich die Nadeln noch verändert, ſie hatten zuvor 3 Grad nordweſt gezeiget, nachmals aber 2 Grad weniger. Die Wirkung ſoll ſich auf mehr als 30 Meilen (lieues) erſtrecken. Wahrſcheinlich hätte dann der Magnetſtock unter der Erde einen ſehr großen Umfang. Auch war die Wirkung des Gebirgs ſo heftig, daß die eiſernen Werkzeuge, deren man ſich zum Abſchlagen des Geſteins bediente, ſtark angezogen wurden. Das Geſtein war indeß von zu feſter Natur, um von den ſchlecht gehärteten Werkzeugen viel zu lei-

den, man mußte sich mit kleinen mit dem Hammer abgeschlagenen Stückchen begnügen. So viel es die Beobachtung erlaubte, glaubten die Jesuiten zu finden, daß die Pole des Magnetberges von Norden nach Süden lagen.

Blei- und Zinngruben bauete man in Siam bereits seit langer Zeit. Das Zinn, dort Kalin genannt, ist weich und erhält deßhalb einen Zusatz von Gallmey, so daß es eigentlich eine Art weißliches Messing wird, welches man unter dem Namen von Tutanego ausführt.

Das Zinn selbst findet sich besonders als ein schwarzer Sand in mehreren Gewässern, den man dann durch Waschen herausbringt.

Gold- und Silberadern hat man in ältern Zeiten dort entdeckt, und die Menge verarbeiteten Goldes, welche sich noch jetzt dort vorfindet, scheint dieß zu bestätigen. Auch brachte man einem französischen Arzte, Vincent, Stufen, woraus er keinen unbedeutenden Theil Silber zog.

Ob sich die Queckſilberminen, welche sich auf den benachbarten Andemans-Inseln finden *), bis auf das feste Land von Siam erstrecken, ist freilich nicht entschieden; nur die Vielartigkeit der hier vorkommenden Mineralien scheint es einigermaaßen wahrscheinlich zu machen.

Von feinen Steinarten zeigen sich in Siam, außer den Saphiren, Rubinen und Agaten,

*) M. s. weiter unten.

sogar, wiewohl selten, Diamanten. Einige rohe Diamanten wurden zu den Zeiten, als die Franzosen dort eine bedeutende Rolle spielten, dem Könige gebracht; da er aber nicht sehr darauf achtete, und daher die Entdecker nicht sehr belohnte, noch aufmunterte, so unterblieb das weitere Nachsuchen.

Mit andern mineralischen Körpern ist das Land ebenfalls gesegnet. So finden sich in der Provinz Coni mehrere Salpetergruben, auch sammlet man den Salpeter auf den Höhen der Felsen und in den Tempeln, woran er sich durch den Mist der ungeheuren Menge von Fledermäusen erzeugt *), um ihn zum Schießpulver zu benutzen.

Theer und Erdpech zeigt sich ebenfalls an mehreren Orten.

Das Pflanzenreich entspricht durchaus der Lage und Fruchtbarkeit des Landes so sehr, daß es völlig über unsere Kräfte geht, die Flora von Siam einigermaaßen auseinander zu setzen; hier daher nur einige der wichtigsten, von den Menschen am meisten benutzten Vegetabilien.

Siam gehört unter die vorzüglichsten Reisländer. Der Reis wächst bei dem dort von den Ueberschwemmungen zurückgebliebenen fruchtbaren Schlamme selbst unangebauet. Auch ist es

---

*) M. s. weiterhin.

reich an mehreren Arten desselben. Es giebt röthlichen, weißen, groß- und kleinkörnigen. Die vorzüglichste Sorte hat nur die Größe eines Nadelknopfs, und ist dabei durchsichtig wie Krystall. Dieser wird für die Feste aufgespart und dann mit Wild- oder Schweinefleisch gekocht; ein solches Ragout heißt Poulo. Der Reis bleibt auch hiebei völlig weiß und ist äußerst leicht zu verdauen.

Ueberflüssig ist Siam mit Zuckerrohr versehen, und wie Loubere bezeugt, so ist dieses von ganz vorzüglicher Art. Man versteht es zwar, den Zucker daraus vermittelst starker Cylinder, die von Ochsen getrieben werden, zwischen welchen man das Rohr durchgehen läßt, auszupressen, allein das Raffiniren ist hier nicht im Gebrauch; man bedient sich des rohen Zuckers.

Es ist unnöthig, hier noch zu erwähnen, daß fast alle die trefflichsten zuvor genannten Früchte und Holzarten Ostindiens vorzüglich gedeihen: Selbst der Mangustan *) und Ramoustan, mehrere Pfefferarten, die Bananen oder Pisang, die Goyaven und Papayen, Kokos-, Sago- und Areca-Palmen, Tamarinden, Ananas und vorzüglich der Durion.

Diese treffliche Frucht (Durio Zibethinus) wächst auf einem der höchsten Bäume Ostindiens. Die fünftheilige Blumendecke ist krugförmig; sie enthält Staubfäden, welche in fünf

*) M. s. weiterhin.

Büschеln vereinigt sind, gewöhnlich 35 an Zahl, mit einem Staubweg (Stylus). Die Frucht ist rundlich, von der Größe eines kleinen Menschenkopfs, und gleicht durch die vielen sie umgebenden konischen Stacheln einem aufgerollten Igel. Daher der Name; Dure heißt auf Malayisch ein Stachel. Sie zerfällt in fünf und mehr Abtheilungen, deren Kerne die Größe eines Taubeneies haben. Diese sind mit einem Fleische umgeben, welches wie süßer Milchrahm schmeckt und daher sehr gesucht wird. Die Engländer vergleichen den Geschmack mit einem Gemisch von Rahm, Zucker und Zwiebeln. Widerstehend ist aber zuvor der Geruch der Frucht, sie riecht wie faule Zwiebeln; allein die Trefflichkeit des Innern überwältigt bald den Ekel. Die Schweine sind sehr gierig auf die Saamenkörner, die Papagaien auf die Fruchtknoten. Daher denn viele Früchte verloren gehen. Der Baum selbst ist zum Schiffbau sehr brauchbar, und so gehört der Durio unter die schätzbarsten Vegetabilien Indiens.

An feinen Holzarten, sowohl als Räuchwerk als für die Ebenisten, ist Siam besonders reich.

Die oberste Stelle hat das berühmte Adlerholz oder Agaloc. Schon unser treffliche Landsmann, der genau forschende Kämpfer, hat uns nicht nur über dieß merkwürdige Produkt des heißesten Asiens belehrt, sondern sogar die Zeichnung von einer jungen Pflanze dieses theuersten Räuchwerks beigebracht (Amoenit. Exot. p. 903); denn mehr konnte er nicht erhalten.

Er nennt es nach dem Namen, den es in Siam hat, Kissina. Hienach sind die Blätter dem des Pfirschenbaums ähnlich, sie stehen abwechselnd (fol. alterna), sind aber ungezähnt und haben auf beiden Seiten ein lebhaftes Grün.

Der Baum selbst soll nur in abgelegenen, dichten, wegen der dortigen Raubthiere gefährlichen Waldungen wachsen, und eine sehr beträchtliche Höhe und Stärke erreichen. Diejenigen, welche dieß so hoch geachtete Holz sammlen, besuchen daher diese Orte nur in Gesellschaft, stark bewaffnet und mit Aexten versehen.

Indeß liefert, der Aussage dieser Sammler zufolge, nur der alte Baum das so sehr geschätzte Räuchwerk, welches bei uns als ächtes Paradiesholz oder Calambac verkauft wird, aber, wie Kämpfer damals behauptete, gar nicht nach Europa gebracht würde.

Es steht nämlich mit dem Golde in völlig gleichem Werth, und es soll sich nur dieser hohe Wohlgeruch innerhalb der alten Bäume in einem harzigen Wesen, welches sich um die Knoten oder verwächsenen Theile des Holzes befindet, mit den Jahren sammlen. Diese Nachricht trifft daher auch mit der des P. Loubere überein, der es für die alten, fast in Fäulniß übergegangenen Kernstücke eines grosen Baums in Siam ausgiebt, indeß sezt er dennoch den Preis nicht so hoch, nämlich nur das Pfund zu 1 Louisd'or.

Unser sogenanntes Adlerholz oder Calambac der Apotheker besteht aus dem Adlerholzbaum

(Excoecaria Agallocha L.), der deßhalb diesen Beinamen trägt, weil der beim Umhauen ausſprützende milchartige Saft die Augen ſchmerzhaft blenden ſoll. Die wohlriechende Subſtanz beſteht, wie bei jenem wahren Adlerholz, in einem Harze, das ſich zwiſchen der Rinde und dem Herzen des Baums ſammlet, röthlich iſt, wie Glas zerſpringt und einen angenehmen Geruch wie Benzoe von ſich giebt. An Stärke des Wohlgeruchs ſteht es jenem bei weitem nach. Dieſen Baum erzeugt ebenfalls Hinter-Indien, wie auch die Molukken.

Nach den Berichten aller Reiſenden, welche Siam auf einige Zeit beſuchten, iſt es faſt ausgemacht, daß ſich dort alle oder wenigſtens die meiſten der Firnißbäume finden, deren wir bereits im ſüdlichen China gedachten, und welche Loureiro in Cochinchina vorfand. Ebenfalls nennen Loubere und Tachard hier das Sandel- und Ebenholz, ſo wie mehrere Arten Eiſenholz (Mesue ferrea) u. a. und die ſchönſten Färbehölzer. Von dem trefflichen Schiffsbauholz, dem Tiek, giebt es ganze Waldungen, auch finden ſich ſo außerordentlich große Stämme zu eben dieſem Behuf, daß ein einziger hinreichend iſt, ein großes ſiamiſches Fahrzeug, Balon genannt, daraus zu verfertigen, welches 16 bis 20 Klafter lang iſt.

Daß auch hier, wie in den meiſten Theilen von Hinter-Indien, das Bambou-Rohr zu ſolcher Stärke und in ſolchem Ueberfluß verhanden ſey, um zu den Bauten, Tragſeſſeln u. dgl.

benutzt zu werden, bedarf wohl eben so wenig einer weitern Anzeige, als daß sich gleichfalls die Banianenbäume, hier finden.

Zugleich bemerken die Missionaire, daß viele europäische Küchenkräuter und Gemüsarten in Siam gut gedeihen, und daher zu den besten Pflanzungen Hoffnung machten.

Dennoch bleibt Siam, obgleich von mehreren gelehrten Jesuiten besucht, für den eigentlichen Botaniker, stets noch ein unbekanntes Land, denn was mögen eben jene großen dichten Waldungen nicht für eine reiche Flora besitzen, welche jetzt die Tieger, Nasehörner und andere gefährliche Thiere, den Drachen der Hesperischen Gärten gleich, bewachen!

Wie groß mag in einem solchen Lande nicht die Summe der Gattungen von Thieren seyn, da hier die Unkultur, die Hitze und Feuchtigkeit einander noch freundschaftlicher die Hand bieten, als selbst in Ava und Pegu, um jeder Thierart, von dem Elephanten und Krokodill bis zur Wasserspinne und dem Uferaas, zur vorzüglichsten Pflege ihrer Entwickelung zu dienen!

Wir heben mit Recht mit den größten Thieren an; sie sind dem Menschen am wichtigsten, sey es wegen ihres Nutzens oder ihres Schadens.

Schon im vorhergehenden Bande dieses Taschenbuchs ist des Elephanten und seiner Varietäten gedacht worden. Auch der König von Siam nennt sich vorzugsweise Herrn des

weißen Elephanten. Wirklich sahen die Franzosen den weißen Elephanten des Königs bei großen Feierlichkeiten auf das prächtigste angeschirrt und geschmückt. Allein sie gestehen, daß sie nachmals ähnliche Elephanten gesehen haben, so daß diese Spielart wohl nicht von so großer Seltenheit in Hinter-Indien seyn mag.

Mag die Auseinandersetzung der Natur dieses erhabenen Quadrupeds bis zu dem Lande verschoben bleiben, woselbst sich seine körperliche und geistige Vollkommenheit am höchsten zeigt. Wir setzen hier nur noch zu dem, was bereits im vorhergehenden B. d. Tasch. B. der Reisen von der Elephantenjagd bei den Birmanen vermittelst Schlingen von starken Tauen erwähnt ist, folgende Methoden hinzu, welche in Siam, als einem seiner Hauptsitze, gewöhnlich sind.

Man sucht den Elephanten in einen mit starken Pfählen oder Pallisaden eingehegten Platz zu treiben. Ein solches großes Gehege findet sich unweit der Brücke bei der Hauptstadt von Siam. Es wird Piniate genannt und besteht in einem länglichten Viereck, das durch zwei Pforten von starken Balken verschlossen werden kann.

Die Pforte zum Felde hin ist nur einfach; dagegen die nach der Stadtseite einem Nothstalle ähnlich ist, worin man nur die kräftigsten und störrigsten Pferde zu beschlagen pflegt, freilich alles in einem größern Styl, der Stärke und Größe des Elephanten angemessen. Dieser Eingang hat zwei Pforten, die sich durch Fallthüren öffnen.

Um nun wilde Elephanten hier hinein zu treiben, läßt man 10 bis 12 zahme, weibliche Elephanten in die Waldungen laufen. Der erste, oder der Führer, der am besten abgerichtet ist, trägt ein großes Buschwerk auf seinem Rücken, in welchem sich ein Mensch, ein Elephantenjäger, versteckt hält, um die gehörigen Zeichen zu geben. Kaum ist diese Gesellschaft im Walde angekommen, so gesellen sich einige wilde Elephanten ihnen bei. Der Elephantenjäger giebt nun den zahmen Elephanten das Zeichen zurückzukehren. Dieß verrichten sie sehr langsam und vorsichtig. Sie fressen das am Wege stehende Laub, und suchen zugleich die wilden Elephanten so viel möglich in ihrer Mitte zu behalten. Oftmals dauert dieser Rückmarsch mehrere Tage, bevor sie in die Piniate gelangen, und die nach und nach mit ihnen bekannter gewordenen wilden Elephanten folgen ihnen ruhig. Das am besten abgerichtete Weibchen geht zuerst in die Pforte, ihr folgen die übrigen nebst den wilden. Sofort läßt man die Thür fallen; so finden sie sich mit einander in der Piniate eingeschlossen. Nun werden die Weibchen nach und nach durch die eine der entgegengesetzten Pforten herausgelassen. Sobald ihr Abnehmen von den wilden Elephanten bemerkt wird, so gerathen sie in Wuth und mißhandeln die noch übrigen Weibchen. Dann läßt man einen sehr starken männlichen zahmen Elephanten den Pallisaden des Nothstalls sich nähern. Kaum bemerkt diesen der wilde Elephant, so wird er noch wüthender,

und sucht mit ihm zu kämpfen; um ihm näher zu kommen, tritt er in das Pfahlwerk des Rothstalls; allein jetzt läßt man schnell die Fallthür herab. Da er sich nicht weiter rühren kann, wirft man ihm starke Taue um die Beine, zwei große, zahme männliche Elephanten werden ihm zur Seite gestellt, und mit ihm zusammen gebunden. So gehen sie mit ihm heraus, versetzen ihm, wann er sich unbändig zeigt, harte Schläge mit dem Rüssel, führen ihn mit sich zum Flusse, um sich mit ihnen durchs Baden zu erfrischen und zwingen ihn sodann, mit ihnen in den Elephantenstall zu gehen. Hier wird er noch fester gebunden, bis sich seine Wildheit gelegt hat, da ihn dann jene männlichen Elephanten von neuem mit sich zum Wasser führen. Auch pflegt man ihm häufig Wasser über den Kopf zu schütten.

Es ist wohl nur in Siam, daß sich mehrmal Gelegenheit findet, zwei der größten, furchtbarsten Thierarten mit einander kämpfen zu lassen. Nicht ist hier die Rede von dem Kampfe des Tigers mit dem Elephanten, der freilich auch in Siam, wie in mehreren Theilen Ostindiens, eine der Hauptrollen bei den Jagden der Großen spielt, sondern von dem Kampfe des Elephanten mit dem Krokodill.

Der Elephant sucht bei diesem Kampfe den Krokodill entweder gegen die Erde zu drucken, um ihn mit seinen Zähnen zu durchbohren, oder er bemühet sich, dieß große Thier selbst aufzuheben, es in die Luft zu schleudern, um

es beim Herabstürzen mit den Füßen zu zerstampfen.

Tachard sahe einen Kampf von drei Elephanten gegen einen Königstieger. Hiebei waren indeß den Elephanten ein Theil des Kopfs und des Rüssels durch eine Maske geschützt. Da zugleich der Tieger durch Stricke festgehalten wurde, so daß er seinen furchtbaren Ausfall, der gewöhnlich mit einem Sprunge geschieht, nicht thun konnte, so war auf jeden Fall der Kampf zu ungleich. Der erste Elephant näherte sich dem Tieger, und versetzte ihm mit dem Rüssel einen so heftigen Schlag, daß er wie todt zur Erde stürzte. Indeß raffte er sich bald wieder auf, und that unter entsetzlichem Geschrei einen Anfall auf den andern Elephanten, der sich ihm näherte. Dieser zog aber auf eine geschickte Weise den Rüssel zwischen die Zähne zurück, faßte damit das Thier und schleuderte es hoch in die Luft. Nach dem betäubenden Schlag und Sturz wagte der Tieger nichts weiter; er lief ängstlich längst den Palliſaden umher, um eine Oeffnung zu ſuchen. Die drei Elephanten, welche man nun gegen ihn trieb, versetzten ihm mehrere Schläge und hätten ihn unstreitig hingerichtet, wäre nicht auf Fürbitte der Franzosen der Kampf beendigt worden.

Aber sogar Zweikämpfe von Elephanten gegen Elephanten giebt man in Siam als Schauspiel.

Zwei große männliche Kriegselephanten wurden durch Weibchen und durch das Zurufen ihrer Führer zum Kampf gegen einander aufge-

hetzt. Sie stürzten mit Heftigkeit auf einander los, die Splittern der zusammentreffenden Zähne flogen gewaltsam umher, und in ihrer stets zunehmenden Wuth hätten sie sich unstreitig einander aufgerieben, wären sie nicht gewaltsam auseinander gerissen worden. Man hatte zu dem Ende starke Taue um ihre Hinterfüße gelegt, und hiemit wurden sie, vermittelst mehrerer Mannschaft, endlich auseinander gebracht, bevor sie sich tödtlich verwundet hatten.

Die dichten Waldungen von Siam sind so sehr mit Elephanten angefüllt, daß der damalige Minister Phaulcon behauptete, man könne auf 20 Tausend rechnen, die man miteinander als ein königliches Eigenthum ansahe. In einzelnen Jagden, sagte er, brächte man zu Zeiten 50, ja 70 Elephanten ein. Wahrscheinlich mögen beide Angaben übertrieben seyn, indeß ist allerdings Siam eben so reich an diesen Kolossen, daß hiedurch zugleich der elende Anbau und die geringe Bevölkerung nur zu deutlich dargethan wird.

Ein zweites mächtiges Quadruped, welches hier hauset und ebenfalls gejagt wird, ist das einhörnige Rhinoceros (Rhinoceros Unicornis L.). Dieß Thier, zu bekannt, um einer eigenen Beschreibung zu bedürfen *), benutzt die hier

*) Eine der schönsten und richtigsten Abbildungen bleibt stets eine doppelte, die sich in meines großen Lehrers B. S. Albini Tab. Muscul. hom.

sich stäbenden undurchsuchten Gegenden, um sich ruhig fortzupflanzen. Durch das heiße Klima gepflegt, durch seinen undurchdringlichen Panzer geschützt, und von der geringen Menschenzahl Siams nur selten beunruhigt, gedeihet es hier in Vollkommenheit. Und diese Localumstände müssen dem Thiere, welches, wie das Schwein, sich gern in dem Sumpf und Kothe der unzugänglichen sumpfigten Dickigten dieses heißesten Asiens wälzt, sehr willkommen seyn.

Es lebt hauptsächlich von stachlichten, distelartigen Gewächsen, seine rauhe Zunge erlaubt ihm dieß, jedoch hat die Natur ihm einen fingerähnlichen Fortsatz der Oberlefze zum Fühlen seines Futters verliehen. Siam hegt dann in seinen

---

T. 4 und 8 von Wandelaer befindet. Auch die Riedingersche Figur ist vorzüglich. Hr. Hofr. Blumenbach hat nach Campern eine genaue Darstellung der Köpfe der beiden Rhinoceroten, des asiatischen und des afrikanischen, gegeben, woraus sich ergiebt, daß außer der Verschiedenheit des einfachen und doppelten Horns, unser asiatisches Nasehorn zwei kurze, stumpfe Vorderzähne besitzt, statt daß bei dem afrikanischen sich nur vorn am Gaumen ein kleines blindes os intermaxillare zeigt, dagegen reichen bei letzterem die Backenzähne viel weiter vor, als bei dem asiatischen. M. s. Abbild. Nat. hist. Gegenstände I. T. 7. — Daß sich beim Büffon, Schreber u. A. gute Abbildungen befinden, bedarf wohl keiner Anzeige.

bewaldeten feuchten Wildnissen eine bedeutende Anzahl dieses störrigen, stumpfsinnigen, furchtbaren Thieres, obgleich es nur ein einziges Junges wirft. Die Jäger können daher mehrere derselben auf einmal einfangen, und der König übersendet sie oft andern asiatischen Fürsten, z. B. dem Kaiser von China, als Geschenke.

Indeß ist das Einfangen der alten Nasehörner von höchster Schwierigkeit, und daher äußerst selten. Gewöhnlich suchen die Jäger, indem sie sich der Mutter mit dem Kalbe unter dem Winde nähern, erstere zu überraschen, wann sie sich gelagert hat.

Die Undurchdringlichkeit der panzerartigen Haut nöthigt sie, nur nach dem mit dünnerer Haut bedeckten Fleck, zwischen den Ohren, zu zielen; nach dem Tode der Mutter wird das Junge leicht eingefangen und erzogen. Da das Nasehorn einen äußerst feinen Geruch besitzt, so muß die Vorsicht des Jägers groß seyn, denn in der Wuth zerbricht es selbst dünne Bäume, um den Feind zu erreichen, ihn mit seinem Horne zu zerreißen und ihn zu zertreten.

Die Siamesen finden das Fleisch sehr schmackhaft, sie räuchern es auch wie Ochsenfleisch und machen einander Geschenke damit.

Besonders hoch schätzen sie aber das Horn. Bekanntlich besteht es aus ineinander laufenden, oftmals in mehreren Richtungen sich windenden, steifen Fibern, etwa von der Substanz der uns bekannten Hörner des Stiers, der Gazellen u. s. w. Die Siamer sehen in diesem Gewebe dann

allerhand ihnen omindse Figuren, und halten dieß Horn für ein entscheidendes Schutzmittel gegen viele Arten von Gift. Daher trinken die Großen aus Bechern, die aus dem Rhinoceroshorne gedrechselt sind, und schätzen es so hoch, daß unter den Geschenken, welche der König von Siam an Ludwig XIV. durch eigne Gesandte übermachte, mehrere Rhinocerashörner befindlich waren.

Auch das Blut, besonders das vom Herzen des Nasehorns, wird in Siam als ein specifisches Mittel gegen Brustbeschwerden und mehrere andere Krankheiten angesehen, und deßhalb aufbewahrt.

Das dicke Fell dient zu trefflichen undurchdringlichen Schildern; selbst die dünne Haut lösen die Siamesen in Wasser auf, um sie als ein blutreinigendes Mittel zu genießen.

In diesem Hauptsitze des Nasehorns widerlegt sich aber die Sage von der natürlichen Feindschaft des Elephanten und Nasehorns. Man weiß dort, daß beide Thiere friedlich mit einander die Bäche und Quellen besuchen.

Jenes Mordvolk, das selbst Menschen von wilden Bestien im Kampfe zerrissen mit roher Tigerfreude bejauchzte, reizte dann auch das Rhinoceros, völlig seiner Natur zuwider, zum Kampf mit dem Elephanten.

Plinius (H. nat. C. VIII. 20.) führt daher das einhörnige Nasehorn, welches mehrmal in den Spielen der Römer vorkam, als einen natürlichen Feind des Elephanten an. Augustus

hatte das Nasehorn bei seinem Triumphe über die Cleopatra zuerst in Rom aufgeführt; es waren mithin wohl zuerst afrikanische, zweihörnige Nasehörner, so beschreibt sie auch Martial bei diesem Triumph (Cornu gemino) vielleicht zufällig nur mit einem Horne, wie diese auch in jenem Welttheile zuweilen vorkommen; auch sahen wir, daß das einzelne Horn wenigstens nicht das einzige Unterscheidungszeichen der beiden Arten ist.

Außer dem hier nur zu häufig vorkommenden Königstieger, dessen Jagd wir bis zu dem eigentlichen Ostindien verschieben dürfen, haben die Elephanten, und noch vielmehr die übrigen großen fruchtfressenden Quadrupeden von Siam, jedoch mit Ausschluß des Rhinoceros, noch mehrere reißende Thiere des Katzengeschlechts zu fürchten.

Hieher gehören besonders die Unze (Felis Unzia Schreber.), der Jagd-Leopard oder Gepard (F. jubata Schreb.) und wahrscheinlich selbst der Caracal oder Schah-Gush (F. Caracal cauda subabbreviata, corpore unicolore, brunneo, auriculis barbatis L.).

Die Missionaire sagen ausdrücklich, der Elephant habe an einem kleinen Tieger einen gefährlichern Feind, als an dem großen. Dieser letzte ersetze durch Schnelligkeit, was ihm an Stärke mangle. Er schnellt sich mit unglaublicher Geschicklichkeit und Geschwindigkeit auf den Nacken, zerfleischt ihn und läßt nicht nach, bis daß der Koloß zu Boden stürzt.

Der Kühnheit nach zu urtheilen, scheint der Caracal, der ostindische Luchs, eher eines solchen Wagestücks fähig, als jene beiden grösern Katzenarten, wovon das weitere bei Ostindien gleichfalls vorkommen wird.

Siam hegt, außer den hier angezeigten Katzenarten, einige weniger bekannte. So führt Turpin aus den Nachrichten der Missionaire eine derselben an, die, wegen dunkel violetter Flecken ihrer Haut, unter die schönsten ihres Geschlechts gehört. Man mußte ihr täglich ein Huhn opfern; wahrscheinlich ist es ein bis jetzt nicht beschriebenes Thier.

In Siam lebt sowohl das Zibetthier (Viverra Zibetha), als einige ihm ähnliche Viverren, welche ebenfalls stark nach jener Materie riechen, z. B. die Fossane.

Büffel, wilde Schweine, ganze Rudel großer Gazellen, dienen jenen großen Würgern zur Jagd; auch findet sich hier der so vielen Klimaten trotzende Bär.

Unter den Hirscharten nennen die Nachrichten hier gleichfalls die Zwergantilope (Antilop. Pygmaea Pall.). Wegen ihrer niedlichen Gestalt, sie ist kaum gegen 10 Zoll hoch, wird sie von den Jägern sehr gesucht, entzieht sich aber ihnen leicht durch Schnelligkeit.

Daß verschiedene wilde Thiere des Hundegeschlechts hier zu Hause sind, z. B. der Adive, scheint nicht unwahrscheinlich. Zu welcher Gattung der Quadrupeden aber wohl der von dem Missionair Gervais sogenannte Wassertieger ge-

hören mag? Er soll die Größe eines gewöhnlichen Hundes haben, und besonders auf die Hühner Jagd machen, vielleicht eine Fuchsart.

Nur im Allgemeinen reiche es hin, hier anzuzeigen, daß die Wälder Siams von ganzen Rudeln großer Affen wimmeln. Man sieht ihrer oft 60 und mehr zusammen, theils mit, theils ohne Schwanz, auch oft Paviane. Vielleicht mag der Gibbon, denn die Beschreibung eines Affen, den man hier Onka nennt, scheint dem Gibbon angemessen, oder selbst ein Ourang darunter begriffen seyn. Besonders reich an geschwänzten Affen, etwa 2 Fuß hoch, sind die Ufer des Menam.

Die kleineren Quadrupeden dieses reichen Landes sind uns bis jetzt fast gänzlich unbekannt; doch geschieht der Flußotter Erwähnung, auch sind hier unstreitig der Vampyr (Vespert. Vampyrus) und kleinere Fledermäuse einheimisch.

Der nagenden Thiere ist nicht gedacht.

Ein merkwürdiges hiesiges Quadruped ist aber ein Manis oder das langgeschwänzte Schuppenthier (Manis macroura Linn.); dieß bezeugt die Figur, welche Tachard davon mitgetheilt hat. Dieses zahnlose, bis auf den Bauch völlig mit Schuppen bedeckte Thier, das der Form nach einer Eidechse ähnlich ist, nährt sich, wie die Ameisenbären, von Insekten, indem es die lange, cylindrische Zunge darnach ausstreckt. Es erklettert selbst, um Nahrung zu suchen, die Bäume vermittelst seiner starken 5 Klauen, und rollt sich zur Vertheidigung, wie der Igel und

das Gürtelthier, zusammen. Der Instinkt des Jungen ist merkwürdig. Man sahe, wie das kleine Thier, selbst wenn es noch nicht hinreichend deutlich sehen konnte, sobald man es von der Mutter entfernte, durchs Gefühl, vielleicht auch durch den Geruch, die Mutter aufspürte, und sich sofort ihr auf den Hintertheil des Rücken festklammerte und forttragen *) ließ. Kugelte sich die Mutter zusammen, dann wußte sich das Junge in eine der Falten zwischen den Schuppen zu schmiegen, und dort festzuhalten.

Was die Hausthiere anbetrifft, so wird das Pferd größtentheils von andern Gegenden Indiens, besonders von Java, eingeführt, auch bedarf man seiner weniger, da man sich des Elephanten zum Reiten und Tragen häufig bedient, den Pflug zieht aber der Büffel und der Ochse.

Des Schafs und der Ziege finde ich nicht gedacht, dagegen macht das siamische, mit tief hinabhängendem Bauche, eine eigene Varietät des unsrigen; es ist dasselbe, welches man in China und in Australien findet; sein Fleisch ist schmackhaft und fest, besonders da, wo es, wie im Südmeere, von guten Vegetabilien genährt und sorgsam gewartet wird. Da sich der Hund in allen benachbarten Reichen findet, so lebt er sicher auch in Siam, ob mir gleich keine Anzeige von der dortigen Hunderace vorgekommen ist.

Die Ornithologie dieses Landes erwartet noch

*) M. s. das Kupfer.

Das langschwänzige Schuppenthier (Manis macroura.)

einen Latham, denn das wenige, was uns darüber bis jetzt bekannt ist, läßt nur überhaupt auf den Reichthum der dortigen Vögelarten schließen, da die Siamer sogar durch den Handel, den sie mit den schönen Federn treiben, einen bedeutenden Gewinn von den Holländern ziehen, welche sie wiederum nach China und Japan verführen.

Die Missionaire erwähnen besonders des wilden Pfaues, der dort sehr häufig ist, ferner mehrerer Arten Holz- und Turteltauben, worunter eine von vorzüglicher Schönheit seyn soll. Gervais beschreibt aber umständlich als etwas (damals) merkwürdiges den Pelikan.

Der schönste Vogel des Landes wird dort Caipha genannt, ein Ausdruck, der so viel sagt als Himmelshuhn. Er hat etwa die Größe eines welschen Hahns, ist aber von weit feinerer Bildung. Die Füße sind roth, der Rücken und das untere der Flügel schwarz, wie Sammet; der Bauch purpurfarben mit blau und gelb gemischt. Sein Schwanz spielt vielfache Farben und ist aufrecht, wie bei unserm Haushahn; der hohe Hals ist mit glänzend schwarzen Federn bedeckt; die Augen sind roth und ein Federbusch von nämlicher Farbe prangt auf seinem Kopfe. Sehr wahrscheinlich gehört dieser schöne Vogel zu den Fasanen.

Einen gleichen Platz nimmt auch wohl ein, der noch größere Vogel, Noerienn genannt. Sein kleiner Kopf ist ebenfalls mit einem rothen Federbusch geziert, und von eben dieser Farbe

sind auch die Beine, allein der Körper ist röthlich (gris de lin), mit einem Silberglanze. Man zieht diesen schönen Vogel in den Häusern, vorzüglich waren die in Siam wohnenden Mahometaner große Liebhaber davon.

Besonders reich ist Siam an Papagaien von allen Arten und Farben. Man sieht große Züge davon. Die schwarzen lernen am leichtesten sprechen. Am häufigsten sind hier die kleinsten Papagaien; der Hängevogel (Psittacus Galgulus L.) und, der Beschreibung zufolge, wohl auch der Zwergpapagai (Psitt. Pullarius L. — l'Inseparable). Die erstern sieht man in ungeheuern Schaaren ziehen. Diese kleinen, niedlichen grünen Vögel, mit rothem Schnabel und purpurfarbener Brust, werden sehr leicht zahm. Um sie zu fangen, setzt man einen derselben in einen Käfig, thut viel gekochten Reis, wovon sie große Liebhaber sind, hinein, legt einen langen Stock mit Vogelleim bestrichen über den Käfig, und zieht ihn hiemit einige 30 Fuß in die Höhe. Der zahme Papagai frißt und hüpft unten im Bauer umher, und sobald er Züge seines Gleichen erblickt, plaudert und schreiet er stark. Mehrere des vorübereilenden Zuges, hiedurch gereizt, eilen zu dem Gefangnen und hängen sich an die Leimruthe, nach ihrer Gewohnheit den Kopf nach unten, daher der linneische Name. Die Knaben lassen sodann nur den Käfig herab, da diese kleinen Vögel nicht stark genug sind, sich von den Leimruthen loszureißen. Theils werden sie an die Fremden verkauft, theils ge-

geſſen, denn das Fleiſch iſt ſehr ſchmackhaft. Ebenfalls fängt man ſie leicht, da ſie dem friſchen betäubenden Saft des Kokusbaums ſehr nachgehen und dann hievon trunken werden. Uebrigens lernen dieſe artigen Thiere nicht ſprechen.

Wahrſcheinlich kommt eine Art der Paradiesvögel (Paradisea L.), deren die Miſſionaire in Siam unter dem Namen Himmels- oder Sonnenvögel erwähnen, und die ſie nach der veralteten Sage als ohne Füße beſchreiben, hier nur als Zugvogel vor. Bekanntlich iſt dieſes ſchöne Geſchlecht weiter öſtlich, beſonders auf Neu-Guinea, einheimiſch, macht aber Streifzüge zu den weſtlichern Inſeln und Ländern.

In noch größerer Anzahl, als die der Papagaien, finden ſich hier kleine Vögel, welche die Nachrichten mit dem Namen der rothen Sperlinge belegen. Sie ſind dort den Früchten ſo ſchädlich, daß man deßhalb, wie bei uns, Klappern und Strohmänner in die Reisfelder ſtellt.

Drei verſchiedene Arten der ſchönen Nectarinen geben hier die Miſſionaire an, oder ihnen zufolge Colibris (Oiseaux Mouches). Sie haben kaum die Größe eines kleinen Fingers, der Schnabel iſt einer Nadel gleich, und ihre Nahrung beſteht nur in dem Saft der Blumen, wie bei mehreren Inſekten. Indeß mag hierunter doch wohl ein ſehr kleiner Vogel einer andern Gattung ſeyn, denn bei der einen Art, welche Bleiſchnabel (bec de plomb), wegen der Farbe

des Schnabels, genannt wird, ist die Bildung des Schnabels wie bei den Sperlingen.

Hier findet sich denn gleichfalls einer der Hornvögel (Buceros). Der Beschreibung nach wahrscheinlich der sogenannte zweihörnige Hydrocorax oder Calao bicornis, denn die Missionaire beschreiben ihn als einen wirklich zweischnäbligen Vogel; indem nämlich ein starker hohler, hornigger Aufsatz über dem Schnabel, dem letztern gerade entgegen gerichtet, auswärts steht und ihm ein seltsames Ansehn giebt *).

Die schöne Abbildung, welche v. der Schley in der Allamandschen Figur geliefert hat, giebt dem Vogel, aufrecht, die Höhe von 30 Zoll rheinländisch. Der Körper ist obenauf beinahe schwarz, unten am Leibe braun und weiß gemischt. Die Spitze des ziemlich langen Schwanzes ist weiß. Er hat Schreitfüße (P. gressorii), eine Hinterzehe und drei Vorderzehen, wovon die mittelste genau mit der innern bis zum dritten Gelenke, mit der äußern aber nur bis zum ersten Gelenke verbunden ist.

Hr. Hofrath Blumenbach hat uns belehrt, daß der große, leichte Doppel-Schnabel dem Vogel als Luftbehälter dient, und mithin ihm eben so wesentlich ist, als die Luftbehälter, welche sowohl im Unterleibe, als selbst in den Knochen der Vögel vorhanden sind und mit den Lungen in Verbindung stehen, wodurch sich denn

*) M. s. das Kupfer.

Der Calao. (Hydrocorax Indicus.)

die Luft darin erneuern kann und zugleich ihr Daseyn in der Atmosphäre erleichtert.

Verschiedene Nachrichten geben diesen merkwürdigen Vogel für fleischfressend aus; darin kommen sie indeß größtentheils überein, daß er Ratten und Mäuse fängt, und bei seiner sehr kurzen Zunge sich genöthigt sieht, diese Beute zuvor in die Höhe zu werfen, um sie hiedurch tief in die Kehle fallen zu lassen. Er wird auf den Molukken und andern Theilen des heißesten Indiens gezähmt, und als Hausthier behandelt. Er soll sowohl die Muskatnüsse, als auch die, andern Thieren so schädliche Brechnuß (Nux vomica), unbeschadet genießen.

Sonderbar genug ist, daß man hiebei lernt, den Siamesischen Eheleuten sey die Idee des Gehörnten eben so widrig und bedeutungsvoll, als bei uns. Sie leiden nämlich den aufbewahrten gehörnten Kopf nicht in ihren Wohnungen, indem sie glauben, es sey dieß für Eheleute ein böses Zeichen, das nur Zwietracht veranlasse!

Die an diesem Vogel bemerkte sonderbare Eifersucht gegen sein Weibchen mag hiezu wohl die Veranlassung gegeben haben. Sie leben stets paarweise. Sie bauen in großen Höhlungen der Bäume, das Weibchen brütet ununterbrochen, und der Mann verzimmert oder verklebt die Höhlung bis auf eine so kleine Oeffnung, daß er ihm nur die Nahrung dadurch hineinreichen kann. Jedesmal, so erzählen die Siamer, wenn er dem Weibchen die Fütterung bringt, geht er

mit scharfen Blicken um das Nest umher, und forscht genau, ob ihm, außer seinen eigenen, irgendwo Spuren oder Fußstapfen von Vögeln seiner Art vorkommen. Bemerkt er dergleichen, dann öffnet er von neuem die Höhlung, läßt das unglückliche Weibchen heraus und tödtet es aus Eifersucht.

Nützlich sind diesem Lande die Geier von der Größe eines welschen Hahns, und die Raben. Beide finden sich in unglaublicher Menge; sie säubern das Land, besonders die Städte, von allem thierischen Abfall und Unreinigkeiten. Daher schätzt man sie hier so sehr, daß fromme Personen bei ihrem Sterben festsetzen, ihr Körper solle diesen gierigen Vögeln Preis gegeben werden.

Unter jedem Zuge oder Volke von Geiern sieht man einen weit größern und stärkern Vogel anderer Art. Seine starken Beine sind anderthalb Fuß hoch, sein mächtiger Schnabel ist sehr gekrümmt und hält über 8 Zoll. Dieß Thier hat ein finsteres Ansehn, und man behauptet, er verzehre sogar die Knochen. Der sehr gekrümmte Schnabel ließe wohl auf einen großen Adler deuten, und es wäre sonderbar, diesen unter den Geiern zu finden.

Siam ist überdem reich an Strandläufern, Enten und Wasservögeln aller Art, wie auch nicht weniger an Eulen und andern nächtlichen Vögeln. Von Singvögeln nennen die Missionaire unsere Nachtigall als einen aus Europa herübergeführten Vogel; ein schwer zu glauben-

der Fall; wahrscheinlich nur ein Vogel, der etwas melodischer pfeift, als die hiesigen übrigen Singvögel.

Was die Amphibien betrifft, so ist dieses Land einer der Hauptsitze des Krokodills, und höchst wahrscheinlich kommen hier sowohl der gemeine Krokodill, als der Gavial oder langschnauzige Krokodill (Crocodilus gangeticus) des Ganges vor.

Man macht selbst auf diese starken Ungeheuer Jagd. Der Ritter Forbin beschreibt zwei Arten der Krokodillenjagd. Einer lebendigen Ente wird ein Stück Holz, etwa 10 Zoll lang und verhältnißmäßig stark, am Bauche befestigt, und mit einem zwar dünnen, aber festen Seile verbunden, woran sich zugleich Bambusrohr befindet, um wegen seiner Leichtigkeit als Kork zu dienen. Die ins Wasser gelassene Ente erhebt wegen des ihr unangenehmen, sie festhaltenden Gewichts ein heftiges Geschrei. Der Krokodill eilt hierauf bald herzu, bemächtigt sich der Ente, wird aber durch den zugleich mit hinabgeschluckten Stab, der ihm in der Kehle stecken bleibt, selbst gefangen. Sobald die Fischer dieß durch die Bewegung des Bambu bemerken, ziehen sie das Thier an die Oberfläche des Wassers und werfen ihm mehrere starke Harpunen in den Körper. Hierauf wird es an das Land geschleppt und mit Aexten getödtet.

Die andere Art, sich seiner zu bemächtigen, ist einfacher. Sobald man ein Krokodill am Lande bemerkt, scheucht man es durch Schüsse zum

Wasser zurück, denn das Thier ist furchtsam. Sofort gehen mehrere Kähne ab, um darauf Jagd zu machen. Das Krokodill bleibt nicht lange ohne Athem zu schöpfen unter dem Wasser. Es kommt hervor und öffnet den Rachen. Mit großer Geschicklichkeit werfen ihm die Jäger sofort viele Harpunen in den offenen Rachen, und es wird gefangen. Diese Jagd ist angenehmer, als die erste.

Das Fleisch des Krokodills ist, nach dem Zeugniß eben dieses Franzosen, nicht unangenehm von Geschmack. Es ist dabei weiß; doch gesteht er, daß es dem Fleische des Haifisches nahe kommt, mithin wohl den Magen eines Matrosen erfordert.

Von andern Eidechsen kommen hier besonders das Chamäleon und der Tokai vor. Letztere hält der Gr. la Cepede für einerlei mit dem Gecko (Lacerta Gecko, cauda tereti, digitis subunguiculatis, auribus concavis L.).

Der Gecko gehört unter die Eidechsen mit großen dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen. Er ist etwa 1 Fuß lang, hat der Form nach einige Aehnlichkeit mit dem Chamäleon, und soll seinen Namen von dem Geschrei haben. Auch der Tockai oder Tockae erhält in Siam von seinem Geschrei seinen Namen. Allein wenn hierin ein Grund der Gleichheit des Gecko mit dem Tockaeo liegen soll, so scheint hiegegen zu streiten, daß der Gecko ein so giftiges Thier ist, daß man nicht nur auf Java mit seinem Speichel die Pfeile vergiftet, sondern daß sogar sein Fußtritt die Stelle, worüber er lief,

gefährlich macht. Die Missionaire von Siam sagen dagegen, der Tockaeo sey durchaus nicht giftig (cet animal n'a point de venin). Auch scheint selbst die Beschreibung des letztern nicht völlig mit der des erstern zuzutreffen. Ueberhaupt giebt es hier noch viel Unbestimmtes.

Siam hegt gleichfalls, so wie die Sund- und Molukkischen Inseln, fliegende Eidechsen; indeß scheint die Beschreibung, welche uns der Bischof von Tabraca davon giebt, ebenfalls nicht auf den sogenannten fliegenden Drachen (Draco volans L., eigentlich Lacerta volans) zu passen. Jenen Nachrichten von Siam zufolge hat das Thier keine Flughaut zwischen den Beinen, wie der (kleine) Drache der Molukken, sondern neben den Vorderbeinen an jeder Seite eine runde Blase, so wie eine ähnliche unter dem Kinne. Diese bläst es nur auf, um sich zum Fliegen von einem Baume zum andern leichter zu machen, man sieht diese Schläuche zu anderer Zeit nicht; die Blase unter dem Kinne käme der der Kropfeidechse (Lacerta strumosa) nahe. Diese unschädlichen Thiere finden sich in Siam in vielen Gärten, und dienen den Kindern zum Zeitvertreib.

Unter mehreren Arten hiesiger Schlangen findet man einige von ungeheurer Größe. Es giebt deren von 20 Fuß Länge und 1½ im Durchmesser. Diese Ungeheuer sind indeß nicht giftig, und daher weit weniger gefürchtet, als die kleineren, giftigen.

Hierunter erwähnen die Missionaire zuerst die

Hutschlange, Cobra di Capello, deren wir bei anderer Gelegenheit umständlicher gedenken werden.

In den Waldungen finden sich Vipern und sicher mehrere uns noch unbekannte giftige Schlangenarten.

Eine sehr kleine Schlange, nur von einem halben Fuß Länge und eines Fingers dick, ist aber deßhalb hier sehr gefürchtet, weil sie bei einem starken Gifte sich überall ungesehen einschleicht.

In Siam gehen die Meerschildkröten bis auf 40 Meilen (lieues) in die Flüsse. Sie suchen dort die kleinen Inseln auf, um ihre Eier, oftmals über 40, zu legen, und in dem Sande der Ufer auszubrüten. Niemand darf sie dort tödten; der König hat diese Lagerstätten verpachtet, und gewinnt dadurch ansehnlich.

Von Fluß- und Landschildkröten giebt es hier ebenfalls mehrere Arten, einige sollen nur in Siam vorkommen, schade daß sie nicht gehörig beschrieben sind. Bei mehreren ist nicht nur das Fleisch, sondern ebenfalls die Schale schätzbar.

Noch einträglicher ist aber die hiesige Fischerei, sowohl wegen der vielen Arten von Fischen, als wegen ihrer Menge.

Wenn es gleich jedermann erlaubt ist, zu fischen, so muß dennoch ein königlicher Beamter, Abratacnum genannt, darauf Acht haben, daß nicht auf einmal zuviel gefangen und so der Fischerei im Ganzen geschadet werde.

Ein Fisch, welcher der Beschreibung nach un-

ferm Schellfische ähnlich, jedoch weit größer ist, hier aber von den Europäern Caboſch genannt wird, und in dem Hauptfluſſe in Menge lebt, macht einen bedeutenden Handelszweig aus. Die Siamer nehmen ihn aus, trocknen und salzen ihn, und verhandeln ſodann große Quantitäten davon an die Holländer nach Batavia.

Auch salzt und bewahrt man in großer Menge eine Schollenart, von den Miſſionairen Salite genannt, ob ſie gleich nicht viel größer iſt, als eine Hand; ſie ſteigt ebenfalls in den Hauptfluß Renam.

Drei Arten Rochen (Raja L.) genießt man hier. Die großen von 4 Fuß und einem eben ſo langen Schwanz, ſind am ſchlechteſten, aber auch am wenigſten gefährlich, da ſie keinen Stachel haben. Die kleineren, ſchmackhaftern, ſchießen dagegen ihren Stachel gegen die Fiſcher und verwunden ſehr ſchmerzhaft. Die dritte Art ſcheint offenbar d. Krampfroche (Raja Torpedo L.) zu ſeyn, d. an die Fiſcher bezeugen, daß man ſtets einen betäubenden Stoß erhält, ſelbſt wenn man ſie nur vermittelſt eines langen Stockes berührt. Man nennt ſie hier Feuerrochen, weil ſie beim Berühren auf der Haut Blaſen ziehen.

Unter den größern Seethieren kommen hier noch die Haien, ferner Phoken, oder Seekälber, und endlich der Lamentin, wahrſcheinlich der Dugong der Philippinen, vor. Die Siamer nennen letztern, nicht ohne Grund als wirkliches Säugthier, den weiblichen Fiſch.

Noch rechnen die Missionaire von kleineren Fischen, die Sardellen, ferner einen Fisch, der bei der Gestalt des Herings einen Stachel am Schwanze hat, womit er, jedoch sehr unschädlich, die Fischer verletzt. Er ist von vorzüglich gutem Geschmack. Von einigen andern eßbaren Fischen kennen wir nur aus eben dieser Quelle die Namen. Hieher gehört der Beschreibung zufolge auch vielleicht der Kugelfisch (orbis laevis Catesby), hier der Bontal oder die Meerkröte genannt; oder auch der stachlichte Kugelfisch (Diodon Hystrix), oder vielleicht ein Mola, die Stacheln sind aber nicht erwähnt.

Uebrigens werden wir bald Gelegenheit haben zu bemerken, daß diese Nation nicht sehr ekel ist. Die hiesigen Frösche werden nicht nur häufig gegessen, jedoch nie die Kröten, sondern Forbin sahe, wie ein Mandarin einen weißen Wurm, 9 Zoll lang und verhältnißmäßig dick, lebendig als einen großen Leckerbissen verzehrte; der Franzos, welchem er ihn zuerst als etwas köstliches angeboten hatte, wies ihn mit Abscheu zurück. Freilich giebt es auch bei uns Personen, welche die fetten Würmer der Haselnüsse, die Larven des Nußkäfers (Curculio nucum) mit Wollust verzehren, und ein großer weißer Wurm der Palmbäume, wahrscheinlich ebenfalls eine Käferlarve, wird in Ostindien für sehr schmackhaft gehalten.

Wer würde diesem Lande nicht einen de Geer oder Illiger wünschen, denn das wenige, völlig unbedeutende, welches uns die Missionaire so

unbestimmt von den hiesigen Insekten erzählen, läßt außerordentliche Schätze in diesem Fache vermuthen.

Die Luft, sagen sie, ist mit vielartigen Schmetterlingen von dem schönsten Farbenspiel angefüllt. Hierunter sind dann viele mit bestederten, bestäubten Flügeln, andere aber mit transparenten wie mit durchsichtigen Glasspiegeln; vielleicht wie Papilio Piera behaart.

Zur Nacht werden die Bäume von unzähligen Leuchtkäfern und Fliegen erhellt. Diese Fliegen, da sie unschädlich sind, dienen den Kindern zum Spielwerk, man bemerkt sodann, daß sie am stärksten leuchten, wann sie sich aufblasen oder die Luft einathmen.

Unter den Käferarten ist besonders der große Goldkäfer berühmt. Seine Flügel sind grün und gold-emaillirt, den Kopf fällt bei gleichem Glanze ins röthliche. Man findet ihn hauptsächlich innerhalb der Wurzeln eines Baums den man Ervil nennt; die Knaben suchen ihn auf um ihn in eigenen Schachteln zu bewahren und mit Baumblättern zu füttern.

Ein anderer sonderbarer Käfer erzeugt sich h dem Mist der Elephanten. Er ist schwarz, nd seine Flügeldecken sind so stark und hart, aß sie ein einziges Schild bilden. Aber das erkwürdigste ist der Kopf. Er ist mit mehreren pitzen besetzt, welche eine rüsselförmige Gestalt aben, und in der Mitte steht ein kleines Horn. ieses Insekt hat 4 (?) hohe Beine, wodurch über einen Zoll über den Boden hervorragt.

Es fliegt zu den Gipfeln der höchsten Palmbäume, und frißt vorzüglich das Herz oder den Kohl der Kokospalme, so daß sie oftmals deßhalb abstirbt.

Die Wälder erschallen hier von dem Geschwirre der Grillen und wahrscheinlich der Cicaden. Man hört es selbst auf den Schiffen eine Viertel Meile weit, und es scheint oft wahre Musik zu seyn (auffi cadencé que de la musique).

Daß in diesem so stark bewässerten und heißen Lande eine unglaubliche Menge verschiedener Mücken, Stechfliegen und ähnliche Menschen- und Thierplager sich erzeugen, bedarf wohl eben so wenig einer weitern Erwähnung als der vielartigen Ameisen, und, der Beschreibung nach, Termiten. Von den letztern gedenken die Missionaire besonders der weißen als der furchtbaren, da sie selbst ganzen Häusern gefährlich sind, wie in Afrika.

Tausendfüße und Skorpionen giebt es hieselbst zwei verschiedene Arten, weiße und schwarze. Der Stich der weißen Skorpione ist weniger schädlich als der der schwarzen, den man für tödtlich hält. Auch ist das Thier selbst von furchtbarem Ansehen; die Scheeren sind so stark als die des Krebses; man soll einige dieser Thiere finden die über einen Fuß in die Länge halten.

Die Heuschrecken und sogar die Eier der Spinnen werden hier sehr schmackhaft gefunden. Von letztern giebt es eine Holzspinne deren Biß sehr gefährlich ist.

Krebſe, Hummer und Krabben kommen hier von vielen Arten vor. Die Miſſionaire erwähnen auch des Tourlerou, oder der auf den Antillen durch ihre Wanderungen ſo berühmten Landkrabbe *).

Die Garneelen (Canc. Crangon) ſind hier in ſo ungeheurer Anzahl und von ſo allgemeinem Nutzen, daß die Siamer ſie nicht nur mit Reiß gekocht häufig genießen, ſondern faſt jede Speiſe damit wie mit Butter zu bereiten pflegen, um dadurch die Eßluſt zu reizen.

Der Beſchreibung zufolge, welche die Miſſionaire von einem beſchaalten Thiere geben, dürfte man faſt annehmen, daß hier der große Kiefenfuß (Monoculus Gigas) gefunden werde. Sie bemerken dabei, daß die Eier dieſes Thiers, ſobald ſie nicht mit einer beſondern Vorſicht zubereitet werden, ein tödtliches Gift ſeyen.

Eigentliche Schaalthiere (Teſtacea) z. B. Auſtern, ſind hier ebenfalls im Ueberfluß; die Siamer eſſen ſie aber nicht. Die Schale der Perlenmutter (Mytilus margaritiferus) nachdem ſie ſie durch Säuren, z. B. Eſſig oder Citronen abgebeizt haben, ſägen ſie in mehrere Platten zum verarbeiten. Es finden ſich auch gute Perlen darinne.

Von Gewürmen zeigen ſich hier die dem Wanderer ſo läſtigen Erdblutſauger; wovon wir, ſo viel mir bekannt iſt, noch keine genaue Be-

*) M. ſ. den 2ten Jahrgang.

schreibung haben, obgleich dieß Thier gleichfalls im diesseitigen Ostindien, besonders auch auf Ceilan, vorkommt.

Das Meer liefert, besonders bei Mergui, den Einwohnern mehrere Arten eßbarer Weichthiere (Mollusca), z. B. eine große Meernessel (actinia) in der Form eines runden Huts. Man reinigt sie bis zu der Durchsichtigkeit eines weißen hellen Gallert, schneidet sie sodann in Streifen und genießt sie mit Gurken vermischt als Salat.

Dieß wären etwa die Hauptzüge des Gemähldes von den bisher bekannt gewordenen Schätzen der Naturreiche in Siam.

Wer da bedenkt daß sie nur von wenig kundigen Beobachtern zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts aufgefaßt sind, daß sie dennoch bewundernswürdige Thatsachen und eine große Anzahl für uns großentheils unbestimmter Produkte, besonders der organisirten Natur enthalten, dem zeigt sich schon aus diesen höchst unvollkommnen Angaben ein unermeßlicher Reichthum, und eine Mannigfaltigkeit von nützlichen Erzeugnissen, die den Wunsch auf das heißeste rege machen, daß endlich ein Humbold oder Hofmansegg auch hier durch ihren edlen Entdeckungseifer der Menschheit diese weiten, unerschöpflichen Regionen erobern möchten.

Der Mensch.

Das wichtigste Erzeugniß der Natur, der Mensch, sollte zufolge der rein geographischen

lage des Landes, in Siam, den Burmahnen, mit welchen wir kurz zuvor bekannt wurden, ähnlich seyn.

Achtet man hingegen zugleich auf die natürliche Bildung des Bodens von Siam, also auf dessen physische Geographie, dann darf man hier merkliche Verschiedenheit erwarten.

Ein, mehrere Monate hindurch überschwemmtes Thal, reizte schwerlich den Menschen sich dort willkührlich anzusiedeln. Höchstens konnte er aus Noth sich in diese feuchte, durch ungeheure Heere blutsaugender Sumpfthiere widrige Region hinabziehen. Nur das Schicksal sich aus einem freien, höhern benachbarten Lande gewaltsam vertrieben zu sehen, ließ ihn hier vor seinen Ueberwindern einen Zufluchtsort suchen. Tobte nun der Asiate auf allen Siam umgebenden Seiten und Anhöhen unter sich in wilden Fehden, so mußte unser sumpfiges Siam den Besiegten mehrerer Nationen ein gemeinschaftlicher Sammelplatz werden.

Es entstand mithin ein eigenes, jüngeres Volk, ein Gemisch mehrartiger Nachbarn, das, wann es gleich Spuren seiner verschiedenen Ahnherrn an sich trug, dennoch ein neues Ganze erzeugte.

Mit diesen Ideen treffen auch die Sagen der Vorzeit und soweit sie reichen, die ältesten schriftlichen Nachrichten der Siamer, ziemlich genau zu. Sie bestätigen nämlich, daß durch die Kriege und Verheerungen in Laos, Cochinchina, Tunkin und China, in Ost und Nordost, so

wie in Westen durch die der Peguaner und Birmanen, und endlich in Süden der wilden Malayen, Siam nach und nach eine beträchtliche Masse Menschen, Flüchtlinge jener Nationen erhielt, die dann dieß Land anbaueten, so weit die dem Klima selbst angehörende Trägheit es nur zuließ. Daher mußten hauptsächlich längst den fischreichen Gewässern, vorzüglich längst den beiden Ufern des großen Menams, Ortschaften und Städte hervorgehen, während daß die entferntern Gegenden unbenutzt den wilden Bestien aller Art zum Aufenthalt übrig gelassen wurden.

Einige jener Urvölker hatten noch im siebzehnten Jahrhunderte und später, einzelne Colonien in Siam; allein die meisten sind nach und nach dem Ganzen einverleibt, und die Regierung suchte dieß selbst zu befördern, um dadurch den Geist der Landsmannschaften und die daraus entstehenden Fehden zu ersticken. Indeß haben sich einige, besonders die Chinesen, noch stets als Colonisten von dem übrigen Volke abgesondert, und zeichnen sich sowohl durch ihr Aeußeres, als noch bestimmter, durch ihre große Betriebsamkeit und ihren regen Handelsgeist, vortheilhaft aus.

Auch von den übrigen Urnationen gab es noch zu Louberens Zeit mehrere einzeln in der Hauptstadt zusammenwohnende Haufen; er zählte gegen 20 die sich ziemlich von einander unterscheiden ließen. Hierunter waren indeß auch die Europäer mit gerechnet, welche des Han-

dels wegen sich hier niedergelassen hatten, z. B. die Holländer, die Franzosen.

Der Siamer, nämlich die Mehrheit des Volks selbst, entspricht, der Farbe nach, dem Klima. Das grünlich Gelbe des Hindostaners ist auch hier schon weit dunkler, ja schwärzlich; dennoch schimmert oft auf den Wangen etwas Röthliches durch.

Das Haar ist schwarz doch nicht wollicht, sondern lang und straf. Die Zähne werden durch Kunst geschwärzt.

Der Bildung nach ist der Siamer zwar unter mittlerer Größe, jedennoch wohl gestaltet.

Das Gesicht ist breit, besonders um die Backenknochen; die Stirn läuft aber spitzer zu, fast wie das Kinn; die Nase ist kurz und stumpf; die Augen sind klein und übelgespalten; das Weiße im Auge fällt ins Gelbe.

Die schon von Natur ansehnlichen Ohren, zerren die Siamer, Schönheits halber, wie bei vielen andern Nationen der heißen Zone, durch schwere Ohrgehänge zu einer uns widrigen Größe; sie erweitern dabei die Ohrlöcher so sehr, daß man beinahe eine Hand durchbringt, ein Fall der ebenfalls im benachbarten Reiche Laos gewöhnlich ist.

Das andere Geschlecht unterscheidet sich nicht sehr durch feinere Gesichtszüge von den Männern; nur durch den hangenden Busen und die Kleidung weichen sie am deutlichsten von diesen ab.

Da die Kinderblattern unter dieser Nation häufig wüthen, so vermehren ihre Narben das Unangenehme der Gesichtsbildung. Uebrigens sieht man hier höchst selten Menschen die fehlerhaft gebauet oder verkrüppelt wären, außer durch äußere Zufälle.

Dem Klima gemäß ist die Kleidung äußerst leicht; und die Kinder gehen bis nach dem fünften Jahre völlig nackend.

Die Erwachsenen geringen Standes bedecken gewöhnlich nur die Hüften mit einer Pagne, einem Stück baumwollen Zeug, das sie zwischen die Schenkel so durchziehen, daß es eine Art von weitem Beinkleide bildet. Bei dem Frauenzimmer hängt die Pagne bis über die Wade herab und ist oft reich gestickt. Diesen Theil des Unterleibes nie entblößt zu zeigen halten sie für eine so strenge Pflicht, daß die Franzosen genöthigt wurden ihren, sich dort nackend badenden Soldaten, Pagnes zum Baden zu geben, um den Siamern nicht anstößig zu werden; denn das Volk fing an öffentlich über diese Schamlosigkeit zu murren.

Die Großen, die Mandarinen, tragen ein Hemd von Musselin ohne Kragen, daß jedoch den Unterleib unbedeckt läßt; in der kalten Jahrszeit wickeln sie sich in einen Mantel, den sie schärpenmäßig um sich schlagen. Den Kopf bedeckt eine konisch in die Höhe laufende spitze Mütze, die oftmals reich mit Gold oder auch feinen Steinen besetzt ist; letzteres ist vorzüglich

Siamische Frau nebst ihrem Kinde.

bei dem Könige der Fall, die Mütze oder Spitzhaube selbst ist dann von weißem Musselin *).

Auf Reisen schützen sich bei heftiger Sonne die Geringeren wohl mit runden Hüten.

Das Volk geht barfuß, die Schuhe der Vornehmen laufen spitz zu und haben keine Hacken.

Man trägt hier, außer den Ohrgehängen, wenig Kopfschmuck. Die Haare werden bei beiden Geschlechten auf dem Wirbel mit der Scheere kurz geschnitten, tiefer herab reißen einige das Haar fleckweise, kreisförmig aus, das übrige hängt aber lang um den Kopf herab.

Armbänder trägt nur die Jugend. Auch die Siamer halten wie die Chinesen außerordentlich viel auf lange Nägel. Bei den Vornehmen und den modigen Herren und Damen, sieht man, besonders an der rechten Hand, Krallen von mehreren Zollen, ja die galanten Damen tragen sogar gemachte Nägel von 4 Zoll.

Die Siamer sind reinlich. Sie baden sich häufig, ja in einem Tage mehreremal. Theils steigen sie in das Wasser, theils lassen sie sich nur mit Wasser übergießen. Sie salben sich sodann, und bestreichen den Körper mit wohlriechenden Dingen, z. B. Amber, Bisam und dergleichen, vornämlich aber die Lefzen mit wohlriechender Salbe, wodurch diese noch blässer werden als sie es bereits von Natur sind.

---

*) M. s. weiter unten, wie auch von der Tracht der Geistlichkeit.

Die jährlichen langdaurenden Ueberschwemmungen machen es hier nothwendig die Wohnungen hoch über die Erde zu erheben. Ihre Häuser ruhen daher auf starken Bambuspfählen, 13 Fuß hoch, denn so hoch setzen die austretenden Flüsse oftmals das flache Land unter Wasser. Eine Treppe, wie die bei unsern Windmühlen, führt zum Hause hinauf. Bei den Ställen für die Pferde und übrigen Hausthiere, welche ebenfalls hoch von der Erde erhoben stehen, ist die Leiter mit Hürden durchflochten, um den Tritt der Thiere zu sichern.

Die Wohnungen selbst sind einfach, wie die Kleidung. Die Häuser haben nur ein Stockwerk. Dächer und Wände bestehen aus Flechtwerk, Hürden von Bambusrohr; indeß hat das Frauenzimmer eigene Stuben oder Abtheilungen. Inwendig herrscht, wie an ihrem Körper, große Reinlichkeit. Bei denen der Vornehmen ist der Fußboden mit feinen Matten bedeckt, über welche oft Teppiche gebreitet, die Wände aber mit weißem Musselin behangen sind.

Die Meublen entsprechen den Wohnungen, Stühle von Rohrmatten, bei den Reichen einige Kissen; Tische nur aus einem großen Brette, und statt der Betten ebenfalls nur ein Brett als Kopfkissen; höchstens bei den Vornehmen findet eine größere Bequemlichkeit statt.

Nur die Chinesen, Europäer und dort angesiedelte Mohamedaner wohnen in Häusern von Ziegelstein, jeder nach seiner Sitte gebauet.

Die höhere Bauart der Siamer haben wir nachmals Gelegenheit kennen zu lernen.

Die Hitze dieses Landes mindert auch hier, wie fast überall in der heißen Zone, die Eßlust. Das Volk ist mit wenigen und einfachen Speisen, hauptsächlich aus dem Pflanzenreiche, zufrieden. Hiebei ist denn, wie in ganz Indien, der Reiß stets die Hauptnahrung. Hat der Siamer für zwei Pfennig (Liards) Reiß den Tag, dann bezeugt er in fröhlichen Gesängen seine heitere Zufriedenheit. Er kocht seinen Reiß in der Schale der Kokosnuß; der Reiß wird früher gar als die Schale verbrennt.

Hiebei genießt er besonders kleine, oftmals schon halbfaule Fische, die ihm der Menam in ungeheurer Menge darbietet. Auch verschmähet er weder Eidechsen und Ratten, noch Heuschrecken und Gewürm; selbst faule Eier sind ihm nicht zuwider.

Das Fleisch der Hausthiere ist hier schlecht und schwer zu verdauen; selbst das Federvieh zu mästen lohnt nicht der Mühe; es wird daher, selbst von den Europäern, nicht viel Fleisch genossen. Die Kühe geben wenig Milch, die Büffelkuh, als dem Klima angehörig, weit mehr. Butter hält bei der Hitze schwer zu einer Festigkeit zu bringen.

Die Eingeweide der Hausthiere scheinen den Eingebornen am verdaulichsten und werden deß-

halb vorgezogen. Wildprett wird nur der Häute wegen erlegt.

Die Saucen bestehen aus Knoblauch und einigen gewürzhaften Kräutern, andere aus Fischen und halbverfaulten Krabben.

Das Einsalzen des Fleisches hält schwer; es nimmt nämlich wegen der Hitze das Salz nicht leicht in sich auf.

Man genießt mit dem Reiß die Fische in lange Riemen zerschnitten. Selbst die Küche des Königs ist, wenigstens für den europäischen Gaumen, nicht reizend. Von den dreißig Gerichten, welche der König dem französischen Gesandten vorsetzen ließ, fand man kaum einige genießbar. Die Speisen wurden in eigenen silbernen, tiefen verdeckten Schüsseln aufgetragen; der Nachtisch, die Früchte, in goldenen.

Auf den Märkten findet man, außer den übrigen Lebensmitteln, verschiedene Insektenarten feil.

Alles ist sehr wohlfeil. Eine Kuh gilt in der Stadt 1 Thaler, auf dem Lande gar nur 4 Groschen, ein Dutzend Hühner achte. Nur die Hammel und Ziegen machen eine besondere Ausnahme, weil diese von den Mahomedanern, den Mauren, stark gesucht werden. Von erstern gilt das Stück vier, von letztern drei Thaler.

Mit 20 Livres jährlich, sagt Forbin, kann man hier sehr bequem leben.

Statt des Baumöls bedient man sich des Oels der Kokosnüsse.

Außer dem Wasser besteht das Getränk in Arrak oder Reißbranntwein. Eine Pariser Pinte davon kostet nur einen Groschen.

Reiß und Fische, wie auch Arrak, findet man auch auf den Schiffen beständig feil, denn viele Familien leben, wie in China, das ganze Jahr hindurch auf dem Wasser in schwimmenden Häusern.

Man sieht hier kein Tischgeräth. Die Fleischspeisen werden zuvor in kleine Stücke zerschnitten und so aufgetragen.

Der Ackerbau und die Industrie dieses Volks ist eben so unbedeutend als ihr Handel.

Der König führt zwar den Nahmen des Groß-Herrn des Reißes, auch hat sich hier, wie in China, aus den ältesten Zeiten ein eigenes Fest erhalten, da der König, auf einem Ochsen reitend, sich ins Feld begiebt, um ein Stück Landes umzupflügen, wobei dann alle hohe Staatsbedienten folgen, und das versammlete Volk fröhliche Feierlichkeiten anstellt; indeß ist der Ackerbau dennoch sehr vernachlässigt. Und wie sollte es in einem Lande viel anders seyn, woselbst nicht nur die große Hitze den Menschen träge macht, sondern die hohe Fruchtbarkeit, welche die Ueberschwemmung der Erde mittheilt, den Reiß aus den ausgefallenen Körnern, gleichsam von selbst wieder hervortreibt? Der sachkundige Poivre nennt also mit Recht Siam ein fast unangebauetes Land, das mit Waldungen bedeckt ist.

Schon hieraus wird sowohl die geringe Bevölkerung, als auch die schlechte Einrichtung im Innern des Landes begreiflich.

Dem Loubere gab man die gesammte Volkszahl noch nicht zu 2 Millionen (1 Million und 900000) an, und die nach China reisenden Missionaire, welche sich wegen ihres beschädigten Schiffs an den Küsten von Siam aussetzen ließen, stießen auf ihrem Wege nach der Hauptstadt binnen ganzer 14 Tage, die sie in den Waldungen umherirrten, nur auf ein einziges dürftiges, kleines Dorf.

Bei dieser Trägheit der Einwohner, deren Quellen wir bald genauer werden kennen lernen, ist es noch zu bewundern, daß die Industrie der Siamer, so unbedeutend sie auch im Ganzen ist, dennoch in einzelnen Dingen Talent und Anstrengung beweiset.

Eins der merkwürdigsten Beispiele hievon bieten die Fahrzeuge der Siamer dar.

Ein Volk, das sich 6 Monat unter Wasser gesetzt sieht, das hauptsächlich nur durch den Hauptstrom lebt, hatte freilich Reiz genug seine natürliche Faulheit bei Werkzeugen zu vergessen, welche es allein in Stand setzen, diese physische Beschaffenheit des Landes zu seinem trägen Daseyn zu benutzen.

Die Fahrzeuge, hier Balonen genannt *), bestehen eigentlich aus einem einzigen Baum.

*) M. sehe das Kupfer.

Oft hält ein solcher Stamm 16 bis 20 Klafter in der Länge; was für erstaunliche Bäume setzt dieß voraus! aber die Breite beträgt nur so viel, daß zwei Personen auf einem querliegenden Brette neben einander Platz haben, um mit geschränkten Beinen zu sitzen.

Die größten Balonen erfordern 120 ja 150 Ruderer. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs ragen sehr hoch hervor. Die Ruder, Pagaien genannt, sind nur kurz; ihr und der Menschen gesammtes Gewicht drückt dennoch das Fahrzeug ziemlich tief in das Wasser. An jedem Ende desselben hat nur ein einziger Pagaier Platz, der Steuermann aber am Hintertheil des Schiffs. In der Mitte befindet sich ein sehr erhabenes bedecktes Gerüst, worinn der Herr der Balone seinen Sitz hat.

Je vornehmer dieser ist, desto größer ist gewöhnlich das Fahrzeug und desto reicher die Zierrathen von Schnitzwerk. Oft haben die Balonen die Gestalt eines Drachen, woran der Kopf, Hals und Schwanz nicht nur zierlich ausgeschnitzt sind, sondern zugleich auf das beste vergoldet.

Im Vergolden besitzen überhaupt die Siamer eine vorzügliche Geschicklichkeit. Sie verstehen es, das Gold in die dünnsten Blättchen geschlagen, auf Metall und Stein so künstlich zu legen, daß man leicht das Ganze für massiv halten würde.

Das vornehme Frauenzimmer hat seine eigene Balonen, bei welchen die Ruderer ebenfalls vom andern Geschlechte sind; denn dieses wird leider

auch hier zu den schwersten Arbeiten angehalten, wie bei allen rohen, faulen Völkern.

Es ergiebt sich hieraus, daß diese Nation allerdings fähig wäre in den übrigen Handwerken und Künsten etwas vorzügliches zu leisten. Dieß ist indeß nicht der Fall. Die Leichtigkeit auf viele Monate auf den so weit verbreiteten Gewässern fast alle Bedürfnisse des Lebens zu gewinnen, hat in Hinsicht der Fahrzeuge ihre angeborne Trägheit überwältigt; fast jede andere weniger einträgliche Kunst als der Bau der Balonen, steht sehr weit zurück.

Es giebt hier höchstens Tischler, Maurer, grobe Bildschnitzer, Vergolder, sehr unkundige Metallarbeiter, denn selbst die Goldschmiede sind nur ungeschickt; und die Schmiede gebrauchen das Eisen gewöhnlich so roh wie es aus dem Guß kommt; Lederarbeiter kennt man kaum. Seidene und wollene Zeuge werden gar nicht verfertigt; die wenigen Zeuge von Baumwolle sind schlecht und haben weder gute Farben noch Glanz. Ihre Mahlerei ist dann ebenfalls unbedeutend, sie zeichnen eben solche erdichtete Thiergestalten wie die Chinesen.

Der Bau der gewöhnlichen Häuser ließ hierbereits wenig Architektur erwarten, und wirklich ist sie in Siam noch hinter der der angränzenden Peguaner und Birmanen zurück. Dieß zeigt sich besonders durch den Bau der Pallaste der Könige und der Pagoden oder Tempel.

Er zeichnet sich hauptsächlich nur durch seinen großen Umfang aus. Der Pallast des Königs

hatte (zur Zeit der französischen Gesandschaft) eine dreifache Mauer oder Einfassung von Ziegeln, aber keine Fenster und nur ein Stockwerk; indeß ist dabei die Einrichtung so sonderbar, daß die Zimmer selbst, je nach der verschiedenen Würde des Bewohners, stets höher und höher sind, so daß man von einem zu dem andern durch eigene Stufen hinauf steigen muß. Die eigentlichen Zimmer des Königs und seiner Gemahlinnen liegen daher am höchsten. Das ausgezeichneteste in dem Pallaste des Königs wären die großen Audienzsäle; dennoch hatten sie nur weiße unbekleidete Wände. Dagegen war der Fußboden mit den schönsten persischen Tapeten bedeckt.

Das Frauenzimmer hatte dann die eine Seite des Pallasts inne, der König nebst dem Hofstaate die andere. Das Dach war hervorstehend, theils roth angestrichen und vergoldet, theils mit Zinn (Kalin) bedeckt.

Der Erbprinz oder Thronerbe bewohnte einen eigenen, ähnlichen Pallast.

Sonderbar war es aber innerhalb dieser Ringmauern auch für jeden einzelnen der vorzüglichsten Elephanten seiner Siamischen Majestät eigene Gebäude von Bedeutung, Ställe, errichtet zu sehen.

Man erzieht diese dem Könige bestimmte Thiere mit vieler Sorgfalt, und schätzt sie, wenn sie gut-einschlagen, nach den Graden ihres Instinkts oder ihrer körperlichen Vorzüge, so hoch, daß der König ihnen danach höhere oder geringere

Titel beilegt. So z. B. hieß der eine der Graf ein anderer der Marki; und ein dritter der Herzog. Der Prinz, der vornehmste der Elephanten hat in seiner Wohnung eine Art Hofstaat von eigenen Beamten, die ihn bedienen.

Fast noch weniger als bei den Pallästen beweisen die Siamer ihre Kunstliebe und Talente bei den Tempeln oder Pagoden.

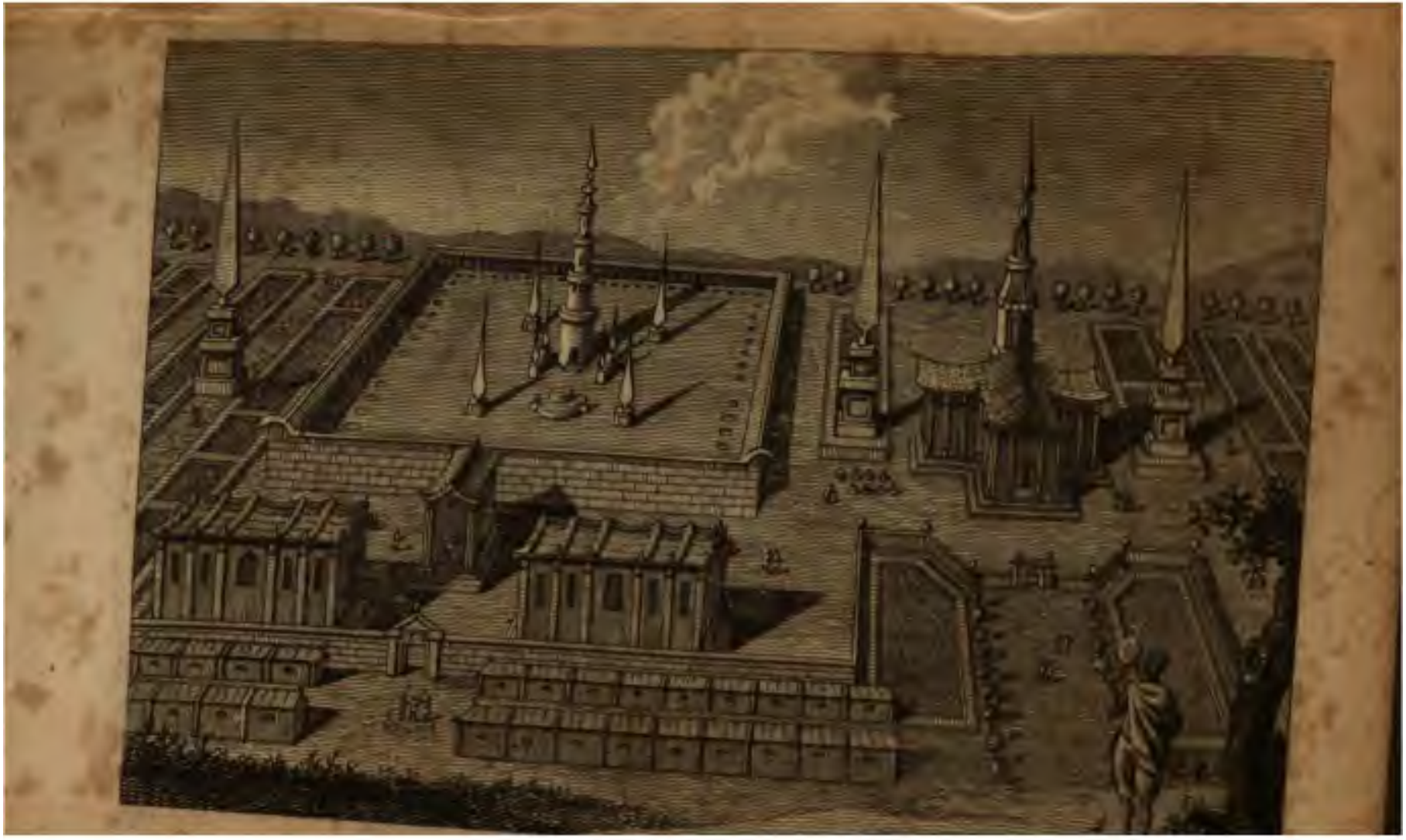
Verglichen mit den merkwürdigen Gotteshäusern welche wir vor kurzem *) in der nächsten Nachbarschaft von Siam kennen lernten, sind die Pagoden und Klöster äußerst dürftig, denn die Beschreibung des Jesuiten Tachard ist, wie fast alles was er von den Vorzügen Siams sagt, äußerst übertrieben, ja zum Theil durchaus falsch.

So behauptet er z. B. daß die großen Statüen innerhalb der Tempel von massivem Golde seyen, da sie doch miteinander nur von Gips oder Thon sind, und durch eine gute Vergoldung täuschen.

Die Pagoden bestehen, wie dieß besonders Kämpfers Zeichnungen darthun, aus großen, mit einer Mauer umgebenen Plätzen. Innerhalb derselben stehen ein Paar ansehnliche viereckige Häuser mit mehreren Dächern übereinander, wie bei den Chinesen, überfirnißt oder vergoldet.

Die Pagode hat vorn einen Säulengang, worüber das Dach hervortritt. Die Wohnungen

*) M. s. das vorhergehende Taschenbuch der Reisen.



der Mönche innerhalb der Mauer, sind nur kleine hölzerne Hütten. Das wodurch diese Tempel einiges Ansehn gewinnen, sind Pyramiden von Backsteinen. Sie kommen aber an Schönheit und an Größe nicht derjenigen gleich, welche die Siamer zum Gedächtniß eines großen Sieges über die Peguaner errichtet haben. Diese Pyramide findet sich in einer eigenen gemauerten Einfassung westlich außerhalb der Hauptstadt Juthia, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Schomadu oder goldenen Tempel, welchen wir vorhin bei den Birmanen kennen lernten *), nur ist sie weder so künstlich noch so ansehnlich.

Einem sich so ungern anstrengenden, mit den geringsten Nothwendigkeiten des Lebens zufriedenen Volke, kann schwerlich viel an der Mittheilung mit Anderen, an dem Handel, gelegen seyn.

Dennoch sind Zeugnisse vorhanden, daß die Häfen von Siam in früheren Zeiten stark von fremden Schiffen besucht wurden, und der Handel dort sehr lebhaft war; ja daß die Siamer, im 16ten Jahrhundert ebenfalls eine Menge Fahrzeuge nach mehreren, ihnen östlich gelegenen Ländern abgesandt haben. Besonders waren, den Zeugnissen des Barbosa, Tosi und Pinto zufolge, die Häfen von Tenasserim und Queda die Landungs- und Ladungsorte der Araber, Perser und Indostaner.

---

*) M. s. das vorhergehende Taschenbuch.

Wir haben Gelegenheit auf dieſes Phänomen zurückzukommen, aber in den neueren Zeiten iſt dieſer Handel ſehr tief herabgeſunken, und wie wir bald ſehen werden, vorzüglich wegen des Monopols und Deſpotismus des Königs. Dieſem gehört nämlich ausſchließend der Handel mit denen beſonders für das Ausland wichtigſten Artikeln, z. B. mit dem Elfenbein, den Muſſelinen Zeugen, der Areka, dem Zinn oder Kalin, und den zum Schießpulver gehörenden Ingredienzien.

Dennoch blieben der Nation eines ſo reichen Landes noch eine kaum aufzuzählende Zahl von Produkten zum Handel übrig, wenn nur die Sklaverei nicht alle Thätigkeit und allen Handelsgeiſt zu Boden drückte. Indeß findet doch noch ein geringer Verkehr ſtatt mit ihrem Zucker, Reiß, Fiſchen, Ambra, Wachs, Gummilack, Perlmutter, eßbaren Vogelneſtern und mehreren andern Dingen, welche ſich die Krone nicht vorbehalten hat.

Das häusliche Leben und die Familienverhältniſſe könnten bei einer an ſich gutmüthigen und zum Frohſinn geneigten Nation, in dem ſo vorzüglich von der Natur begünſtigten Lande ſehr glücklich ſeyn.

So iſt es indeß nicht. Auch hier wird die Frau gemishandelt. Sie wird nicht nur zu den gröbſten Arbeiten, ſelbſt zum Landbau angeſtrengt, ja der Mann hat das Recht, wenigſtens bei ſei-

nen geringern Frauen, sie und ihre Kinder zu verkaufen.

Es steht nämlich in der Willkühr des Siamers, mehr als eine Frau zu nehmen; dieser Fall ist freilich bei dem Volke nicht gewöhnlich, nur der Große und Reiche erlaubt es sich, jedoch mehr zum Prunk als aus Bedürfniß.

Sind aber auch mehrere Frauen in einer Haushaltung, so genießt dennoch die erste, ja selbst ihre Kinder, stets großer Vorzüge.

Nur die Kinder der ersten Frau nennen den Vater schlechtweg Vater (Po); die der übrigen Frauen tituliren ihn dagegen stets Po-tschau, Herr Vater.

Auch ist die erste Frau durch eine förmliche Heirath dem Manne zugekommen, und er kann sie zwar verstoßen, aber sie nicht wie die übrigen, geringern, verkaufen.

Die Heirathszeremonien sind, wenn gleich nicht religiöser Art, dennoch ziemlich umständlich, und einem civilisirtern Volke angemessener, als man dieß hier vermuthen dürfte.

Befreundete Frauen von unverdächtigem Rufe, sucht die Familie des jungen Freiers aus, um bei den Eltern der erkohrnen Braut nach einem glücklichen Ausgang der Freiwerbung zu forschen. Finden sie die Eltern geneigt, so wird sodann die Tochter um ihre Neigung befragt, die Eltern erkundigen sich hierauf nach der Geburtsstunde des Bräutigams, und ein Wahrsager, dem man zugleich die der Braut anzeigt, muß dann über die Zukunft sein Urtheil fällen.

Der Bräutigam besucht nun die Braut dreimal, und jedesmal bringt er ihr ein Geschenk von Obst und Betel. Bei dem dritten Besuch wird eine Ehestiftung durch die beiderseitigen Anverwandte geschlossen, das Heirathsgut bestimmt und ausgezahlt. Die Anverwandte werden wechselseitig beschenkt; von jetzt an sieht man die jungen Leute als wirklich verheirathet an, der Bräutigam tritt in alle Rechte des Ehemanns ein. Nur erst nach einigen Tagen sanctioniren die Priester, hier Talapoins genannt, die schon wirklich geschlossene Ehe dadurch, daß sie die Neuverehlichten, unter verschiedenen Gebeten in Balischer Sprache, mit einer Art Weihwasser besprengen; es ist mithin hier die Ehe ein wirklich bürgerlicher, nicht religiöser Contrakt.

Die Hochzeit wird durch Schmausereien und Fröhlichkeiten im Hause der Eltern der Braut mehrere Tage hindurch gefeiert, auch bringt das junge Ehepaar dort die ersten Monate hin, bevor es den eigenen Haushalt anfängt.

Uebrigens sind die Ehen hier ziemlich fruchtbar, auch Zwillinge sind nicht selten.

Die größte Aussteuer einer Braut beträgt 15000 Liv. (gegen 4000 Rthlr.)

Der Siamer ist nicht eifersüchtig; die Frauen gehen frei umher und genießen der Gesellschaft; doch leben die Frauen der Vornehmen sehr eingezogen.

Untreue ist hier äußerst selten, das andere Geschlecht ist sittsam und treu. Ihre vielen, und nur zu oft schweren Hausarbeiten lassen ihnen

wohl zu wenig Zeit zu Liebeshändeln. Daher mögen dann wohl die Strafen des Ehebruchs, da man ihn für ein sehr großes Verbrechen ansieht, so fürchterlich seyn. Die untreue Frau wird lebendig den Tiegern vorgeworfen, eine andere, mindere Strafe ist die, sie in öffentliche liederliche Häuser zu verkaufen, und eine dritte ist zu grausam und unanständig um hier einer Erwähnung zu verdienen.

Tritt eine Ehescheidung ein, so behält die Frau das erste, das dritte, fünfte Kind und so weiter nach den ungeraden Zahlen, der Mann das zweite, vierte u. s. w. nach den geraden Zahlen. So bekommt, wenn die Summe eine ungerade Zahl ist, die Mutter stets eins mehr als der Vater.

Die ganze Verlassenschaft des Vaters gehört seiner ersten Frau; auch erbt sie dessen Gewalt, doch darf sie die geradezähligen (väterlichen) Kinder nicht verkaufen.

Die Erziehung der Kinder, besonders die der Töchter, ist sehr sorgfältig, besonders da der Einfluß des Klimas leicht zu frühen Ausschweifungen geneigt machen könnte; die Mütter halten sie nicht nur strenge zur Sittlichkeit an, sondern sie suchen sie frühzeitig zu verheirathen. Ein Mädchen von 10 bis 11 Jahren hier als Frau und im 12ten Jahre als Mutter zu sehen, ist gar nicht ungewöhnlich.

Die Eltern werden sehr geehrt, und überhaupt steht das Alter, wie bei den Chinesen, hier in großer Achtung. Man sahe Mandarinen von

einem höhern Range einem niedrigern den Vorrang lassen wegen dessen höheren Alters.

Nach diesen Thatsachen darf man den Siamern weder Geschicklichkeit noch Vernunft absprechen. Dennoch sind sie in Kenntnissen und Wissenschaften fast eben so weit zurück als in der Industrie und dem Handel.

Dieß ist destomehr zu bewundern, da der Siamer nicht nur eine lebhafte Einbildungskraft, sondern eben sowohl viel Richtigkeit im Urtheil, Gegenwart des Geistes und Witz bei vielen Gelegenheiten äußert.

Sie haben, wie alle Orientaler, eine große Neigung zur Poesie, und daher moralische und historische Gedichte. Allein ihre Poesie, da ihre Sprache reich an Tropen aber einseitig und unbiegsam wie die ihrer Schwestern ist, bedarf sehr der Musik, um einigermaaßen diese Unannehmlichkeit minder auffallend zu machen. Sie ist an Worten arm, und man hilft sich durch figürliche Ausdrücke. So heißt Sû das Licht und auch die Schönheit, und bedeutet an das Wort Pack, die Benennung des Mundes, angehängt Sû Pack, die Lippen.

Auf ähnliche Weise nennen sie die Blüthe, den Ruhm des Holzes.

Um das Wort vergnügt auszudrücken, sagen sie wohl Herz; wäre ich in Siam so wäre ich vergnügt; klingt bei ihnen: Wenn ich Stadt Siam, ich wohl Herz viel.

Das Wort Kind bedeutet zugleich etwas kleines; daher nennt man Gewicht Kind ein kleines Gewicht.

Diese Sprache, sie hat 33 Buchstaben, ist auf der andern Seite überflüssig reich. So hat sie acht verschiedene Ausdrücke für ich oder wir, denn beides ist hier eins. Es giebt drei verschiedene Dialekte dieser Sprache; allein die heiligen oder Religionsbücher sind in keiner derselben, sondern in der Balischen Sprache geschrieben; diese ist in Hinter-Indien das was in Hindostan oder Vorder-Indien die Sanskrit ist.

Wenn daher die Priester, Talapoinen (wir werden sie weiterhin kennen lernen) predigen, so lesen sie nur den Text der Religionsbücher her, und übersetzen ihn sodann in das Siamische.

Beredsamkeit ist hier nicht zu finden. Bei Klagen trägt ein jeder seine Sache einfach vor, und selbst am Hofe ist die Sprache wie im gemeinen Leben; auch redet der König nur in einzelnen, abgemessenen Worten.

Ihre Gedichte sind theils Liebesgedichte, theils moralischen oder historischen Inhalts. Selbst die Großen zeigen sich zu Zeiten als vorzügliche Dichter. Ein Bruder des damaligen (1687) Königs, war Verfasser von mehreren Gedichten moralischen Inhalts, und verfertigte auch die dazu gehörenden Melodien.

Die Musik selbst ist schlecht und lärmend. Bei Chören singen oder schreien sie vielmehr alle mit einander eben dieselben Töne einer gemeinen Melodie ab. Die Instrumente bestehen aus

Hautboien; kleinen Trompeten; Schellen; kupfernen Becken; Stockfiedeln und Trommeln verschiedener Größe.

Rechtswissenschaft ist eben so fremd als Philosophie. Von letzterer sind nur einige Sätze der Sittenlehre vorhanden, von ersterer erlernt derjenige, welcher ein öffentliches Amt erhält, nur dann erst die Landesgesetze. Diese sind in eigenen Büchern, die sonst dem Volke unbekannt bleiben, enthalten, und werden sodann dem neuen Beamten übergeben.

Am mehrsten ist aber diese Nation in Rücksicht der nothwendigsten Wissenschaft, der Arzneikunde, zu beklagen. Man fand hier nur einige chinesische Aerzte, als Leibärzte des Königs; diese, welche wir bereits als unkundig haben kennen lernen, zieht man dennoch den einheimischen vor, denn die siamischen verfahren lediglich nach den Processen oder Vorschriften die sie von ihren Voreltern ererbt haben. Loubere giebt eine höchst sonderbare Procedur an, welche jedem Kranken zu Anfange seiner Krankheit bevorsteht. Nachdem er sich nämlich der Länge nach auf dem Boden hingestreckt hat, tritt ein Mensch auf ihn und knetet ihn mit den Füßen durch. Die schwangern Frauen sollen sich oftmals hiedurch die Geburt erleichtern.

So mäßig der Siamer auch lebt, so ist er dennoch mehreren, oft schweren Krankheiten ausgesetzt. Ruhren, Faulfieber und Brustkrankheiten erzeugt dieses heiße und feuchte Klima häu-

sig, und die langdauernde Regenzeit bringt Husten und heftige Katarrhalfieber.

Berüchtigt ist wegen seiner Furchtbarkeit das sogenannte Siamische Uebel; von Einigen, wiewohl mit Unrecht, für die Pest selbst angesehen.

Diese gräßliche Krankheit ward durch ein aus den siamischen Hafen Bancock kommendes Schiff gleichfalls nach den Antillen gebracht. Sie zeigt sich unter verschiedenen Gestalten. Gewöhnlich hebt sie mit einem starken Fieber, Kopf- und Nierenschmerzen an. Aus allen Theilen des Leibes, selbst durch die Schweißlöcher dringt Blut; auch erfolgt zuweilen ein Erbrechen von schwarzem Geblüt; daher diese Krankheit auch wohl mit dem sogenannten schwarzen Erbrechen von ein und derselben Natur seyn mag; eine gänzliche Auflösung der Säfte. Bei andern erzeugen sich unter den Achseln und in den Weichen Geschwülste oder Beulen voll schwarzen, verderbtem Blute, oder auch voller Würmer. Der Tod erfolgt am sechsten oder siebenten Tage. Mehrmals fällt man plötzlich nach einem geringen Kopfweh todt nieder, und bereits eine viertel Stunde darauf war der Körper schwarz und faulend. Dieses schreckliche Uebel, was gleichfalls auf den englischen Antillen verbreitet war, hatte dennoch schon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hier wiederum nachgelassen, denn der berühmte la Condamine genas davon schnell durch sehr gewöhnliche Arznei. Ohnstreitig ist das Local der Länder, welche unter der glühenden

Sonne zugleich großen, anhaltenden Ueberschwemmungen ausgesetzt bleiben, die Haupturſache ſolcher peſtartigen Krankheiten. Wir Europäer erhielten ſie gewöhnlich aus Afrika, z. B. aus Egypten und dem heißeſten Aſien.

Noch eine größere Verheerung richteten in Siam an, die Kinderblattern, welche aus Europa dorthin gekommen ſind; vielleicht iſt ſeit jener Zeit die Einimpfung angenommen, man widerſtrebte doch dieſer heilſamen Methode lange, es ſtarben daher eine Menge Menſchen, ſo daß man die daran Geſtorbenen verbrannte, um der Anſteckung zu ſteuren.

Das veneriſche Uebel iſt hier ſehr alt; man konnte den Miſſionairen die Zeit des Bekanntwerdens nicht anzeigen.

Viele Krankheiten werden hauptſächlich durch eine äußerſt ſtrenge Diät gehoben, worauf die Aerzte ſehr genau halten. Durch die Europäer haben ſie den Nutzen der Chinarinde und anderer Medicinalpflanzen kennen lernen.

In der Wundarznei ſind ſie, da die Anatomie faſt ganz unbekannt war, ſehr unwiſſend. Sie nahmen bei nöthigen Fällen ihre Zuflucht zu den Europäern; indeß bedienten ſie ſich doch des Aderlaſſens, des Schröpfens und der Blutigel; Heilmethoden die ebenfalls zum Theil durch die Europäer waren bekannt worden. Unter den übrigen Wiſſenſchaften ſcheint die Arithmetik noch am glücklichſten hier gelehrt zu werden. Die Siamer bedienen ſich nicht, wie die Chineſen, einer Rechenmaſchine, ſie ſind fertige Rech-

ner; rechnen nach der Decadic, haben 10 Ziffern; die Null hat die Gestalt der unsrigen.

Dagegen ist ihre Zeittheilung, so wie der Kalender und die Astronomie sehr unvollkommen. Ihr erster Monat fängt stets mit dem Neumond des Decembers an. Auch sind sie der Astrologie und Horoscopie ergeben, so wie auch ihre Großen und Könige oftmals viele Summen verschwenden, um den Stein der Weisen zu entdecken.

Von der Einrichtung des Weltgebäudes haben sie durchaus keine richtige Begriffe; aber es ist merkwürdig, wie wir bereits bei andern Völkern Asiens bemerkt haben, daß sie ebenfalls die Finsternisse durch ein Verschlingen des Mondes von einem boshaften Drachen erklären. Daher erregen auch sie einen gräßlichen Lerm mit Kesseln und andern tönenden Instrumenten, um diesen Drachen zu verscheuchen.

Die Erde halten sie für viereckigt, worauf der Himmel wie ein Gewölbe liegt. In ihre Mitte setzen sie einen, mehrere tausend Klafter hohen Berg, der den Himmel berührt, und um welchen Sonne, Mond und Sterne regelmäßig umlaufen.

Daß der Sinner in den Wissenschaften überhaupt, und vorzüglich in den hier zuletzt erwähnten, keine Fortschritte macht, daran hat außer andern sogleich anzuführenden Ursachen, sein Charakter selbst großen Antheil.

Neugierde und groſse Thätigkeit ſucht man bei einem Volke nicht, welches unter der heiſsesten Sonne gern mit dem zufrieden iſt, was ihm ſein reicher Boden darbietet.

Der Siamer iſt wohl auch eben daher ſo enthaltſam, ſo mäſsig, ſo wenig ausſchweifend, ſo tolerant und ſo unſchuldig zufrieden, ja heiter, ſelbſt in ſeiner wahrlich höchſt beklommenen Lage und Sklaverei. Nur pauſenweiſe, und durch höchſten Reiz aufgebracht, zeigt er heftige Leidenſchaften.

Ein ſonderbarer Contraſt in ſeinem Charakter iſt der Hang zum Wucher, und ſogar zum Geiz neben der gewiſſenhaften Redlichkeit im Handel. Kaum daſs er die Kaufſumme nachzählt. Hierin ſtimmen die Nachrichten überein, daſs Treue und Glauben unverbrüchlich ſey. Lügen und Betrügen iſt hier ſehr ſelten und der Diebſtahl äuſserſt ſchimpflich, daſs ſelbſt die nächſten Verwandten dem Diebe nicht zu Hülfe kommen würden. Frugalität, und die Leichtigkeit ſich zu ernähren, machen freilich dieſes Laſter ſehr entbehrlich; auch iſt eben daher die Bettelei hier nur ſelten.

Wenn man einander ſo nahe wohnende Völker, als die Chineſen und Siamer, mit einander vergleicht, dann fühlt man noch deutlicher, wie viele Nebenumſtände zuſammen würken müſſen, um die Charaktere der Völker zu beſtimmen.

Freilich mag Siams glühendem Himmel iene apathiſche Gutmüthigkeit zum Theil zuzuſchreiben ſeyn, indeſs erklären ſich dadurch bei weitem nicht

alle charakteristische Phänomene dieses Volks, welches seinem physischen Zustande nach sehr glücklich seyn könnte, stände diesem nicht auch hier ein schwer zu überwältigender Damm entgegen; nämlich die Regierungsform. Diese verdient daher näher beleuchtet zu werden.

Würde man es glaublich halten, daß es einen noch traurigeren, die Menschheit noch mehr herabdrückenden Zustand geben könnte, als den der Leibeigenschaft, der wirklichen Sklaverei? Siam zeigt hievon dennoch ein Beispiel. Es giebt dort nur zwei Klassen des Volks, wirkliche Sklaven des Königs, und sogenannte Freie. Jene arbeiten stets für den Monarchen, und werden dagegen auch von ihm regelmäßig genähret, und überhaupt mit allen Bedürfnissen versehen. Sie sind mithin wenigstens ihres Unterhalts sicher und gewiß.

Jeder Freie hat aber erstlich sechs Monat für den König zu arbeiten, und ist daneben nie sicher daß ihm sein, in der übrigen Zeit Wohlerworbenes nicht genommen werde. Der Souverain ist nämlich hier weit mehr Despot als selbst der Großherr in Constantinopel. Der König von Siam hält sich nicht bloß für den wirklichen Herrn alles Eigenthums der Unterthanen; er beweiset dieses vermeinte Recht auf die empörendste Weise.

Kaum hat der freie Unterthan seinen Garten bestellt, und sieht nun dem Genuß der Früchte

entgegen, so sendet der König seine Wache um die Früchte zu schätzen. Diese berechnen und zählen sie sodann, und machen zugleich den Eigenthümer verantwortlich, daß er nicht das mindeste derselben sich selbst bediene. Kommt die Zeit des Reifens, so wiederholen jene königliche Schergen ihren Besuch, um alle Früchte für den König heim zu führen. Wehe dem Unglücklichen, wenn die von ihnen zuvor angegebene Zahl nicht voll ist! Er wird als ein Dieb behandelt, selbst wenn auch nur durch Fahrlässigkeit einige der Gartenfrüchte verlohren gegangen wären.

Einer der vorletzten türkischen Kaiser wünschte den Besitz eines kleinen Hauses einer Witwe, das durch seine Lage unweit Constantinopel ihm an einer Aussicht hinderlich war. Der Kaiser ließ der Witwe eine Summe für ihre Wohnung bieten die den Werth weit übertraf. Sey es Eigensinn oder Vorliebe für ihren väterlichen Heerd, genug sie war nicht zum Verkauf zu bewegen, und der Sultan wagte es nicht, den Gesetzen des Korans zuwider ihr ihr Eigenthum gewaltsam zu nehmen.

Der König von Siam hält, wie zuvor bemerkt ist, eine sehr große Anzahl Elephanten. Diese, geführt von angesehenen Staatsbedienten, haben das Vorrecht in die Felder eines jeden Bürgers einzudringen, um den Reiß oder die übrigen ihnen gefälligen Früchte zu verzehren. Bei der colossalischen Größe der Thiere wird aber ungleich mehr zertreten als sie genießen, und so sieht der Eigenthümer sein Feld

in weniger Zeit gänzlich verheert, sich selbst aber dem Hunger ausgesetzt, da der Reiß in Siam die Hauptnahrung ausmacht.

Dagegen waren selbst die ehemaligen empörendsten Herren-Rechte in Europa gelinde, z. B. das Verbot die Wildsäue oder die Hirsche der Herrschaft nicht von den Feldern des Besitzers zu verscheuchen, oder die Rebhühner, obgleich dem Getreide so schädlich, nicht zu tödten.

Darf es jetzt noch befremden daß der Siamer keine Thätigkeit, keine Industrie zeigt?

Nur ein Thor zeigt Emsigkeit bei dem Bewußtseyn sich die Früchte seines Schweißes widerrechtlich entrissen zu sehen.

In den sechs Monaten, die ihm sein Oberherr frei läßt, bebauet der Landmann den Acker nur schlecht; und der Künstler erhebt sich nicht, denn eine vorzügliche Arbeit gäbe nur größere Reize sie ihm zu rauben oder ihn umsonst arbeiten zu lassen.

Hier ist nun der Aufschluß aller zuvor als unerklärlich angesehenen Thatsachen, von dem weiten Zurückstehen einer, an sich selbst gescheidten Nation in Künsten und Wissenschaften, ja selbst von verschiedenen sonderbaren Seiten des Charakters der Siamer.

Loubere und Andere beschuldigen sie z. B. der größten Feigheit; sie fliehen, sagt er, bereits wenn ein Europäer nur den Degen entblößt. Ein Mensch, dem nichts mit Sicherheit sein ist, dessen Familie selbst verkäuflich wird, wenn der Despot es will, wie kann bei ihm Muth zum

Vertheidigen des Seinigen seyn, wie kann der, welcher in seinem Beherrscher nur einen tyrannischen Großräuber erblickt, den Willen haben, für diesen Regenten und in so fern für sein Vaterland zu kämpfen? Anhänglichkeit an den Souverain selbst hier suchen zu wollen, hieße die Natur verkehren. Wie könnte man den achten oder gar lieben, der mir nur vergebliche Arbeit, Raub und Tod drohet?

Nur die Verzweiflung kann den Siamer zum Manne machen, und wir werden weiterhin lernen, daß die Siamer allerdings mehr als einmal bewiesen haben, wie furchtbar, und wie dieß dann gewöhnlich bei Sklaven der Fall ist, wie grausam sie sodann werden können.

Eben daher muß es ihm völlig gleichgültig seyn, wer der Despot ist, der ihn beherrscht. Vorzüglich da dieser für ihn so selten sichtbar ist, daß er ihn fast nur dem Namen nach kennet.

Näher betrachtet wird daher der als Sklav geborne Siamer sich kaum die Freiheit wünschen. Er darf nicht für seinen Unterhalt sorgen, noch für den seiner Familie; ziemlich bestimmt kennt der Sklav das Maas seiner täglichen Arbeit; er sieht nicht mit ängstlichem Blick in die Zukunft, und wenn er nichts besseres zu hoffen hat, so hat er kein viel schlimmeres Schicksal zu fürchten; er bleibt stets in der einzigen ihm bekannten Lage, während der dort sogenannte Freie immer jede Veränderung zum Schlimmern fürchtet.

Siams Regent scheuet dann gleich allen Despo

ten des Orients das Licht. In seinem Pallast eingeschlossen vergeudet er seine Geistes- und Leibeskräfte unter einem Heer von Weibern, niedrigen Hofschranzen und abergläubischen Heuchlern. Alle, indem sie ihn gleich einer Gottheit anbeten und fürchten, lenken des elenden Tyrannen Willen, durch die Größe ihrer niedrigen Schmeicheleien.

Dem Volke, das ihn ernährt, bleibt sein Ohr verschlossen. Zweimal des Tages giebt indeß der König den Großen Audienz, wobei jedermann sein Gesuch vorbringen kann. Hier müssen die Mandarinen alle ihnen eingereichte Klagen vortragen, und er entscheidet allein über Leben und Tod. Sie werfen sich zitternd vor dem Despoten nieder, ungewiß ob er ihnen Ehre und Leben lassen oder nehmen werde. Alles wird hiebei gewöhnlich von dem Könige nur durch Zeichen beantwortet.

Oeffentlich zeigt sich der Regent nur auf einem, auf das prächtigste angeschirrten, Elephanten. Sodann ist aber das Volk gezwungen auf den Knien zu liegen und stets die Augen gegen den Boden gerichtet zu halten.

Einen sehr pomphaften Zug sieht man in der Zeit, wenn der König, auf das prächtigste angethan, den Gewässern befiehlt sich zurück zuziehen. Hiebei erscheint der Monarch auf einem von Golde strozenden Thron, in einer reich geschmückten Jagd (Balon), von mehrern hundert ebenfalls prächtigen Balonen seiner Staatsbeamten umgeben auf dem Menam. Er fährt bis

zu einer gewissen Höhe den Fluß hinan, und führt mit einem Säbel einen Streich in das Wasser, wobei er dem Wasser befiehlt sich zurück zuziehen. Begreiflich wird dieser Zug nur dann unternommen, wenn die Gewässer ohnehin der Jahrszeit zufolge anfangen sich zurück zuziehen.

Mit Widerwillen lieset man die Anzeige der feierlichen Audienz des französischen Gesandten. Hingeworfen zur Erden, die Augen gegen den Boden gerichtet, kriechen die Großen auf den Knien und Ellnbogen zu dem Throne hin.

Hievon war selbst der erste Minister, ja der französische Seemann Forbin, obgleich der König ihn zum Admiral seiner Flotten erhob, nicht ausgenommen. Nur Chaumont der Gesandte Ludwigs XIV. hatte den gerechten Muth, bei der Audienz aufrecht stehen zu bleiben, durch bloße Verbeugung zu grüßen, und das Creditiv seines Monarchen, in einer goldnen Schale liegend, in einer solchen Lage zu überreichen, daß der König genöthigt war es mit eigenen Händen zu nehmen; auch ward dem Gesandten erlaubt, sich nachmals, den Hut auf dem Kopf, wiederzusetzen.

Bei dieser Audienz saß der König auf einem erhabenen Thron; er trug eine reich mit Diamanten besetzte Krone, über welche sich die siamische Spitzmütze erhob. Das Kleid bestand in einer Weste von Goldstoff, vorn an den Aermeln beim Anfang der Hände so wie auch am

Halse mit Diamanten besetzt; dabei sahe man viele Diamantringe an den Fingern.

Während der ganzen Audienz, in welcher der König, vermittelst eines Dollmetschers, mehrere Fragen über Frankreich und dessen Monarchen that, lagen achtzig Große des Reichs, Mandarinen, mit gleichen Goldwesten und nur minderreichen Spitzmützen angethan, dabei aber barfuß, auf den Knien im Saale.

Der Despot kennt übrigens das widernatürliche und gefährliche seiner eigenen Lage. Er wagt es daher nicht sich seinem eigenen von ihm erdrückten Volke anzuvertrauen. Die Leibwache der innern Theile seines Pallasts besteht gänzlich aus fremden Miethlingen, aus Tartaren. Diese Trabanten werden theuer bezahlt. Auch hat der König eine ähnliche Garde zu Pferde, welche, wegen der Ausrüstung, noch weit kostspieliger ist. Nur die äußern Höfe sind mit einheimischen, mit siamischen Soldaten angefüllt; allein diese letztern sind völlig unbewaffnet. In seine Zimmer selbst dürfen sich indeß nur Frauenzimmer wagen, sie bedienen ihn und kochen für ihn die Speisen, welche ihnen die Verschnittenen gereicht haben.

Der König von Siam entzieht sich aber seinem Volke, theils um es wie eine unsichtbare gefürchtete Gottheit zu beherrschen, theils weil er selbst stets Ueberfall und Rebellion fürchtet. Um den Pallast, bezeugt Tachard, obgleich nur zu häufig ein übertriebener Schmeichler dieser Nation und vorzüglich des damaligen Monar-

chen, herrscht eine Stille wie in einer Wüste; jedermann der sich gerade in der Nähe befindet, wird gezwungen, leise zu sprechen oder gar zu schweigen. Der Kanal, der den Pallast umgiebt, war mit eisernen Ketten durchzogen, woran eine doppelte Reihe starker eiserner Spitzen, wie bei Ludwig dem Grausamen, dem Alten, als wahre Fangeisen hervortraten. Diese wurden zur Nachtzeit so herabgelassen, daß Niemand unbeschadet sich dem Schlosse nähern durfte.

Zum Pomp des Königs gehört es, daß die äußern Vorhöfe des Pallasts mit den zuvor angeführten hochbetitelten Elephanten besetzt sind, auch standen hier während der Audienz schön angeschirrte Pferde.

Dieser Pracht ungeachtet entgeht die Armuth des Ganzen einem aufmerksamen Beobachter nicht. Als Forbin in den Saal des königlichen Schlosses zu Louvo (einige Meilen von der Hauptstadt) eintrat, fand er dort alle große Staatsbeamte auf Matten von Weidenzweigen; der ganze Saal ward nur von einer einzigen Lampe erleuchtet. Wollte einer dieser Mandarinen etwas lesen oder schreiben, so zog er ein Stückchen von gelbem Wachslicht aus der Tasche und klebte es angezündet auf ein Holz fest, das auf einem Kreuzfuße beweglich war. Erstaunt über die Dürftigkeit dieses königlichen Vorzimmers, fragte er den ersten Minister wie dieß mit dem vermeinten Reichthum des Königs übereinstimme? Der Minister (es war Phaulkon, den wir

bald genauer kennen werden), gestand, daß Siam überhaupt ein armes Land sey.

Schon zuvor ist der Bau des Pallasts beschrieben, allein die Hauptstadt, der Sitz des Monarchen, bedarf hier noch einer kurzen Anzeige.

Es ist bereits angezeigt, daß Siam überhaupt nur wenige Städte oder bedeutende Ortschaften besitzt. Zufolge der Zeichnung welche uns ein französischer Ingenieur im Jahre 1687 geliefert hat, ist die Stadt Siam ($14\frac{1}{2}°$ nördl. Breite, und 117°35′ Länge von Ferro) eigentlich Sy-yo-thi-ya, daraus das europäische Juthia (Schudia) vermöge der Kanäle des Flusses Menam, in eine Insel verwandelt, die da inwendig ganz mit einer Mauer umgeben ist. Zwei sogenannte Pallaste des Königs, der Große und der weit östlichere, kleinere Pallast, liegen beide an dem nördlichen Arm des Flusses.

Kleinere Kanäle aus den Gewässern des Menam durchschneiden die Stadt in allen Richtungen, theilen sie daher in Inselchen die den Handel sehr erleichtern, die Waaren in Fahrzeugen fast jedem Hause zuführen, und so erhält das Ganze bei der großen Anzahl von Brücken einige Aehnlichkeit mit Venedig.

Außer einigen ausgezeichneten Pagoden, z. B. der großen Pagode; der des Königs; der der Königin; der chinesischen Pagode, giebt es dort noch über 200, die den bewohnbaren Theil der Stadt sehr beengen. Dennoch zeigen sich noch zwei sehr ansehnliche Feldstücke, ja ein bedeutendes völlig unangebauetes Stück Land.

Die Einfassung der ganzen Stadt durch den groſsen Strom giebt ihr übrigens, während der Monate der Ueberschwemmung, eine Sicherheit; denn höchstens könnte man sich ihr auf Fahrzeugen nähern, und die Ungleichheit des Bodens würde dieſs stets für groſse Kriegsfahrzeuge beschwerlich machen.

So bequem zur Handlung gelegen dürfte man diese hier sehr lebhaft erwarten; allein auch diese heitere Aussicht hemmt der Despotismus, denn der König ist der einzige Handelsmann im Groſsen, ja sogar im Kleinen, mit allen wichtigsten Erzeugnissen des Landes. Die Unterthanen sind gezwungen alles Zinn, Blei, Elfenbein und Leder, allen Salpeter und Sapanholz, alle Areka-Nüsse und alles Pulver in seine Packhäuser zu liefern. Nur er verhandelt vermittelst des ersten Ministers diese Waaren an die Fremden, und diese werden oftmals gezwungen, sie zu einem hohen Preis zu nehmen. Doch nicht genug mit dieser Verkehrtheit. Er versieht seine Unterthanen mit allen baumwollenen Zeugen, ja er zwingt sie zuweilen, ihre Kinder früher, als es hier gewöhnlich ist, zu bekleiden, um einen gröſsern Absatz zu haben. Ueberall hält er in den Straſsen der Hauptstadt Boutiquen, worin seine Waaren ausgeboten stehen.

Dieſs ist übrigens nur eine der trüben Quellen woraus die Einkünfte des Königs flieſsen.

Schon zuvor ist es bemerkt, daſs er sich berechtigt glaubt, alles was der Schweiſs der Unterthanen an Garten- oder Feldfrüchten Gutes

liefert, nach Willkühr einzuziehen. Ueberdieß genießt er als regelmäßige Einkünfte die Zölle von allen aus- und eingehenden Waaren, und das Fahrzeug selbst wird daneben, seiner Größe nach, besonders geschätzt und verzollet; außer dem Zoll von einem Tical den jedes Fahrzeug ohnehin erlegen muß.

Ferner für jede Betelstaude zahlt der Besitzer einen Tical, das ist etwa 37½ Sous, also über 9 Sgr.; für jeden Durionsbaum halb soviel, so wie auch für jeden Kokosbaum.

Zu den außerordentlichen Einkünften gehören die Geschenke, welche jeder Unterthan gewöhnlich darbringt; ferner das hinterlassene Vermögen, welches ihm die Staatsbeamte vermachen; dann die zur Strafe eingezogenen Güter, und wir werden bald sehen, wie vielartig und schrecklich diese sind. Die willkührlichen Auflagen, welche der König bei außerordentlichen Gelegenheiten, z. B. bei der Ankunft einer Gesandtschaft ausschreibt, oder zum Festungsbau u. dergl.; sind nicht unbeträchtlich.

Hiezu erinnere man sich, daß jeder sogenannte freie Siamer 6 Monat Frohndienste leisten, oder sich durch Geld, Früchte und andere Naturalien loskaufen muß.

Wie viel der König wirklich an Gelde erhebt, darüber waren zu der Zeit, da die Franzosen noch eine bedeutende Rolle in Siam spielten, die Meinungen sehr schwankend. Einige setzten dafür nur die Summe auf 400 tausend Thaler,

Loubere will aber 1½ Million Gulden dafür angenommen wissen.

Die Aemter sind zwar mit einander erblich, allein es hängt lediglich von dem König ab, jeden Beamten sogleich zu entsetzen. Auch sind selbst die höchsten Staatsbeamte nicht von körperlichen Mishandlungen ausgenommen. Sogar Phaulcon mußte, ob er gleich Barralon und Liebling des Königs war, in dieser Rücksicht den Zorn des Despoten fürchten.

Der Adel ist nicht erblich; indeß giebt es eine Art von Auszeichnung oder Orden, welche der König nach Willkühr ertheilt; das Ordenszeichen besteht in einer kleinen, goldenen oder silbernen Büchse, in welcher der Betel getragen wird.

Die Thronfolge, von welcher die Prinzessinnen völlig ausgeschlossen sind, gehört gesetzmäßig dem ältesten Sohn des Königs von der rechtmäßigen Königin. Indeß ernennt der König zuzeiten den Sohn einer Beischläferin, wodurch denn mehrmals innere Unruhen und Kriege veranlaßt werden.

Das Reichssiegel, welches nur allein der König selbst beisetzt, zeigt einen fliegenden Drachen. Daneben ertheilt er aber einem jeden Minister ein eigenes Siegel für sein Departement; dieß wird bald roth, bald in einer andern Farbe, den Befehlen hinzugefügt. Das Reichssiegel spielt aber in der Geschichte dieses Volks eine wichtige Rolle, denn derjenige, welcher sich bei innern Unruhen desselben nebst dem Schatze zu bemäch-

tigen im Stande ist, wird als rechtmäßiger König anerkannt.

Bei der unumschränkten Willkühr des Regenten dürfte man schwerlich in Siam stehende oder geschriebene Reichsgesetze erwarten. Dennoch ist hier eine Constitution vorhanden, die aus drei Büchern besteht. Das erste enthält die Pflichten der Staatsbeamten; das zweite eine Sammlung alter Gesetze, zu welchen man in kritischen Fällen seine Zuflucht nimmt; das dritte die Verordnungen der Monarchen aus den ältesten Zeiten.

Wie viel oder wie wenig diese Constitution unter einem völlig despotischen Regenten, welcher sich anmaaßt Herr von allem Vermögen der Unterthanen zu seyn, gelten kann, sieht man von selbst ein.

Die Gerichte und die Strafen sind nicht nur hart, sondern oftmals völlig ungerecht. Jeder, welcher einen Proceß verliert, wird überdem bestraft; so muß z. B. derjenige, dem eine Erbschaft von Gerichtswegen abgesprochen wird, daneben nicht nur den Werth der Erbschaft bezahlen, sondern auch eben so viel an das Gericht. Uebrigens werden alle Klagen und Processe schriftlich vorgebracht und geführt.

Hier herrschen gleichfalls noch die wahnsinnigen Proben der Unschuld, welche sich zum Theil, in den rohesten Zeiten, selbst unser Europa zu schulden kommen ließ. Es sind deren hauptsächlich drei; die Wasser-, die Feuer- und die Pillenprobe, wozu noch die weniger gewöhnliche, welche

der König selbst dictirt, die Tiegerprobe, hinzukommt.

Bei der erstern müssen der Beklagte und der Kläger völlig unter Wasser tauchen; derjenige welcher es am längsten vermag unter dem Wasser zu bleiben, wird für unschuldig erklärt. Die Stärke der Lunge entscheidet also.

Die Feuerprobe wird nur dem Beklagten zuerkannt. Man schabt ihm zuvor die Haut unter den Fußsohlen dünne, und zwingt ihn sodann über eine lange Vertiefung welche mit glühenden Kohlen angefüllt ist, dreimal langsam zu gehen. Selten sind die schon zuvor schmerzhaft gemachten Füße im Stande ohne bedeutende Spuren des Brandes dem Feuer zu widerstehen, und hienach wird der Unglückliche verdammt.

Die dritte Probe ist eigentlich eine Probe des Magens, so wie die erste der Lungen. Pillen, welche ein Brechmittel enthalten, werden dem Beklagten und dem Kläger eingegeben. Wer von ihnen keine Wirkung spürt, den spricht man los. Diese Pillen richten die Priester (Talapoins) zu; es hängt also von ihnen ab, den Kläger oder den Beklagten durch Minderung oder Verstärkung des Brechmittels zu begünstigen.

Die seltnere Tiegerprobe verdiente auch nur einem Despoten selbst vorbehalten zu bleiben. Der gutmüthige König läßt hiebei beide Partheien den Tiegern vorwerfen; wer von beiden in den ersten Augenblicken, da diese Bestien sich nähern, unangetastet bleibt, wird als unschuldig ihnen entzogen; werden aber beide sofort angegriffen,

so läßt man beide zerreißen, denn beide waren dann schuldig! Es ist kaum begreiflich, mit welcher Ruhe sich die sonst feigen Siamer dieser gräßlichen Tollheit Preis geben.

So wie die Proben, so auch die Strafen, grausam und oftmals durchaus widersinnig. Der Dieb wird am leichtesten bestraft; er muß drei bis vierfach das Gestohlne ersetzen. Ein Mörder hingegen wird lebendig von unten auf gespießet; oft lebt er viele Stunden in diesem entsetzlichen Zustande.

Der Religionsspötter wird mit dem Gesichte auf glühende Kohlen gelegt, und in dieser Stellung mit Ketten festgebunden; auf ein gegebenes Zeichen fangen zwei Blasebälge an, die Kohlen in Glut zu setzen, und so wird der Unglückliche schmählich verbrannt.

Auf besondern Befehl des Königs werden für andere Laster dem Missethäter, nachdem ihm die Haare vom Kopfe geschnitten sind, große Einschnitte mit einem breiten Messer über den Kopf gemacht; die Anzahl derselben ist genau bestimmt. Auch ist es nicht ungewöhnlich, Menschen todtprügeln zu lassen.

Jeder, der zum Tode verdammt ist, wird zuvor durch die Stadt geführt. Vor ihm geht ein Büttel, schlägt von Zeit zu Zeit auf eine eiserne Platte, und kündigt die Ursache des Todes an. Das widernatürliche Laster wird, so wie die Blutschande mit dem Tode bestraft; und gegen letztere ist hier der Abscheu so groß, daß man die Missethäter aneinander gebunden ins Meer wirft,

um die Erde nicht mit ihrem schändlichen Blute zu beflecken.

Da der König hier durchaus willkührlich nach seiner Laune richtet, so bestraft er oftmals die mindesten Vergehungen auf eine schaudererregende Weise. So, sagt der wahrheitsliebende Forbin, ließ er einem Schwätzer den Mund zunähen, und einem der nicht hinreichend sprach, den Mund bis an die Ohren aufschneiden, dennoch waren dieß Staatsbeamte. Die leichtesten Vergehungen ließ der Despot mit Säbelhieben, mit Brennen an den Armen, oder gar durch Abhauen der Schenkel bestrafen.

Da die Anverwandten des Königs von blutigen Strafen frei sind, so läßt man sie für Verbrechen verhungern.

Zu den übrigen Widersinnigkeiten gehört es dann auch, daß die unschuldigen Kinder in den Verbrechen und Strafen der Eltern begriffen sind.

Nicht viel weniger hart ist folgendes. Findet man irgend eine Leiche oder einen Erschlagenen ohne weitere Anzeige oder Spur des Thäters, dann wird nach allen Wegen und Richtungen eine Linie von 100 Toisen gegen die benachbarten Ortschaften von der Leiche aus gezogen, und die Bewohner zahlen eine größere oder minhere Strafe, nach der Nähe oder Entfernung von jenem Standpunkte. Es soll die Achtsamkeit auf die Sicherheit der Heerstraßen und sonstigen Wege bewirken.

Wenn gleich, wie dieß schon zuvor bemerkt wurde *), die Religion des Foe, Bud, Faea oder Gaudma, auch hier verbreitet ist, so litt sie, wie bei jedem der verschiedenen Völker, manche Abänderungen.

Die erste welche sie hier in Siam trifft, weßhalb man verleitet werden könnte, sie für eine von jener verschiedene zu halten, ist schon der Name der verehrten Gottheit selbst. Dieser hat sich hier in Sommona-Kodom verändert, ein Ausdruck der so viel sagt: als ein Mensch ohne Leidenschaften.

Dieser große Heilige erhielt ebenfalls auf eine widernatürliche Art sein Daseyn. Er soll aus der Blume, welche aus dem Nabel eines Kindes hervorwuchs, entsprossen seyn; lebte dann in Wildnissen und Waldungen, und übte dort große Wohlthätigkeit aus. Er trieb dieses so weit, daß er hungrige Thiere so gar mit seinem eigenen Fleische fütterte. Er lehrte aber vorzüglich die Seelenwanderung, und die Lehren von dem Paradies und der Hölle, fast auf gleiche Art, wie wir sie bei der Religion Tibets kennen lernten. Dabei prägte er seinen Anhängern, den Talapoins oder siamischen Priestern große Enthaltsamkeit ein, verbot ihnen das Lügen, Betriegen, Stehlen, die Streitsucht und deshalb alle berauschende Getränke. Letztere sind so scharf verboten, daß man sogar sie nicht ein-

*) M. s. den letzten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

mal bei Medicamenten hinzusetzt. Die Großen enthälten sich ihrer auf das strengste, weil der Geruch sie bei den Audienzen des Königs leichtlich entdeckte und sie strafbar machen würde.

Der Ehebruch ward von ihm als ein antisociales Verbrechen aufs schärfste geahndet. Er befahl die Anbetung Gottes und tiefe Verehrung für Priester und Religionsbücher. Sonderbar genug ist es, daß eine Religion, welche jeden Todtschlag aufs strengste verbietet, dennoch den Selbstmord in Schutz nimmt. Ein Selbstmörder wird sogar als ein Heiliger geehrt. Das Ansehen und der Ruhm von Sammona-Kodom stiegen nun zu einer solchen Höhe, daß sein eigener Bruder Thevetat, hierauf eifersüchtig, ihn zu ermorden suchte; allein gerade in diesem Augenblick öffnete sich die Erde, und Thevetat ward in die Hölle hinabgestürzt. Hier im Mittelpunkt der Erde leidet er, gekreuzigt und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, ewige Qual. Dieser Theil der Lehre der Talapoins ist es, welcher dem Uebergang der Siamer zu unserer Religion am stärksten Widerstand thut; sie denken sich, bei der Lehre von der Kreuzigung Christi, stets jenes böse Wesen, den Thevetat.

Sammona-Kodom stieg, nachdem er durch seine Lehren und große Menschenliebe unendlich Gutes gestiftet, einigen Nachrichten zu folge, in den Himmel; Andere lassen ihn dagegen an einer Colik sterben, die er sich dadurch zuzog, daß er von einem Ferkel aß. Sein Körper ward auf

einem Scheiterhaufen verbrannt, und seine Gebeine wurden mit großer Verehrung als heilig aufbewahrt.

Es genügt aber den Siamern eben so wenig als den Tibetanern und Birmanen, an einer einzigen Gottheit. Sie verehren besonders eine große Anzahl anderer überirdischen Wesen; Engel welchen Gott die Fürsorge der Weltregierung anvertrauet hat. Jedes Reich, ja jede Ortschaft hat daher einen eigenen Schutzgott.

Es ergiebt sich hieraus nicht bloß die entschiedenste Aehnlichkeit, ja die Gleichheit mit der Religion des Xaca, sondern die Unzulässigkeit der Beschuldigung der Missionaire, als wären die Siamer Gottesleugner.

Dagegen findet sich aber auch hier der Glaube an Astrologie und Zauberei. Die Zauberer und Wahrsager sind hauptsächlich weiblichen Geschlechts. Sie treiben ihr Wesen unter eben so gräßlichen Verdrehungen und unsinnigen Gebärden als die Schamanen und Tibetaner, und geben in diesem halbverrückten Zustande ihre Orakel aus.

Auch finden sich hier fast göttlich verehrte Einsiedler, welche in dem Besitz der tiefsten und geheimsten Wissenschaften seyn sollen, z. B. in der Kunst die Metalle zu verwandeln, in der Alchymie, so wie in der Wissenschaft das Leben zu verlängern.

Den Dienern oder Prefekten des Sommona-Kodom, den Talapoins, oder wie sie dort heißen, die Tschaocou, sind noch andere sehr strenge

mal bei Medicamenten hinzusetzt. Die Großen enthälten sich ihrer auf das strengste, weil der Geruch sie bei den Audienzen des Königs leichtlich entdeckte und sie strafbar machen würde.

Der Ehebruch ward von ihm als ein antisociales Verbrechen aufs schärfste geahndet. Er befahl die Anbetung Gottes und tiefe Verehrung für Priester und Religionsbücher. Sonderbar genug ist es, daß eine Religion, welche jeden Todtschlag aufs strengste verbietet, dennoch den Selbstmord in Schutz nimmt. Ein Selbstmörder wird sogar als ein Heiliger geehrt. Das Ansehen und der Ruhm von Sommona-Kodom stiegen nun zu einer solchen Höhe, daß sein eigener Bruder Thevetat, hierauf eifersüchtig, ihn zu ermorden suchte; allein gerade in diesem Augenblick öffnete sich die Erde, und Thevetat ward in die Hölle hinabgestürzt. Hier im Mittelpunkt der Erde leidet er, gekreuzigt und mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, ewige Qual. Dieser Theil der Lehre der Talapoins ist es, welcher dem Uebergang der Siamer zu unserer Religion am stärksten Widerstand thut; sie denken sich, bei der Lehre von der Kreuzigung Christi, stets jenes böse Wesen, den Thevetat.

Sommona-Kodom stieg, nachdem er durch seine Lehren und große Menschenliebe unendlich Gutes gestiftet, einigen Nachrichten zu folge, in den Himmel; Andere lassen ihn dagegen an einer Colik sterben, die er sich dadurch zuzog, daß er von einem Ferkel aß. Sein Körper ward auf

einem Scheiterhaufen verbrannt, und seine Gebeine wurden mit großer Verehrung als heilig aufbewahrt.

Es genügt aber den Siamern eben so wenig als den Tibetanern und Birmanen, an einer einzigen Gottheit. Sie verehren besonders eine große Anzahl anderer überirdischen Wesen; Engel welchen Gott die Fürsorge der Weltregierung anvertrauet hat. Jedes Reich, ja jede Ortschaft hat daher einen eigenen Schutzgott.

Es ergiebt sich hieraus nicht bloß die entschiedenste Aehnlichkeit, ja die Gleichheit mit der Religion des Xaca, sondern die Unzulässigkeit der Beschuldigung der Missionaire, als wären die Siamer Gottesleugner.

Dagegen findet sich aber auch hier der Glaube an Astrologie und Zauberei. Die Zauberer und Wahrsager sind hauptsächlich weiblichen Geschlechts. Sie treiben ihr Wesen unter eben so gräßlichen Verdrehungen und unsinnigen Geberden als die Schamanen und Tibetaner, und geben in diesem halbverrückten Zustande ihre Orakel aus.

Auch finden sich hier fast göttlich verehrte Einsiedler, welche in dem Besitz der tiefsten und geheimsten Wissenschaften seyn sollen, z. B. in der Kunst die Metalle zu verwandeln, in der Alchymie, so wie in der Wissenschaft das Leben zu verlängern.

Den Dienern oder Priestern des Sommona-Kodom, den Talapoins, oder wie sie dort heißen, die Tschaocou, sind noch andere sehr strenge

Pflichten auferlegt. Ihr Urheber verweigerte ih
nen z. B. jede genauere Verbindung mit dem
andern Geschlecht, so daß ein Talapoin scho
straffällig wird, wann er nur durch Husten ei
Frauenzimmer auf sich aufmerksam zu mache
sucht.

Glücklich genug sind die zuvor angeführten Ein
siedler, welche sich in den Wildnissen von den
Menschen entfernt aufhalten und der Societä
völlig unnütz bleiben, an Anzahl sehr geringe
Dagegen ist die zweite Klasse der Talapoins, wel
che dadurch, daß sie das Volk die Religion lehr
und die Jugend unterrichtet, keinen geringen
Werth hat, sehr, ja vielleicht zu zahlreich. Man
rechnet ihrer über hundert tausend, und sie sind,
wie die christliche Geistlichkeit, in mehrere Klas-
sen getheilt.

Die angesehenste, die Sanscrats, Männer von
erprobten Sitten und religiösen Kenntnissen,
welche vom Könige selbst ernannt werden, dürfte
man mit den Aebten der Klöster oder auch den
catholischen Bischöfen vergleichen. Die Tala-
poins leben nämlich in Klöstern, und diese sind
die einzigen Schulen für die Jugend. Diese
Aebte werden sehr heilig gehalten. Kein Tala-
poin verläßt sein Kloster ohne den Sanscrat da-
durch zu begrüßen, daß er den Fuß des Sanscrats
sich auf den Kopf setzt. Der Sanscrat hält für
die geringern Priester eine Art Ohrenbeichte; da-
her den Siamesen dieser Gebrauch der Missio-
naire gar nicht befremdete.

Auf diese Sanscrats folgen die Pecous, e

Grad den die französischen Missionaire mit dem Diaconat vergleichen, und der den Schülern oder Novizen, Onens genannt, nur von jenen Obern nach gehörigem Examen ertheilt werden kann. Die Novizen werden bereits in ihrem siebenten Jahre aufgenommen. Die ganze Einrichtung dieses Mönchswesens hat viel Aehnlichkeit mit dem der catholischen Geistlichkeit. Indeß sind die Talapoins dennoch nicht auf zeitlebens an ihre Gelübde gebunden. Nur so lange sie sich zu diesem Orden bekennen, müssen sie, bei Strafe des Verbrennens, ehelos und keusch leben.

Die Klöster selbst bestehen nur aus Reihen hölzerner Zellen, welche ein Viereck bilden, in dessen Mitte sich ein Tempel oder eine Pagode befindet; das Ganze ist mit einer Mauer umschlossen.

In der trocknen Zeit predigen sie monatlich nur zweimal, allein zur Zeit der Ueberschwemmungen alle Tage. Der Prediger sitzt dabei in einem erhöheten Armstuhl mit verschränkten Beinen, dem Volke gegenüber.

Ueberdem singen und beten sie in den Pagoden in der heiligen oder balischen Sprache; hiebei bewegen sie dann stets einen kleinen Sonnenschirm Talapat genannt; da sie fast nie ohne ihn öffentlich erscheinen, so haben sie von ihm ihre Benennung erhalten.

Ein Talapoin ist aber auch an seiner Kleidung zu erkennen. Er trägt außer einer Pagne von gelber Farbe, die, wie bei den übrigen Personen, um

die Hüften geht, ein breites gelbes Band Angsa genannt, von der linken Schulter zum rechten Schenkel; ferner ein großes gelbes Tuch, eine Art Stapulier, das hinten und vorn bis zu den Füßen herabhängt. Hemden von Musselin sind ihm verboten zu tragen.

Um diese Kleidungsstücke zu befestigen, umgürten sie alles mit einem gelben Bande. Die Füße und der geschorne Kopf sind unbekleidet; letztern schützt das Talapat.

Ihren Unterhalt bekommen sie hauptsächlich durch milde Gaben. Sie sammlen diese, indem sie ein eisernes Becken dem Geber darreichen. Bei dieser Armuth üben sie dennoch Gastfreiheit aus; sie halten selbst ein Paar Hütten oder Zellen bei ihren Klöstern zur Aufnahme armer Reisender in Bereitschaft. Indeß besitzen die Klöster überdem eigene Gärten und Grundstücke, welche von allen Abgaben frei sind.

Die Talapoinen halten mehrmals strenge Fasten; doch ist es ihnen dabei stets erlaubt Betel zu kauen, und dieß soll ihnen einige Kraft geben. Hauptfasten, denen sich ebenfalls das Volk unterzieht, sind die Tage des Neu- und Vollmondes. An diesen Tagen scheeren die Geistlichen ihr Haupt mit kupfernen Scheermessern. Die ältern scheeren stets die jüngern, daher die Aebte sich selbst scheeren müssen. Diese Tage sind so heilig, daß dann selbst der Fischfang verboten ist.

Auch das andere Geschlecht widmet sich dem geistlichen Stande, jedoch nur erst nach dem

funfzigsten Jahre. Diese Nonnen oder Talapoininnen sind weiß gekleidet, und wohnen in den Klöstern in Zellen neben den Talapoinen. Höchst selten übertreten sie das Gelübde der Keuschheit, freilich kann dieß in einem Lande wo Kinder von 11 Jahren bereits mannbar sind, kein großes Verdienst seyn. Tritt indeß ein gesetzwidriger Fall ein, so werden sie nicht sehr hart bestraft. Man entläßt sie nur aus dem Kloster, allein die Anverwandten empfangen sie mit Schlägen, wegen Beschimpfung der Familie.

Eines sonderbaren Festes dürfen wir bei der Religion der Siamer nicht unerwähnt lassen; Brigot, Bischof von Tabraca, gab uns davon Nachricht. An einem eigenen Tage im Jahre giebt es hier eine Ceremonie, welche mit der des Sündenbocks der Juden einige Aehnlichkeit hat. Man wählt eine, wegen ihrer schlechten Lebensart verachtete Frau, und führt sie auf einer Tragebahre unter Musik von Trompeten und Hautboien durch alle Gassen der Stadt. Jedermann überhäuft sie mit Schimpfworten und Flüchen, dabei wird sie mit Koth geworfen. Nach dieser Entehrung setzt man sie außerhalb der Stadt auf einen Misthaufen, oder auch auf Gebüsch mit Dornen, und verbietet ihr auf Lebenszeit je wiederum zur Stadt zurück zu kehren.

Diese harte Ceremonie ist auf dem Glauben gegründet, daß dadurch aller schlimme Einfluß der bösen Luftgeister von der Stadt abgelenkt werde, und auf diese Unglückliche falle.

Von größerer Wichtigkeit als bei der Ehe, ist die Rolle welche die Talapoinen bei den Kranken und den Beerdigungen spielen.

Sie werden zu dem Kranken in zwiefacher Absicht gerufen. Einmal kommen sie als Aerzte, um ihn wo möglich zu heilen, denn nur sie geben sich mit der Arzneikunde ab, und ihre ganze Wissenschaft besteht bloß in einigen Kräutern, welche sie theils innerlich, theils äußerlich anwenden. Zweitens verrichten sie ihr Amt als Geistliche; suchen den Kranken zu pflegen, auch ihm Trost und Muth einzusprechen, und unterhalten ihn von dem zukünftigen Zustande. Für beides werden sie ansehnlich belohnt, vorzüglich wenn der Kranke wieder hergestellt wird.

Bei den Begräbnissen haben sie verschiedene Verrichtungen. Die Leichen-Ceremonien bestehen nämlich bei den nicht gänzlich Armen zuerst darin, daß man den Todten, nach zuvor herausgenommenen oder vernichteten Eingeweiden, in einen hölzernen, von außen lackirten oder vergoldeten, zuweilen bleiernen Sarg legt, und diesen sodann einige Tage hindurch auf ein hohes Gerüste stellet. Während dessen sind die Talapoinen beschäftigt Wachskerzen umher anzuzünden, Räuchwerk unter dem Sarge zu brennen, und zu Nacht Trauergesänge anzustimmen.

Die Ceremonie selbst besteht nun in einer feierlichen Procession der anverwandten Leichenfolger und Freunde; alle sind hiezu weiß gekleidet und in weiße Schleier gehüllt. Den Anfang des Zuges macht die Leiche in dem Sarge selbst.

Verschiedentlich trägt man zu gröſserer Pracht, neben der Leiche, von Bambus geschnitzte, oft vergoldete Bilder verschiedener Arten Thiere, oder sonderbar gestalteter Ungeheuer; und die Talapoinen begleiten sie ebenfalls mit Gesang; dieser hat gewöhnlich nur den Inhalt: Wir müssen Alle sterben; Alle sind wir sterblich.

Die Anverwandten und Folger bezeugen durch Thränen und Wehklagen ihre Trauer; oft miethen sie auch eigne Klageweiber.

Zuvor hatte man auf einem Hügel einen Scheiterhaufen errichtet; je höher derselbe ist, desto mehr wird der Todte geehrt. Sobald der Zug bei dem Scheiterhaufen angelangt ist, wird die Leiche aus dem Sarge genommen, und nackt auf das Holz gelegt. Die Talapoinen selbst ziehen sich sodann zwar zurück, allein ein Diener dieser Priester zündet das Feuer an. Indeß läßt man den Körper nicht vom Feuer verzehren, er wird gleichsam nur gebraten, und sofort wieder in den Sarg gelegt, und hierauf unter einer Pyramide, wie man dergleichen um die Tempel errichtet, begraben.

Bei den Begräbnissen der Prinzen sind die Scheiterhaufen nicht nur sehr hoch, sondern dem Könige wird durch eine Rackete ein Zeichen gegeben, worauf er vermittelst einer Fackel das Feuer selbst anzündet.

Kurz vor der Verbrennung oder Versengung der Leiche, werden feierliche Tänze aufgeführt, deren wir sofort zu erwähnen Gelegenheit haben.

Die Leichen der Armen begräbt man ohne Ceremonien bald nach dem Tode; oder man giebt sie auf einem Hügel den Raubvögeln Preis.

Es ist Sitte Speisen auf das Grab zu legen, und daher glaubte man, die Siamer opferten den Seelen der Verstorbenen. Allein dieß ist hievon nicht der Grund; man will vielmehr die Geister dadurch besänftigen, und Gespenster verscheuchen. Je ansehnlicher der Aufwand bei den Begräbnissen ist, in ein desto vorzüglicheres Thier, glauben sie, werde die Seele des Verstorbenen fahren. Sonderbar genug verweigert man solchen Personen, welche durch Zufall umgekommen sind, z. B. vom Wetter Getödteten, Todtgebornen, wie auch den im Wochenbette oder an den Blattern gestorbenen, ferner den Selbstmördern, die Ehre der Verbrennung; ihre Körper werden entweder ins Wasser geworfen, oder für die Raubthiere ausgesetzt.

Die Gräber werden für heilig gehalten, sie zu stören gilt hier für ein großes Verbrechen. Deshalb vergraben einige Reiche ihre Schätze neben denselben; indeß finden sie sich dennoch verschiedentlich betrogen, da Diebe und Räuber eben deshalb dort nachsuchen.

Die Trauer ist bei den Siamern willkührlich, und daher verschieden. Aeltern, die ihre Kinder sehr liebten, widmen sich oftmals nach deren Tode dem geistlichen Stande. Andere scheeren sich nur das Haar, oder bleiben auch in einer steten Unreinlichkeit.

Die Lehre der Seelenwanderung veranlaßt es,

daß zu Zeiten sogar die abgestorbenen Thiere mit großen Feierlichkeiten und Kosten beerdigt werden. So sahen die Missionaire große Feierlichkeiten bei der Verbrennung des Lieblings-Papageien des Erbprinzen, da dieser glaubte, der Vogel sei von der Seele eines Königs belebt gewesen. Man verbrannte den Körper in einem goldnen Käfig, auf einer hohen Estrade; die Feierlichkeiten dauerten acht Tage; das Volk warf Zeuge, kupferne Gefäße, kleine Spiegel auf den Scheiterhaufen, und das Ganze kostete völlig eben so viel als die Bestattung eines Fürsten.

Der Siamer war, wie wir zuvor zum Ueberfluß zeigten, einer der unterdrücktesten Sklaven aller uns bis jetzt vorgekommenen Asiaten; dennoch wird diese schwarze Decke des Despotismus von mehreren Strahlen der wahren Natur des Menschen, der bürgerlichen Freiheits- und Gerechtigkeitsliebe hin und wieder durchbrochen; und der Despot sieht diesem wohl nur deßhalb ruhig zu, um noch einigen Schein einer vernünftigen Regierung übrig zu lassen, und dadurch seinen stets wankenden Thron einigermaaßen aufrecht zu halten.

Unter den mehreren Zeugnissen für diese Behauptung zeichnet sich die wirkliche Gerechtigkeitspflege aus; freilich nur dann, wenn sie nicht mit dem Vortheil des Despoten im geraden Widerspruch steht.

Der sicher nicht für die Siamer eingenommene

wahrheitsliebende Engländer Smith, erlebte hievon an sich selbst ein Beispiel. Er ward, bei Gelegenheit daß er handelswegen mit den dortigen Agenten wegen seiner Rückreise von Siam in Zwistigkeit gerieth, vor Gericht angeklagt, als habe er gesagt: Der König sey hintergangen, denn schon diese, an sich unschuldige Worte schienen hier ein Majestätsverbrechen.

Als der Richter bei diesem Proceß zu seinem Sitze ging, ließ er dem Engländer, durch einen Dollmetscher bemerklich machen, er möge jedes Wort wohl auf die Waage legen, und äußerst auf seiner Hut seyn. Nachdem die Anklage vorgebracht war, trug er, um den Schiffs-Capitain zu retten, die Frage vor: darf ein Fremder, der die Landesgesetze nicht kennt, gleich einem Einländer gerichtet werden? Der Gegner des Engländers brachte es indeß wider den Willen des Richters dennoch dahin, daß dessen vernünftige Vertheidigung, welche in der von ihm aufgestellten Frage lag, verneint ward. Jetzt gab der Richter der bevorstehenden Entscheidung durch genaue Nachfrage über die Sprache, in welcher der Engländer jenes (sogenannte) Majestätsverbrechen sollte begangen haben, der Sache des Engländers eine glückliche Wendung. Hieraus ergab sich nämlich, daß der Zeuge, welcher vorgab jene Worte gehört zu haben, des Hindostanischen, (und nur in dieser Sprache hatte Smith gesprochen) durchaus unkundig, und daher sein Zeugnis falsch und ungültig sey. Smith ward nicht bloß zur Freude des Richters

selbst sogleich als unschuldig losgesprochen, sondern die ganze Versammlung siamischer Zuhörer dieses Processes überhäufte den Ausländer mit Glückwünschen.

Auch bei anderer Gelegenheit zeigt diese Nation, welche, einigen Reisenachrichten zu folge, für arglistig, lügenhaft, geizig und überhaupt boshaft angegeben wird, daß die Laster vielmehr ihr durch die schändliche Regierung aufgedrungen werden, als durch die Natur.

So haben wir bereits ihre Mäßigkeit, und bei dem andern Geschlecht ihre Schamhaftigkeit und Treue angeführt. Aber auch die Männer sind der Freundschaft fähig, und errichten gleich den alten Scythen einen Bund ewiger Freundschaft, vermittelst einer eigenen Ceremonie. Diejenigen welche sich ihm widmen, trinken deßhalb aus ein und derselben Schale Arrak.

Sehr zu bewundern ist es, daß ein unter so schändlichem Despotismus seufzendes Volk noch Frohsinn und Hang zu Vergnügungen äußert.

Die Schauspiele gehören zu den vorzüglichsten Feierlichkeiten, welche dem französischen Gesandten zu Ehren gegeben wurden, und bestanden aus mehreren Abtheilungen von sehr verschiedener Art.

Eine chinesische Comödie machte den Anfang. Sie war in mehrere Scenen oder Aufzüge abgetheilt; zum Zwischenspiele traten Springer und Tänzer auf, welche sich durch kühne Stellungen und Sprünge auszeichneten. Die Schauspieler waren schön gekleidet, und zeigten viel

Gewandtheit; allein die Musik auf kupfernen Kesseln klang abscheulich.

Auf der andern Seite ließ zu gleicher Zeit eine Truppe der Bewohner des Gränzreichs Laos, Marionetten spielen. In der Mitte zwischen diesen beiden Vorstellungen führten Siamer von beiden Geschlechtern einen Tanz auf. Sie standen im Kreise, und machten dabei sowohl mit den Händen als mit den Füßen sonderbare Bewegungen.

Die Cadenz ward von verschiedenen Frauenzimmern dazu mit stark durch die Nase gesungenen Melodien gegeben. Die Finger des Frauenzimmers waren bei diesen Schauspielen durch große kupferne Nägel geschmückt.

Sodann ließen sich Springer und Gaukler sehen. Außer den hinreichend bekannten Kunststücken solcher Leute, legte sich einer derselben nackt mit dem Rücken auf eine Art Kranz, der aus acht in die Höhe gerichteten Dolchspitzen bestand, ließ sodann einen Mann sich auf den Bauch treten, und seine Haut blieb dennoch unbeschädigt.

Loubere erzählt, einer dieser Springer sey von einer hohen Bambusstange, auf welcher sie gewöhnlich mehrere Kunststücke zeigen, nachdem er sich zwei Sonnenschirme an seinem Gürtel befestigt, herabgeflogen. Er habe sich mit dieser Zurüstung dem Winde mehrmal Preis gegeben, und sey hiedurch bald auf Bäume und Häuser, bald in das Wasser geführt. Der Kö-

nig ward hierüber so hoch erfreut, daß er ihn sogleich zu einem hohen Staatsbeamten erhob!

Zwei Tänze stehen in Siam in vorzüglicher Achtung, weil sie, wie schon erwähnt ist, selbst bei der Todtenfeier vorkommen. Der eine, Cone genannt, stellt durch heftige Verdrehung des Körpers Gefechte vor, und wird mit Musik von verschiedenen Instrumenten begleitet.

Der zweite, bei Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten eingeführte Tanz heißt Rabam; er ist von dem vorhergehenden sehr verschieden, denn hier ist alles viel ruhiger und angenehmer. Die langsame im Kreise gemachte Bewegung der Tänzer beiderlei Geschlechts, welche nur den Leib und die Arme verdrehen, erlaubt ihnen dabei Lieder abzusingen. Zugleich unterhalten zwei Personen, ein Schauspieler und eine Schauspielerin, die Zuschauer mit allerlei lustigen Erzählungen. Alle handelnde Personen des ganzen Schauspiels, tragen hohe vergoldete Mützen und große Nägel von Messing.

Anderweitige Vergnügungen und Spiele der Siamer sind:

Das Ochsenrennen. Ein Paar an den Pflug gespannte Ochsen laufen mit einem andern ebenfalls vorgespanntem Paare in die Wette. Hiebei hält aber ein daneben laufender Mann den Pflug stets in die Höhe, so daß er nicht die Erde berührt. Zuzeiten läuft auch ein Mensch mit einem Ochsen in die Wette.

Bei diesen Rennen, welches innerhalb verschlossener Schranken gehalten wird, geschehen

von den Zuschauern ansehnliche Wetten, da viele der Vornehmen gutgebildete Ochsen eigends hiezu auferziehen und abrichten lassen.

Auch bei den ebenfalls gewöhnlichen Hahnenkämpfen werden Wetten angestellt.

Ebenfalls treten hier Ringer und Klopffechter gegen einander auf.

Außer den Feuerwerken und Erleuchtungen vergnügt man sich in Siam mit fliegenden Drachen, und bindet daran etwas Leuchtendes, auch wohl eine goldene Münze, die dann demjenigen zu Theil wird der den Strick hält. Sogar der König hält auf dieses Kinderspiel. Zwei Wintermonate hindurch läßt er alle Nächte solche Drachen fliegen und ernennt deshalb eigene Mandarinen welche den Strick halten müssen.

Ueberhaupt ist dieß Volk jeder Art von Spielen und Wetten sehr ergeben. Oftmals verspielen sie ihr ganzes Habe, ja Weib und Kind. Das Triktrak, welches sie von den Portugiesen erlernt haben, ziehen sie allen vor; doch lieben sie ebenfalls das Schachspiel.

Um sich nach ihren gewöhnlichen Arbeiten, besonders wenn sie ihre Dienstmonate beendigt haben, zu unterhalten, nehmen sie ihre Zuflucht zum Toback. Beide Geschlechter rauchen sehr stark, und ziehen dazu den ausländischen, z. B. den chinesischen, oder den von den Philippinen dem einheimischen vor. Ihr ganzes Leben fließt sodann, besonders den Männern, unter schlafen, essen und rauchen ruhig dahin, indem die Frauen für sie die Speisen so wie alle häuslichen Geschäfte besorgen.

Wenn wir zuvor gleich anmerkten, daß das Königreich Siam, den älteſten Nachrichten zufolge, durch Flüchtlinge mehrerer Nationen bevölkert ſei, ſo gehört es dennoch wohl zu einer etwas genauern Kenntniß dieſes Reichs und ſeiner Bewohner, die Hauptzüge von Siams Geſchichte, ſo weit ſie uns nachmals bekannt geworden iſt, hier aufgeführt zu ſehen.

Siam, oder wie es bei den Einwohnern heißt, Meuang-Tai d. iſt, das Reich der Freien, (unſtreitig per antiphraſin, alſo der Sklaven) rechnet ſeine Hauptepoque von dem Tode des Religions-Stifters Sommona-Kodom an.

Gegen den Jeſuiten Tachard behauptete man, das Jahr 1685, (dieß war das Jahr von deſſen erſten Reiſe nach Siam) ſei das 2229te von Siams Geſchichte.

Der erſte König, welcher Pra-Poal geheißen, habe im Jahr 1300 dortiger Rechnung, oder nach unſerer 1444 vor Chriſti Geburt regiert. Eilf Könige nach ihm behielten ſtets dieſelbe Hauptſtadt, nur Pra-Poa Noomi verlegte ſie, und der vierte König von dieſen, Rhamatitoudi genannt, änderte ſie abermals, und erbauete Siam.

Pra-Poal ſoll überhaupt 40 Nachfolger gehabt haben bis zu dem Jahre 1546 unſerer Rechnung. Dieſe Könige waren von verſchiedenen Familien, die ſich eine die andere nach und nach vom Throne ſtürzten, den ſie ſelbſt nur durch das Würgerrecht beſaßen.

Sogar den Namen des für dieß Reich als dessen Wiederhersteller berühmten Königs, der 1550 regierte, kennen wir nicht. Unter ihm sollen das Reich durch den Einfall verschiedener Nationen in Blut und Flammen gesetzt, und hiebei über 30000 Menschen umgekommen seyn. Allein der König habe, nachdem er eine ungeheure Armee von vierhunderttausend Mann und 4000 Elephanten zusammen gebracht, ihnen in einer großen Schlacht 130000 Menschen getödtet, und das Reich völlig befreiet. Indeß hatte er sich seiner Siege nicht lange zu erfreuen. Seine durch diesen Krieg verursachte lange Abwesenheit, gab der Königin Anlaß zu einer strafbaren Liebschaft. Um nun der Strafe ihrer Untreue zu entgehen, vergiftete sie ihren Gemahl.

Der noch sehr junge Kronprinz ward als König anerkannt, und die Königin als Vormünderin und Regentin. Ihre ersten Schritte richtete sie auf den Untergang ihrer vielen Widersacher. Indeß genügte ihr dieß nicht. Um sich gänzlich des Throns zu bemächtigen, erstickte sie sogar die Natur auf die widerstehendste Art; sie brachte ihrem eigenen Sohne, dem jungen König, eigenhändig Gift bei. Dieß empörte alle Große des Reichs. Bei einem Feste, welches sie ihr zu Ehren anzustellen vorgaben, ermordeten sie dieß Ungeheuer nebst dem von ihr zum Könige erhobenen Liebhaber, und nun ward ein natürlicher Bruder des letzten Königs, auf den Thron gesetzt.

Der neue König war im Kloster erzogen; wer

hätte es daher vermuthet, daß er als Geistlicher gerade alle Gefühle der Menschlichkeit sogleich nach erlangter Gewalt mit Füßen treten würde? Dieß war dennoch der Fall. Er äußerte die empörendste Tyrannei, und zugleich so große Fahrlässigkeit in den Regierungsgeschäften, daß der benachbarte König der Bramas es für leicht hielt, sich des Reichs eines so verhaßten und schwachen Monarchen zu bemächtigen.

Mit asiatischer Wuth und Grausamkeit ward nun der Krieg von den Bramas, welche das unglückliche Siam auf das ungerechteste anfielen, geführt, und die Siamer rächten mit Grund diese Schändung der Menschheit. Zwar hörte er pausenweise auf. Er ward durch die Empörungen der Peguer gegen die Bramas unterbrochen. Allein bald erhob sich ein neuer, auf völligen Wahnsinn gegründeter Kampf.

Der König von Pegu wünschte einen seltnen weißen Elephanten, der sich in den Ställen des Königs von Siam befand, zu besitzen. Er bot dafür erstaunliche Summen; da sich aber jener auf keine Weise zum Verkauf bewegen ließ, so suchte er sich dessen gewaltsam zu bemächtigen, und auf die Weise brach ein blutiger Krieg aus. Indeß endigte er bald. Der Peguer schloß den König von Siam in seine Hauptstadt ein: bestach den Gouverneur; drang hinein; machte den König von Siam zu seinem Gefangenen; führte die Ursache des Kriegs nach Pegu; nannte sich von nun an: Herr des weißen Ele-

phanten, und Siam blieb seit der Zeit Tributair an Pegu.

Dieser Sklavenstand der Siamer dauerte indeß nur bis zum Tode jenes ungerechten Uebermältigers. Als sein Thronfolger den entehrenden Tribut einforderte, ward er versagt, und da der König von Pegu deßhalb einen neuen Einfall in Siam wagte, fand er an dem Kronprinzen von Siam einen tapfern Gegner. Dieser, der schwarze Prinz genannt, lieferte dem feindlichen ungeheuren Heere von anderthalb Million Menschen (so geben es wenigstens die Siamer an) eine große Schlacht. Beide Heerführer stoßen persönlich auf einander, und der schwarze Prinz ist so glücklich, den Bramas zu erlegen.

Bestürzung und Schrecken überfiel bei dem Verlust ihres Königs die Bramas; die Siamer drangen wüthend auf sie ein und würgten einen ganzen Monat hindurch ihre jetzt fliehenden Unterdrücker.

Dem Befreier Siams, dem schwarzen Prinzen, der nach dem Tode seines Vaters das Reich ruhig regierte, folgte sein ihm unähnlicher Bruder, der weiße Prinz. Indem er sich den Wollüsten und einem ehrgeizigen Favoriten gänzlich ergab, und sich sogar bis zur Ermordung seines eigenen Sohnes hinreißen ließ, stürzte er das Reich von neuem ins Unglück. Die Japaner, deren er eine große Anzahl in seinem Dienst hatte, erregten einen Aufstand, plünderten die Stadt, ermordeten viele der Großen, zwangen den elenden Monarchen jede ihnen beliebige Be-

dingung zu unterzeichnen, und schifften sich mit unermeßlicher Beute beladen, nach ihrem Vaterlande ein.

Die benachbarten Völkerschaften hofften aus der traurigen Lage des Reichs Vortheil zu ziehen und fielen abermals in Siam ein. Indeß zwang der König, unterstützt von den Portugiesen, damals die Helden Indiens (1620), sie endlich zum Rückzug. Er eroberte hiebei mehrere ihm entrissene Länder und Häfen und überlieferte dafür jenem europäischen Hülfsvolke den Hafen von Martavan.

Dieß veranlaßte ein näheres Bündniß mit Portugal. Der König ließ auf seine Kosten eine Kirche für die Franciscaner erbauen, und überhäufte die Portugiesen mit Wohlthaten. Daneben war er aber ein so blutiger Tyrann, daß er oftmals selbst das Amt des Henkers ausübte.

Zehn Frauen bei Hofe, welche seine Befehle zu langsam ausführten, hieb er selbst die Beine ab. Ja seine Grausamkeit erstreckte sich sogar auf das unvernünftige Thier. Ein Pferd, welches ihm nicht zu gehorchen verstand, ward enthauptet, und ein Tieger der einen ihm vorgeworfenen Unglücklichen unangerührt ließ, hatte dasselbe Schicksal!

Uebrigens hatte dieser Unmensch einige gute Eigenschaften. Er war seinem Worte unverbrüchlich getreu; er war freigebig, ja oftmals großmüthig.

Seinem Sohne machte ein Usurpator einige Zeit den Thron streitig, und obgleich er ihn

endlich bestieg, ward er dennoch bald darauf ermordet, und ein ähnliches Schicksal hatte der ihm in der Regierung folgende Bruder.

Derjenige welcher sich gleich darauf des Throns bemächtigte, (er war aus königlichem Geblüt) übertraf seine Vorgänger an Grausamkeit. Er erfand neue, schmerzhafte Todesarten, und jeder welcher aus Mitleid den unglücklichen Schlachtopfern seiner Barbarei ein schnelleres Ende ihrer Leiden zu verschaffen suchte, ward ebenfalls auf das schrecklichste hingerichtet. Auf die Weise mordete dieß Ungeheuer dreitausend angesehene Staatsbürger, unter dem Vorwande, als hätten sie den Tod seiner Tochter veranlaßt; ja er wollte die unglückliche Gemahlin des letzten Königs durch Marter zwingen, Stücke von ihrem eigenen, ihr ausgeschnittenen Fleische zu genießen, da sie sich aber standhaft weigerte, ließ er sie ersäufen.

Unbegreiflich scheint es hiernach, daß ein Volk, dessen Natur seit so vielen Jahren zu Rebellionen und Ermordungen der Regenten gewohnt war, die Regierung dieses Ungeheuers dreißig Jahre hindurch ertragen konnte. Sein ungleich besserer Sohn und Erbe des Throns hatte ein weit geringeres Glück. Er ward bald durch den eigenen Oncle gefährlich angegriffen und auf einige Zeit der Regierung beraubt. Er rettete sich kaum durch die Flucht, und nur durch Hülfe der Portugiesen gelangte er zu seinem rechtmäßigen Throne; der Usurpator ward getödtet. Von nun an regierte dieser Fürst, der unter dem Na-

men Chaou-Naraye, oder wie ihn Andere schreiben Chaou-Maaye, selbst für Europa wichtig geworden ist.

Unter seiner Regierung kamen (seit 1682) die französischen Missionaire nach Siam. Da die Pariser Akademie eifrig auf den Fortgang der Erd- und Himmelskunde arbeitete, und König Ludwig XIV. ebenfalls auf die Verbreitung des catholischen Glaubens, so wurden 6 vorzügliche, gelehrte Jesuiten erwählt, sowohl um in Siam Beobachtungen anzustellen, als auch die christliche Religion zu verbreiten. Hiezu gab noch mehr Gelegenheit, daß Tschaou-Naraye zuvor Missionaire die aus China zurück kamen, nicht nur gut aufgenommen hatte, sondern mit le Vachet waren sogar zwei Siamer nach Frankreich gesandt, um, wie sie vorgaben von einer früher dorthin geschickten Gesandtschaft, welche aber verunglückt war, Nachricht einzuziehen.

Diese Umstände zusammengenommen veranlaßten eine genauere Verbindung zwischen Frankreich und Siam. Ludwig XIV. erwiederte 1685 die Gesandschaft welche der König Tschaou-Maaye an ihn geschickt hatte. Er sandte den Ritter Chaumont und den Abt Choisi mit ansehnlichen Geschenken dahin ab, jene 6 Mathematikverständige Jesuiten, 4 andere Geistliche, eine Anzahl Freiwilliger vom Stande und hierunter gleichfalls der Ritter und Seeofficier Forbin, begleiteten sie.

Die hauptsächlichste Triebfeder dieser engern Verbindung beider Reiche, mithin Hinter-In-

endlich bestieg, ward er dennoch bald darauf ermordet, und ein ähnliches Schicksal hatte der ihm in der Regierung folgende Bruder.

Derjenige welcher sich gleich darauf des Throns bemächtigte, (er war aus königlichem Geblüt) übertraf seine Vorgänger an Grausamkeit. Er erfand neue, schmerzhafte Todesarten, und jeder welcher aus Mitleid den unglücklichen Schlachtopfern seiner Barbarei ein schnelleres Ende ihrer Leiden zu verschaffen suchte, ward ebenfalls auf das schrecklichste hingerichtet. Auf die Weise mordete dieß Ungeheuer dreitausend angesehene Staatsbürger, unter dem Vorwande, als hätten sie den Tod seiner Tochter veranlaßt; ja er wollte die unglückliche Gemahlin des letzten Königs durch Marter zwingen, Stücke von ihrem eigenen, ihr ausgeschnittenen Fleische zu genießen, da sie sich aber standhaft weigerte, ließ er sie erstäufen.

Unbegreiflich scheint es hiernach, daß ein Volk, dessen Natur seit so vielen Jahren zu Rebellionen und Ermordungen der Regenten gewohnt war, die Regierung dieses Ungeheuers dreißig Jahre hindurch ertragen konnte. Sein ungleich besserer Sohn und Erbe des Throns hatte ein weit geringeres Glück. Er ward bald durch den eigenen Oncle gefährlich angegriffen und auf einige Zeit der Regierung beraubt. Er rettete sich kaum durch die Flucht, und nur durch Hülfe der Portugiesen gelangte er zu seinem rechtmäßigen Throne; der Usurpator ward getödtet. Von nun an regierte dieser Fürst, der unter dem Na-

men Chaou-Naraye, oder wie ihn Andere schreiben Chaou-Maaye, selbst für Europa wichtig geworden ist.

Unter seiner Regierung kamen (seit 1682) die französischen Missionaire nach Siam. Da die Pariser Akademie eifrig auf den Fortgang der Erd- und Himmelskunde arbeitete, und König Ludwig XIV. ebenfalls auf die Verbreitung des catholischen Glaubens, so wurden 6 vorzügliche, gelehrte Jesuiten erwählt, sowohl um in Siam Beobachtungen anzustellen, als auch die christliche Religion zu verbreiten. Hiezu gab noch mehr Gelegenheit, daß Tschaou-Naraye zuvor Missionaire die aus China zurück kamen, nicht nur gut aufgenommen hatte, sondern mit le Vachet waren sogar zwei Siamer nach Frankreich gesandt, um, wie sie vorgaben von einer früher dorthin geschickten Gesandtschaft, welche aber verunglückt war, Nachricht einzuziehen.

Diese Umstände zusammengenommen veranlaßten eine genauere Verbindung zwischen Frankreich und Siam. Ludwig XIV. erwiederte 1685 die Gesandschaft welche der König Tschaou-Maaye an ihn geschickt hatte. Er sandte den Ritter Chaumont und den Abt Choisi mit ansehnlichen Geschenken dahin ab, jene 6 Mathematikverständige Jesuiten, 4 andere Geistliche, eine Anzahl Freiwilliger vom Stande und hierunter gleichfalls der Ritter und Seeofficier Forbin, begleiteten sie.

Die hauptsächlichste Triebfeder dieser engern Verbindung beider Reiche, mithin Hinter-In-

diens mit Europa, war aber der damalige Barcalon, oder der erste Minister des Königs von Siam, der berühmte Phaulcon gewöhnlicher unter den Namen Constance bekannt.

Dieser Abendtheurer, Constantin Phaulcon, ein Grieche, dem wahrheitsliebenden Chw. Forbin zufolge, der Sohn eines Gastwirths, auf der Insel Cephalonien 1650 geboren, obgleich Tachard ihn von einem alten adelichen venetianischen Hause abstammen läßt, besaß bei einem wohlgebildeten Körper und großer Gewandheit vorzügliche Gaben des Geistes, und einen hohen Sinn. Schon in seinem zwölften Jahre ging er nach England. Hier gewann er durch seine Talente bald das Zutrauen bedeutender Männer, und ein angesehener Kaufmann White nahm ihn mit sich nach Ostindien. Durch die thätigste Gescheidtheit erwarb er sich hier in kurzer Zeit ein so ansehnliches Vermögen, um auf eigene Rechnung Handel treiben zu können. Er ging deßhalb selbst nach Siam, hatte aber das Unglück zweimal an den dortigen Küsten zu scheitern. Kaum rettete er aus dem letzten Schiffbruche die geringe Summe von 2000 Thalern, fand sich aber hiemit völlig verlassen auf einer öden Küste. Aus Ermattung auf dem Rande hingestreckt zeigte sich ihm im Schlafe eine Frau von hoher, edler Gestalt. Sie befahl ihm nach Siam zurückzukehren, und versprach ihm dort ein ansehnliches Glück.

Er nahm sich vor diesem Gesichte zu folgen, er achtete es als eine göttliche Weisung. Am

folgenden Morgen bestärkte ihn hierin das wunderbare Zusammentreffen mit einem siamischen Gesandten. Dieser hatte auf seiner Rückkehr von einer Sendung nach Persien hier ebenfalls Schiffbruch gelitten.

Auf diese öde Küste geworfen, und von allen verlassen, schätzte sich der Siamer glücklich, den Griechen, und in ihm einen menschenfreundlichen Mann vorgefunden zu haben. Er erbot sich, wenn er ihm zur Rückreise nach Siam behülflich seyn wollte, ihn sofort dort den Großen des Reichs zu empfehlen.

Phaulcon schaffte dem Gesandten Kleidung und Lebensmittel, kaufte zugleich ein Fahrzeug und ging mit ihm nach Siam.

Dankbar für diese Großmuth empfahl letzterer den Griechen auf das beste dem ersten Minister Barcalon. So fand Phaulcon bald Gelegenheit seine Talente darzulegen, und das Zutrauen des Barcalon zu gewinnen. Glücklich genug war dieser ein Wollüstling, dem die Geschäfte selbst zur Last fielen. Er überließ sie dem Griechen, und bald fühlte der Monarch selbst, daß die nunmehrigen Angaben seines Barcalons dem Reiche Ansehn und Reichthum verschafften. Phaulcon ward gleich darauf zu einer Gesandtschaft in einem benachbarten Staate ernannt, und auch hier zeichnete er sich auf das vortheilhafteste aus.

Nach seiner Rückkunft machte er mehrere dem königlichen Schatze ersprießliche Einrichtungen, und setzte sich hiedurch stets fester in die Gunst

des Monarchen. Als daher der Barcalon (erster Minister) starb, trug ihm der König diese wichtigste Stelle sofort an. Phaulcon war indeß zu gescheidt sie anzunehmen. Er fühlte bald, wie sehr der Neid der Großen des Reichs würde erweckt werden, wenn sie auf diesem höchsten Posten einen Ausländer sähen. Er überließ daher diese Stelle einem andern, blieb aber, da er das Ohr des Monarchen hatte, stets der eigentliche alles bewirkende Mann. Auch hegte der König ein solches Zutrauen gegen ihn, daß, als der Barcalon, ein Malaie, ihn suchte verdächtig zu machen, dieser, nach Phaulcons Rechtfertigung, seines hohen Amtes sofort entsetzt wurde.

Bei dem allen fürchtete er die Scheelsucht der Großen. Er war daher schlau genug sich durch Begünstigung der Franzosen eine Stütze schaffen zu wollen. Ludwig des XIVten Gesandtschaft, die mit ihr dorthin geschickten kostbaren Geschenke, und die nicht unbedeutende Mannschaft von vorzüglichen Kriegern angeführt, und endlich die durch jene wissenschaftliche Geistliche sich weiter verbreitende christliche Religion, dieß alles war Phaulcons Werk. Hiedurch suchte er sich eine wichtige Parthei zu schaffen, um seinen vielen Feinden Trotz bieten zu können. Wirklich gestand der König auf Phaulcons Antrieb den Franzosen sehr wichtige Vorzüge ein. Er übergab ihnen sogar die beiden wichtigsten Häfen, die Schlüssel des Reichs, Mergui und Bancoch, und erhub den tapfern Grafen Forbin zum Großadmiral und Generalissimus der Landmacht.

So prächtig aber auch diese Titel klangen, so war dennoch ihr innerer Werth nur gering. Der aufrichtige Forbin gesteht, das ganze Ameublement des Großadmirals habe in zwölf silbernen Tellern, zwei silbernen Bechern, und täglich zwei gelben Wachslichtern bestandern, jedoch hielt man ihm 30 Sklaven und 2 Elephanten, dabei speißte er an der Tafel des Ministers Phaulcon, so lange er nämlich in Louvo war, einem Landschlosse des Königs.

Dieser Aufenthalt um den König dauerte aber nicht lange. Constance glaubte bald Ursache zu haben auf Forbin eifersüchtig zu werden, da er bemerkte, daß der König ihm günstig ward und seine Rathschläge gut aufnahm. Und nun zeigte er sein Innerstes auf eine furchtbare Art. Er suchte den Großadmiral durch Gift aus dem Wege zu räumen; da dieß indeß nicht glückte, so entfernte er ihn vom Hofe, und gab ihm den mislichen Posten eines Gouverneurs von Bankok. Hier hatte Forbin Gelegenheit dem Reiche auf Gefahr seines Lebens einen wichtigen Dienst zu leisten.

Ein König von Macassar (auf Celebes) war von den Holländern seines Throns beraubt, und sein Kronerbe hatte sich nach Siam geflüchtet. Der König nahm ihn dort gütig auf, und wies ihm und seinen Leuten ein eigenes Gebiet nebst Unterhalt an. Diese wildesten aller indischen Nationen lebten indeß nicht lange, ohne durch den schwärzesten Verrath gegen ihren Wohlthäter, den König, beinahe das ganze Reich ins Unglück

zu stürzen. Der Prinz zettelte eine Empörung gegen den Monarchen an, zu Gunsten von dessen Bruder, den er auf den Thron zu erheben gedachte. Indeß ward die Schändlichkeit entdeckt, und der König war großmüthig genug die schwarze Undankbarkeit zu verzeihen.

Der treulose Macassar schien hierüber mehr erbittert als besänftigt. Er wiegelte drei andere Ausländer, die Prinzen von Tschiampa, welche Naraye ebenfalls als Vertriebene gütig aufgenommen hatte, gegen ihren gemeinschaftlichen Wohlthäter auf. Sie schmiedeten aufs neue eine noch furchtbarere Verschwörung gegen das Reich. Naraye und seine ganze Familie sollte nicht nur umkommen, sondern der königliche Schatz, ja die ganze Stadt sollte geplündert werden. Glücklich genug mußte der jüngste Prinz von Tschiampa, dem der König eine Stelle am Hofe gegeben hatte, seine eigenen Brüder verrathen, und hiemit die ganze Verschwörung.

Ihm war, als noch zu jung, hievon nichts bekannt gemacht worden, um ihn nun zu retten sandten die Verschwornen einen Kourier an ihn mit einem verschlossenen Briefe; da aber der Bote, ohne auf Antwort zu warten, sich auf das eiligste entfernte, so schöpfte der Jüngling Verdacht und übergab den Brief unerbrochen an Constance Phaulcon.

Mehrere Tausend Mann wurden sofort zur Besetzung des Schlosses beordert, alle übrige Mannschaft zur Vertheidigung gehörig vertheilt,

und Forbin bekam Befehl Bancok in den besten Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Verschwornen, da sie nicht glaubten entdeckt zu seyn, brachen nun zwar los, allein selbst viele ihrer Landsleute, einige Hundert Malaien, welche sie hofften in ihr Complot zu ziehen, verwarfen diesen schwarzen Verrath gegen ihren Wohlthäter mit Verachtung. Indeß hielt es dennoch schwer die übrigen einmal in Wuth gesetzten Menschen dieser furchtbaren Nation zu überwältigen. Die Malaien, um ihre an sich heftige Natur bis zu der höchsten Wuth zu treiben, nehmen bevor sie etwas wichtiges ausführen, eine bedeutende Quantität Opium. Hiedurch fast zum Wahnsinn und gefühlloser Wildheit gebracht, ergreifen sie den Cric, das ist ein flammichtgestalteter, breiter, trefflich gestählter Dolch, rufen Amoc und stoßen nun völlig dem Thiere gleich jeden nieder der sich ihnen darbietet. Keine Todesart, sey es durch Feuer oder andere Waffen, wird von ihnen geachtet, ja völlig zu Boden geschlagen oder geschossen, strengen sie wüthend ihre Kräfte an, noch im letzten Hauch des Lebens zu morden. Daher ist es in den holländisch indischen Besitzungen, welche von den Malaien bewohnt werden, ein Gesetz, jeden Malaien so bald er Amoc zu laufen versucht, sofort auf irgend eine mögliche Art zu erlegen.

Diese entsetzliche Wildheit bewährten dann auch dießmal die verschwornen Macassaren, und Forbin, so tapfer und rüstig er auch war, wäre beinahe ein Opfer davon gewesen. Einen dieser

Wüteriche, der mit dem gezogenen Crie auf ihn zustürzte, durchbohrte Fordin durch und durch mit einer Lanze. Ohne Anschein irgend einiges Gefühls von Todesschmerzen, drängte sich der Malaie die ihn durchbohrende Lanze der Länge nach hinauf zu dem General; eben so unglaublich als dem Auge schrecklich war die Anstrengung, mit welcher der Wahnsinnige selbst den Schaft der Lanze sich in den Leib trieb, und hätte ihm nicht ein anderer Lanzenträger zuvor das Garaus gemacht ehe er den General erreichte, so wäre dieser unfehlbar unter den letzten Todeskrämpfen des Malaien gefallen.

Endlich gelang es dem Minister Phaulcon, da er mit ansehnlicher Mannschaft gegen diese boshaften Verräther auftrat, und durch die tapfern Franzosen unterstützt wurde, der Rebellion ein Ende zu machen. Der Malaien Fürst wärd selbst getödtet, seine jüngern Brüder gefangen, und die meisten ihrer Leute niedergehauen.

So hatte jetzt Phaulcon allerdings das sehr große Verdienst, den ganzen Staat von dem blutigsten Umsturz gerettet zu haben. Allein die daraus zu erwartende Ruhe dauerte nur eine kurze Zeit.

Der König, welcher an der Wassersucht darnieder lag, sank täglich an Kräften herab. Er hatte einen Liebling, nach Einigen Prapi, nach Andern Monpi Tokso genannt, an Kindes Statt angenommen. Dieser, obgleich von niedriger Geburt war wie Kämpfer bezeugt, zugleich des Königs Schwiegersohn. Ein so unerhörtes

Glück konnte ihn leicht ſchwindeln machen, um dem verderblichen Rath, den ihm ein ſehr gefährlicher, mächtiger und ſchlauer Mann einflößte, ſich auf den Thron ſelbſt zu ſchwingen, Gehör zu geben. Dieſer Rathgeber, ein Mandarin mit Namen Pitracha, war mit allem zu einer künftigen großen Rolle ausgerüſtet. Von ſehr vornehmen Stamme war er der Milchbruder des Königs, und mehrere Jahre mit ihm zuſammen erzogen, gewann er die innigſte Vertrautheit des Monarchen. Er hatte bei einer ſchönen Geſtalt, unter vielen andern Talenten große Beredſamkeit und hohen Sinn, aber zugleich die tiefſte Verſtellungskunſt. Gegen das Volk war er äußerſt zuvorkommend, vornämlich ſchmeichelte er der Geiſtlichkeit, den Talapoinen; dem Könige wußte er aber mit einer angenehmen Offenheit alle übrige Große verdächtig zu machen.

Dieſem Manne, welcher die rechtmäßigen Thronerben, die Brüder des Königs zu verdrängen, ſich ſelbſt aber die Krone aufzuſetzen ſtrebte, ſollte jener unerfahrne Monpit nur als Mittel dienen, ſein ſtrafbares Unternehmen dadurch zu erleichtern, daß dieſer eine Parthei gegen die Brüder des Königs ergriff.

Er hielt ſich ſicher einen ſo ſchwachen jungen Menſchen mit leichter Mühe zu überwältigen, und das nun durch ihn einmal in Verwirrung geſetzte Reich zu ſeinem eigenen Vortheil zu benutzen. Sobald Pitracha dieſen Zweck erreicht hatte, wußte er den Miniſter Phaulcon, da er dem Monpit ſehr zugethan war, als Theilneh-

mer der Rebellion mit für schuldig zu erklären.

Und dieß mußte stets seine Hauptabsicht seyn, denn er hatte den Griechen weit mehr zu fürchten, als jenen adoptirten Sohn, vorzüglich da Phaulcon um seine Parthei zu bestärken, die tapfern Franzosen auf seiner Seite hatte. Er überlistete indeß den sonst schlauen Griechen selbst, und hielt ihn so lange durch verstellte Freundschaft hin, bis endlich, da der König bei einem harten Anfall seiner Krankheit den Monpit zum Thronerben erklären wollte, und Phaulcon diesen Vorsatz begünstigte, Pitracha öffentlich losbrach. Dem Volke spiegelte er die redliche Absicht vor, den nur allein gültigen Kronerben, den Bruder des Königs auf den Thron zu setzen, machte sich einen mächtigen Anhang, und ließ selbst im Zimmer des sterbenden Monarchen, und obgleich dieser dem Aufrührer zurief, sie sollten seinen Sohn schonen, den Monpit gefangen nehmen und gleich darauf ermorden.

Zwar hatte der König, da er seine Brüder beide haßte, bereits seine einzige Tochter zur Regentin erklärt, allein Pitracha schritt dennoch in seiner boshaften Laufbahn unaufhaltsam fort. Seine Richtung ging jetzt hauptsächlich gegen Constance und gegen die nach Siam gebrachten Franzosen. Constance rief auch sofort diese, welche unter dem Commando des Des Farges in Bancok standen nach Louvo, um den König und ihn selbst zu schützen, und der französische General eilte auch sogleich dorthin. Ehe er aber

weiter fortging erholte er sich in der Hauptstadt Raths bei der französischen Geistlichkeit, und da diese, vielleicht zu furchtsam zu kühnen Unternehmungen, ihm riethen, sich nicht in diese gefährlichen Händel zu mischen, so zog sich Des Farges mit seinen Truppen zurück, und überließ hiedurch den unglücklichen Freund der Franzosen, den Minister, ja selbst den König und seine Familie, so günstig er sich auch stets gegen die Franzosen bewiesen, dem boshaften Usurpator Pitracha.

Mit Recht tadelt Forbin diesen Schritt der Frankreich entehrte; wäre er damals noch im Reiche gewesen (er verließ Siam zwei Jahr früher 1687) dann wäre der König und sein Minister gerettet, und das unglückliche Reich einer blutigen Umwälzung entgangen *).

Es führte zu weit das Einzelne der sich darauf ereignenden Vorfälle hier anzeigen zu wollen. Es sey hinreichend zu bemerken, daß der unglückliche Phaulcon, nachdem er unsägliche Martern durch die Henker des Pitracha erlitten hatte, endlich zerhauen ward, und seine Witwe, die vormals reichste und angesehenste Dame des Königreichs, als Sklavin verkauft ward, und

*) Selbst die, wenn gleich sehr schlecht gesinnten Söhne des Des Farges, sprachen bei ihrer Ankunft in Westindien über dieses Betragen ihres bald darauf gestorbenen Vaters mit beispielloser Bitterkeit.

endlich in der Hauptstadt umherbettelte; ferner, daß dem französischen Militair nur erst nach großen Schwierigkeiten erlaubt ward, nach Frankreich von Bankok, worin es von den Siamern belagert gehalten ward, nach ihrer Heimath abzusegeln; daß endlich alle dortige Christen, und ganz vorzüglich die französischen Bischöffe und Missionaire nicht nur aufs schimpflichste behandelt, sondern selbst großen Martern ausgesetzt wurden, und nur hauptsächlich der Großmuth der Engländer die Linderung ihres unverdienten Unglücks zu verdanken hatten *).

Pitracha bemeisterte sich nun nach unglaublicher Bosheit und Grausamkeit völlig des Reichs. Er setzte sich auf den Thron; ließ kurz vor dem Tode des Königs dessen beide Brüder, in saukne Säcke gesteckt, mit Keulen todtschlagen, da es gegen die Gesetze des Reichs ist, königliches Blut zu vergießen; und zwang die Tochter des verstorbenen Königs, sich mit ihm zu vermählen; alle Anhänger der alten, rechtmäßigen Regierung wurden niedergehauen.

So hub dann unter Greueln und Blutvergießen eine neue Dynastie an. Lange genoß Pitracha selbst die Früchte seiner Infamie nicht; bereits zwei Jahre nachher (1700) herrschte sein

*) Brigot, damaliger Bischoff von Tabraca war Augenzeuge, wie großmüthig die dortigen Engländer diese unglücklichen Geistlichen retteten. Tarpin Hist. de Siam. T. 2. p. 189.

Sohn. Dieser ward nur dadurch berüchtigt, daß er seines Vaters Witwe zwang, ihm ihre Hand zu geben, und daß er sich auf die elendeste Weise seinen heidnischen Pfaffen Preis gab. Ein Einfall, den er ohne gerechten Grund in Camboye machte, mislang gänzlich, die Armee kam elendiglich um, und das Reich litt gedoppelt, indem zuvor eine ungewöhnliche Dürre dort Hunger und Pest hervorgebracht hatte.

Die Nachkommen dieses elenden Monarchen wütheten gegen einander in mehreren Kriegen. Bald war der Sohn, bald der Bruder des Königs Sieger, und fast jedesmal behandelte letzterer dann seine eigenen besiegten Blutsfreunde mit der schrecklichsten Grausamkeit.

Diese traurigen Auftritte der Familienmörderei dauerten fort bis zu dem Einbruche der Birmanen in Siam, dessen bereits zuvor Erwähnung geschehen ist*).

Seit dem Frieden, welchen der König von Siam Pietikfing im Jahre 1793 mit den Birmanen schloß, ist mir das weitere Schicksal dieses Reichs unbekannt, doch scheint es den kurz vorhergehenden Nachrichten zufolge, daß sich auch damals noch französische Missionaire in Siam fanden, und überhaupt die christliche Religion viele Anhänger hatte; wenigstens ward in den Krie-

*) M. s. in dem vorhergehenden Taschenbuche bei der Geschichte des Alompra.

gen, welche kurz vor dem Einbruch der Birmanen das Reich verheerten, der Muth der dortigen Christen sehr gerühmt.

So weit uns also auch die Geschichte von Siam einer der Hauptnationen von Hinter-Indien bekannt worden ist, so bietet sie ebenfalls ein aneinanderhangendes Gewebe von Greueln und Schändlichkeiten dar, und bewährt nur zu sehr die zuvor geäußerte Meinung über die traurige Lage des Menschen, der ohne Constitution sich durchaus dem Impuls seiner durch das Klima gereizten Genußgierigkeit Preis giebt.

Laos und Cambodia.

Durch Gebirgsketten, zwischen welchen sich die großen Ströme des südlichsten Asiens ihre Bahnen geschnitten hatten, theilte die Natur Hinter-Indien in fünf große breite Thäler. Jedes derselben enthielt ein Reich von Bedeutung. Siam den großen Menam in der Mitte, war, sobald man von Westen nach Osten rechnet, hierunter das dritte.

Jetzt kommen wir zu einem der Weite nach zu rechnen noch breiteren Thale, welches von dem größten aller Flüsse Hinter-Indiens, von dem Flusse Maykoung, auch Cambodia *) ge-

*) M. s. von ihm S. 6.

nannt, bewässert wird. Mehrere Meilen oberwärts seiner Mündung theilt er sich in zwei Kanäle, der östliche führt den Namen des Japanischen Flusses, den westlichen benannten die Holländer den Unbequemen, (onbequame *) da er wegen der mehreren darin gelegenen Felsen und Untiefen mühsam zu befahren ist.

Diese vierte Thalregion enthält zwei Reiche, welche uns unter dem Namen Laos und Cambodia bekannt sind.

Den nördlichen Theil dieser abhängenden Fläche heißt man Laos oder Layn Sayn Shan, kürzer Lanjan, und dieser Name soll so viel als Tausend Elephanten bedeuten, da auch hier, wie im ganzen Hinter-Indien, dieses größte und gescheidteste Landthier seinen Hauptsitz hat.

Ich wage es nicht die Gränzen von Laos zu bestimmen. Selbst nicht einmal die natürlichen sind uns in Norden hinreichend bekannt. Laos mag bald über dem 15ten Breitengrad anfangen, und gegen das Gebirge der chinesischen Provinz Yunnan zum 22ten hinaufgehen. Dann hat es Siam in Westen, und Tunquin in Osten. Von letztern scheidet es ein bedeutendes Kettengebirge, ein großer öder Felsenrücken, der von Yunnan aus, über 15 Grade der Breite in der Richtung von Nordwest nach Südost geschweift

*) So zeigen es auch die ältern Karten, z. B. die von Coronelli, Royaume de Siam etc. Paris 1742.

fortläuft, und beim Herabsteigen nach Süden Cambodia von Cochinchina trennt.

In Süden gränzt nun ohne natürliche Scheidung, so weit wir wissen, Cambodia an Laos.

Die neuern Karten stimmen noch mit denen von Danville überein, und lassen diese politische Scheidung des ganzen Thals, also der beiden Reiche, vom 15ten Breitengrad schief gegen den 16ten hinauflaufen.

In jenen Hauptstrom den Maykom ergießen sich viele zum Theil ansehnliche Flüsse, welche in Osten aus dem großen Kettengebirge, welches dies Thal von Cochinchina trennt, herabstürzen. Von Westen aus nimmt er ebenfalls Flüsse auf, die ihren Ursprung nehmen in den nördlichen, uns kaum bekannten Theilen von Siam laufenden Gebirgen; einige Karten nennen diese Länder, welche vielleicht zu dem Reiche der Birmanen zu rechnen seyn könnten, Yun-Shan, und höher gegen China hinauf, Lowa-Shan. Einer dieser westlichen Nebenströme heißt Anan, und es ist der Natur gemäßer ihn aus solchen Gebirgen entspringen zu sehen, als ihn für einen Kanal gelten zu lassen, der den Menam mit dem Maikom verbindet.

Die aus beiderseitigen Gebirgen herabströmenden Flüsse brächten noch bedeutendere Wasserfälle und reissende Stürzungen hervor, wäre nicht, Marini's Zeugnisse zufolge, das ganze Land mit dichten Waldungen eingefaßt, die die Gewalt dieser Gewässer brechen. Ein anderer Missionair beschreibt daher Laos als das schönste

und fruchtbarste Thal der Erde, als ein wirkliches Paradies.

In diesem etwas erhoben gelegenen Thale, von allen Seiten durch hohes, mannigfaltiges Urgebirge begränzt, eingefaßt von den schönsten Waldungen, fließt ein krystallheller, mächtiger Strom; nimmt von beiden Seiten viele der schönsten Flüsse auf, die dann dem Lande reiche Bewässerung gewähren, aller stehenden Sümpfe überheben, und sonach stets eine reine gesunde Atmosphäre erzeugen. Hiebei treibt die Macht des fast lothrechten Strals eine unendlich genußreiche und herrliche Vegetation hervor, belebt von den zahllosen Arten der schönsten Thiere der heißen Zone; müßte hiernach nicht das Ganze dem Menschen ein Eden seyn?

Die Lage des Landes, der fast gleiche Himmel mit Siam, ja selbst die ähnliche Bildung machen es überflüssig auseinander zu setzen, daß die Naturerzeugnisse, wenigstens im Ganzen genommen, nicht sehr verschieden seyn können. Oertlicher Unterschied des Bodens, theils seiner Substanz, theils seiner Erhöhung, Vertiefung und Bewässerung nach, mögen indeß manche Verschiedenheiten unter den Produkten veranlassen.

So zeigt sich z. B. Marini zufolge, in Laos ein Phänomen, welches eben so merkwürdig als wohl unerklärlich scheint.

Da auch hier das Jahr begreiflich sich in die nasse und trockne Zeit eintheilt, so werden die Aecker sofort nach der Regenzeit von neuem mit

Reiß angebauet. Sodann sollen die Südwinde, welche nach dieser Regenzeit eintreten, einen weißen Schaum über diese Aecker verbreiten, der sobald ihn die Sonne getrocknet hat, ein sehr schönes weißes Kochsalz giebt, und dieß zwar in so bedeutender Menge, daß nicht nur das ganze Reich dadurch sattsam versehen wird, sondern ihm noch hinreichend zur Ausfuhr in die benachbarten Länder übrig bleibt. Tritt nach dieser Erndte von neuem der Regen ein, der nun die Erde reinigt, so erhält der Reiß eine Vorzüglichkeit im Geschmack vor jedem andern; er hat daneben einen angenehmen Geruch und eine hochgelbe Farbe. Wo und wie kommt dieses Salz in ein Land, das in Süden so weit vom Meere entfernt, und in Westen durch ein hohes Kettengebirge dagegen geschützt wird?

Aber auch im Boden des Landes zeigt sich eine merkwürdige Verschiedenheit. Die Gegenden in Osten des großen Flusses haben ein so auffallend fruchtbareres Erdreich als die westlichen, daß selbst die großen Thierarten, z. B. die Büffel, Elephanten und Nasehörner ansehnlich größer sind als in der westlichen Hälfte.

Der Natur nach besteht der Boden wie Kämpfer bezeugt, aus einem so fetten Thon, daß er in der trocknen Jahrszeit selbst zur Tenne dient, um so fort den Reiß darauf auszudreschen.

Vorzüglich berühmt ist aber außer dem Reiß unter den dortigen Produkten der Benzoin.

Dieses Harz gewinnt man in großer Menge von einem Baume, welcher anfänglich unter die

Lorbeerarten gerechnet ward, (Laurus Benzoin Linn.) Nachmals glaubte indeß Linné selbst seine Meinung ändern zu müssen, und hielt ihn für ein Croton; sein Sohn wich hievon abermals ab, er setzte ihn unter die Terminalia; aber auch dieß ward in neuesten Zeiten unrichtig befunden. Dryander fand es sey ein Storax, (Styrax Benzoin, foliis oblongis, acuminatis subtus tomentosis, racemis compositis longitudine foliorum).

Er ist also kein Gewächs der neuen Welt, wie jener vormals fälschlich dafür angenommene Baum. Er wächst nicht nur auf dem festen Lande von Hinter-Indien, sondern auf den dortigen großen Inseln, z. B. auf Sumatra.

In Laos ist er so häufig, daß das daraus gesammelte Harz einen bedeutenden Theil der Einnahme des Königs ausmacht; daher denn auch die Benzoin-Bäume regelmäßig angepflanzt werden.

Der Baum kann nur erst nach dem sechsten Jahre auf Harz benutzt werden, dann hält er gegen 8 Zoll im Durchmesser. Die Harzlese geschieht aber nur von zehn zu zehn Jahren. Das Holz selbst ist von ansehnlicher Stärke.

Um den Saft, denn dieser verdichtet ist das uns bekannte Harz, zu gewinnen, werden am obern Theile des Baums, da wo die ersten Aeste hervorwachsen, Einschnitte gemacht; hieraus fließt ein milchweißer Saft, welcher an der Luft zuerst gelblich, dann röthlich und endlich dunkel wird. Dieser zuerst ausfließende Saft, der am

vorzüglichsten ist, hat einen durchdringenden Geruch, kommt aber nie zu uns nach Europa. Unsere Apotheken erhalten ihn nur in grossen Bruchstücken und Körnern, theils von weißlicher, theils von dunkeler Farbe, die weißesten werden am meisten geschätzt, und Mandel-Benzoe benannt. Diese beste Sorte ist wahrscheinlich die, welche bei den Franzosen, Benjoin en larmes heißt, da die unreinere nur Benjoin en sortes genannt wird.

Dieß Harz verursacht auf der Zunge nichts als den Geschmack einer geringen Süßigkeit. Auch der Geruch ist schwach, aber auf Kohlen geworfen, sehr angenehm. Nur in rectificirtem Weingeist löset es sich gänzlich in eine dunkel gelbrothe Tinctur auf. Diese, welche das Wasser milchigt macht, ist dann unsern Damen von hohem Werth; sie benimmt die widrige Röthe, die Flecken und Blätterchen der Haut, kurz sie spielt unter den Namen Jungfern-Milch (Lait virginal) eine Hauptrolle unter den Verschönerungsmitteln unter den Schminkwassern. Aber auch innerlich soll dieß Harz bei Brustbeschwerden von Nutzen seyn, es soll bei der Lungensucht zur Heilung der Geschwüre vieles beitragen, und im Asthma gute Dienste thun; überhaupt ist es auflösend und zertheilend, und auch gegen Zahnschmerzen wirksam. Der stärkste Verbrauch mag indeß wohl äußerlich, besonders kosmetisch seyn. Endlich dient sie bei vielen wohlriechenden Sachen, z. B. Rauchkerzen und Pulvern, Seifenkugeln u. dergl. Unstreitig muß der Verbrauch

ins Große gehen, wie würde dieß Harz sonst unter die Haupteinnahme des Königs gerechnet werden? Dieß erhellet auch daraus, daß man es in England Centnerweise einführt, denn Steevens setzt den Werth von gutem, hellem, röthlich mit weißgeflecktem Benzoe, oder wie es dort heißt Benjamin, auf 25 Pf. Sterling, und hievon den Zoll auf 7 L. St. 8 Sh. Diese beste Sorte kommt aus Malacca und umliegenden Ländern, worunter unstreitig Laos und Cambodia mitgenommen werden muß, da Laos sogar nach Cambodia dieß Produkt ausführt.

Laos liefert dann gleichfalls Gummilak und Moschus, höchst wahrscheinlich lebt das Moschusthier in den hohen Scheidegebirgen, welche sich an die von China und der Tartarei anreihen.

Aus diesen Gebirgen und ihren Nebenzweigen werden dann auch hier die vorzüglichsten farbigen Edelsteine gewonnen, welche sich in Pegu finden, vorzüglich Rubine, Smaragde, Topasen, so wie gleichfalls Gold.

Von jagdbaren Thieren ist der Elephant besonders wegen des Elfenbeins wichtig, da letzteres wegen der Menge dieser Thiere einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht.

Der große Strom und die übrigen Gewässer bieten eine ansehnliche Fischerei dar, auch sind Ackerbau und Fischerei die Hauptbeschäftigungen.

Marini erwähnt hiebei eines außerordentlich großen Fisches, welcher nicht nur frisch zur Speise dient, sondern gleichfalls wie Hering eingesalzen wird, um ihn mit dem Reiße zu verzehren.

Dieser Fisch, sagt er, ist so schwer, daß oft zwei Menschen hinreichend daran zu tragen haben; ist dieß anders kein uns unbekannter Fisch, so wäre es vielleicht eine Stockfisch- (Gadus) Art, oder ein Thunfisch.

Der Einwohner von Laos ist wohlgebaut und stark, kommt dem Aeußern nach dem Chinesen nahe, hat aber, eben jenem Missionair zufolge, eine grünliche (wahrscheinlich oliven oder braune) Farbe. Sie sind wenig Krankheiten unterworfen, und erreichen ein hohes Alter; rüstige Menschen von 100 Jahren sollen nicht selten seyn.

Auch ist die Bevölkerung groß. Bei einem allgemeinen Aufgebot zum Kriege fand man eine halbe Million waffenfähige Leute. Die natürliche Beschützung ihres Landes vorzüglich durch Gebirge und Waldungen läßt sie aber das Kriegshandwerk vernachlässigen. Als daher der König von Tunkin 1650 einen Einfall in das Reich machte, vergiftete man die Brunnen, und zwang die Tunkinesen dadurch zum Rückzug.

So wie fast überall in der heißen Zone ist der Mensch auch hier von Natur träge und unreinlich. So genießt man hier z. B. die Hühner, nachdem man sie ungerupft und unausgeweidet in dem Feuer, unter scheußlichem Geruche, gebraten hat. Uebrigens sind die Laoser gutartig, und gegen einander getreu.

Künste und Wissenschaften sind hier nicht zu Hause, da man jede Anstrengung scheuet.

Die Religion des Xaca und der Lamaismus sind auch hieher gedrungen. Indeß genießen den-

noch die Einwohner Fleisch; jedoch enthalten sie sich gewöhnlich des Rindfleisches; und wenn es nöthig ist für Fremde eine Kuh zu tödten, so erschlagen sie sie mit Knüppeln, um nur nicht ihr Blut zu vergießen. Die Priester, die Talapoinen, stehen hier ebenfalls im höchsten Ansehn; die Feste und Feiertage dauern fast ununterbrochen fort, und alle Mittel, das unwissende, aus Trägheit nicht denkende Volk zu gängeln, und von ihm alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens zu locken, werden von der Geistlichkeit aufgeboten. Denn selbst in den Pagoden (Tempeln) stellt man Schauspiele, Tänze und andere in die Augen fallende, blendende Ceremonien an; auch ist Zauberei und Wahrsagerei an der Tagesordnung.

Dieß von der Natur so äußerst glücklich ausgesteuerte Volk erliegt, so wie seine Nachbaren, ebenfalls dem eisernen Despotismus. Als sollte unter dem heißen Himmel Asiens kein vernünftiger Volksverein gedeihen können! Denn die Bewohner von Laos bildeten, nachdem sie sich der Herrschaft der Chinesen entzogen hatten, anfangs eine Republik.

Bis zum sechsten Jahrhundert bestand, dem Marini zufolge, diese vernünftige Staatsform. Da fiel es den Aeltesten des Volks ein, einen König aus den Ihrigen zu erwählen; Mangel an Einigkeit über diese Wahl veranlaßte sie, die Oberherrschaft einem Prinzen von Siam anzutragen, jedoch zugleich mit Beibehaltung ihrer eigenen Sitten, Sprache und Kleidung.

Auf die Weise ward nun der Despotismus auch in dieses schöne Land verpflanzt, und hat hier so tiefe Wurzel geschlagen, daß er fast seinen Urstamm übertrifft.

Es ist nämlich den Bewohnern von Laos kaum ein Schatten der Freiheit mehr übrig. Höchstens das bewegliche Eigenthum gehört seinem Erwerber; jedes Stück Land, ja die Wohnungen selbst sind Eigenthum des Königs, und alle Unterthanen sind von ihrer Geburt an seine Leibeigene. Erbschaftsrecht unbeweglicher Güter giebt es daher nicht, und sogar das Gold und Silber fällt nach dem Tode des Besitzers dem Monarchen anheim.

Er überläßt die Ländereien durch seine Mandarinen auf drei Jahre gewissen Pächtern, dasjenige Land jedoch ausgenommen, was für die Geistlichkeit oder Talapoinen aufgehoben bleibt, denn auch hier spielen sie nach dem Könige eine Hauptrolle, obgleich dieser auch in geistlichen Dingen entscheidet.

Der König selbst zeigt sich, so wie überhaupt Asiens Despoten, dem Volke nur äußerst selten, nur zweimal im Jahre, jedesmal 3 Tage. Sein Anzug ist übrigens nicht sehr auszeichnend, statt der Krone trägt er nur ein goldenes Diadem, oder eine von Gold gewebte Kopfbinde, allein was ihn bemerkbar macht, sind die ungeheuren Ohren. Niemand darf diese bis auf die Schultern herabhangend haben als der Monarch. Diese uns widrige Mode wird bei den Peguern und andern Völkern, vermittelst Gewichte oder Ohr-

gehänge, metallener oft goldener Cylinder, hervorgebracht, welche man nach und nach schwerer zu machen pflegt, um endlich die Ohrlappen bis zu jener scheußlichen Länge herabzuzerren.

Läßt sich der Despot an den bestimmten Tagen vor dem Volke sehen, so bezeugt ihm dieß seine Ergebenheit und Freude auf mannigfaltige Weise. Man giebt ihm zu Ehren Fechter- und Ringerspiele, vorzüglich aber Kämpfe zwischen dazu abgerichteten Elephanten. Hiebei sollen diese Thiere eine kaum glaubliche Gewandtheit zeigen.

Die Holländer schickten im Jahre 1641 von Batavia aus eine Gesandschaft an den König von Laos. Hiedurch haben wir folgende nicht unwichtige Nachrichten über dieß wenig bekannte Land erhalten, und da sich im Orient in Rücksicht der Sitten und Einrichtungen, selbst in langen Zeiträumen nur wenig zu ändern pflegt, so verdient manches hievon beigebracht zu werden.

Der Gesandte van Wusthof schiffte sich auf dem großen Mayakoum an den Küsten von Camboya ein. Man mußte sich hiezu nur kleiner Piroguen bedienen, weil der große Strom nicht nur voller Inseln und Klippen ist, sondern auch furchtbare Wasserfälle hat, (die Arrowsmithische Karte zeigt einen davon über dem 16ten Grade der Breite an). Bei letzterm sahe sich die Gesandschaft genöthigt ihre Fahrzeuge zu verlassen, und diese nebst dem Gepäcke von Trägern weiter führen zu lassen.

Auch ist es für die Erdkunde nicht unwichtig, hier bemerkt zu finden, daß man auf ansehnli-

che Gebirge stieß, da doch unsere Karten diese nur als Kettengebirge, in einiger Entfernung dem Strome zur Seite laufend, angeben.

Der Ortschaften, welche sie längst dem Flusse besonders bemerkten, (man fand sie gut gebauet, standen aber großentheils noch unter Cambojischer Hoheit) waren 17; unsere Karten zeigen aber davon nur wenige an, z. B. Sambock, Sombabour und Batsiong, dennoch hätte wohl die bedeutende Stadt Meunhoc im Reiche Laos eine nähere Anzeige verdient, denn diese wird als ein wichtiger Handelsort beschrieben, wohin die Einwohner hauptsächlich ihre Waaren bringen. Neuere Karten führen noch Sandepora als einen wichtigen Ort auf; Kämpfer nennt einen andern Tsiamaja.

Bald darauf gelangten sie zur Hauptstadt von Laos. Sie nennen sie Winkiou, doch alle übrige Nachrichten nennen sie bald Lanjang, oder Langchang, auch wohl Mohang-Long, wo Mohang in dortiger Sprache, eine Stadt bedeutet.

Die Stadt war mit hohen Mauern von rothen Steinen umgeben, und hatte von außen noch einen breiten wiewohl trocknen Graben, der mit Gesträuch dicht verwachsen war. Den Pallast des Königs schildert Marini als sehr groß, von unverweslichem Holze erbauet, und mit vielem Golde geziert; die Häuser der Großen geräumig; die des Volks nennt er nur Hütten.

Das Creditiv-Schreiben der Holländer ward zuerst in einem eigenen Fahrzeuge auf ein goldenes Gefäß gelegt, und sie fuhren damit in zwei

andern prächtig geziekten Piroguen zum König. Die ihnen zum Empfang hier entgegengesandten Laoser waren Vicekönige, dort Tevinia's genannt.

Als der Gesandte Audienz erhielt, ward das Creditiv auf einem goldenen Becken von einem eigenen Elephanten getragen, und fünf andere Elephanten führten den Gesandten und seine Leute.

Der Zug ging durch eine große Menge Soldaten, theils mit Musketen, theils mit Piken bewaffnet, man schätzte ihre Zahl auf funfzig Tausend.

Für den Gesandten war auf einer schönen Ebene vor der Stadt ein Zelt errichtet. Hieher kam der König in feierlicher Proceſſion. Er saß auf einem prächtig angeschirrten Elephanten, und seine Frauen folgten auf 16 andern.

Zur Audienz ward der Gesandte über einen viereckigen, mit einer Mauer eingefaßten Platz geführt, in dessen Mitte eine große Spitzsäule stand, welche zu oberst mit so vielem Goldbleche bedeckt war, daß man das Gold auf 1000 Pfund schätzte; dieß Denkmahl wird göttlich verehrt. Die Audienz selbst erhielt er in einem Tempel (Pagode). Der König, er war nur einige 20 Jahr alt, saß auf einem Thron, (Marini sagt, die Edelsteine des Königs bei solcher Gelegenheit überstiegen den Werth eines ganzen Königreichs) und alle Vicekönige und Mandarinen, auf das prächtigste gekleidet, umgaben ihn. Nachdem die Geschenke der Holländer aufgestellt waren, mußte der Gesandte, in jeder Hand eine Wachskerze hal-

tend, dreimal mit dem Kopfe die Erde berühren. Der König nahm sodann das Creditiv an, beschenkte den Gesandten mit einem goldenen Becken, ließ ihm ein prächtiges Mahl geben, das durch Musik und Schauspiele vieler Art erhöhet wurde.

Man sieht wie überhaupt hier manches mit Siam zutrifft. Die holländischen Nachrichten sagen übrigens noch, daß die Siamer, obgleich Nachbarn, wenn sie zum Eintauschen ihrer gestreiften Zeuge gegen hiesiges Gold und Benzoin, auf kleinen, mit Büffeln bespannten Karren zu Hunderten ankommen, oftmals über 4 Monate unterweges bleiben; an dieser großen Verzögerung kann vielleicht das hohe zwischen beiden Ländern laufende Kettengebirge schuld seyn. Die Chinesen bringen nur alle zwei Jahre ihre Seidenwaaren hier nach einem Handelsorte Meunsva, an den Gränzen von Pegu auf Fahrzeugen.

Die Einnahme des Königs, welche hauptsächlich in Gold, Benzoin, Gummilak und Elfenbein besteht, wird nach den Familien bestimmt. Hundert derselben liefern jährlich nur ein Viertel Pfund Gold, dennoch soll dieß keine unbedeutende Summe betragen. Der König erhält aber auch dafür die Pagoden, wozu viel gebraucht wird.

Es giebt nur drei Hauptbedienungen oder Aemter; diejenigen welche damit bekleidet sind, heißen Vicekönige Tevinia. Marini theilt das ganze Land in 7 Provinzen, welche von diesen durch Statthalter mit vieler Ordnung regiert wurden.

Der erste Tovinia hat große Vorzüge vor den übrigen. Unter diesen Provinzen ist die, welche Namnoy genannt, und der Ordnung nach den zweiten Rang nach der der Hauptstadt hat, besonders reich an Goldbergwerken.

Die Laoser sind zwar übrigens für ein ruhiges harmloses Volk bekannt, nur sind beide Geschlechter der Ausschweifung sehr ergeben. Hiezu finden sie vorzüglich bei den Wochenbetten, und bei Leichenbegängnissen Gelegenheit. Die Feierlichkeiten, Schmausereien und Tänze dauern hiebei einen ganzen Monat, besonders da sodann so viele Familien versammlet sind.

Bei dem Begräbnisse selbst wird die Leiche in einen mit wohlriechendem Harze verklebten Sarg gelegt, und dieser nach beendigten Feierlichkeiten mit dem Körper verbrannt. Die Asche hebt man auf, um sie zu den Pagoden zu bringen, da dann dem Verstorbenen, je nach seinem Vermögen, ein Mausoläum errichtet wird. Diese Völker nehmen ebenfalls die Seelenwanderung an, feiern aber weiter keine Feste zu Ehren ihrer Vorfahren.

Nach diesen Bruchstücken über ein Land, welches übrigens in vielen Stücken mit den benachbarten, die wir so eben verlassen haben, Aehnlichkeit hat, können wir sogleich zu dem ihm südlich angränzenden

Cambodia oder Camboya

fortgehen.

Schon oben sahen wir zwar, daß es keine

natürliche Gränze zwischen beider Reichen zu geben schien, wenn anders die so eben in dem holländischen Berichte angeführten, auf keiner Karte angegebenen Gebirge, nicht etwa in Norden Camboya von Laos trennen. So wie wir es kennen, ist es nur der südliche Theil der großen Thalregion von Laos, die sich dann bis zum Meere erstreckt. Sie hat daher wohl noch ein heißeres Klima als Laos, doch wäre es möglich, daß die Seewinde ihm Kühlung gäben.

Cambodia hat übrigens den großen Vortheil vor dem nördlichern Laos voraus, daß es die Meeresküste besitzt, und den mächtigen Strom in seiner größten Fülle, und zwar mit allen seinen Mündungen benutzen kann.

Diese Küste hat mehrere gute Häfen, auch ist sie mit einer zahlreichen Menge fast aneinander gereiheter Inseln besetzt, wovon verschiedene einen bedeutenden Werth haben, theils wegen der dortigen guten Ankerplätze, theils wegen des fruchtbaren Erdreichs. So nennt Hamilton, der diese Küste selbst besucht hat, im Westen von dem Golfe von Siam, den Hafen Cupongsoap, den man freilich nur auf seiner nicht sehr gut entworfenen Karte findet, wenn er anders nicht mit Danvillens Küstenorte Merote, eins ist. Ferner rühmt er aus eigener Erfahrung die etwas südlicher gelegene Hafenstadt Pontiamas, diese findet sich auch auf mehreren Karten *), und

*) Beim Arrowsmith ist dafür jetzt der Hafen Cancao angemerkt.

wir kommen zu diesem merkwürdigen Fleck der Erde sogleich wieder zurück.

Von den Inseln, welche hier gleichfalls eine eigene Straße ausmachen, verdienen Quarol, über welche die neuern Karten die Siams Passage setzen, gegen den 19ten Breiten Grad einer Erwähnung; ferner gleichfalls Pulo-Way, und südlicher Pulo-Panjang ein Klumpen von 8 Inseln, mit einem guten Hafen, wie auch tiefer in S. S. Osten Pulo-Ubi wegen seiner nutzbaren Masten.

Bedeutender, oder wenigstens ansehnlicher, höher und bekannter ist indeß wohl der Inselhaufen ganz in Süden, Pulo-Condor. Er liegt zwischen dem 22ten Breitengrade, den Mündungen des großen Stroms gegenüber, etwa 15 Seemeilen davon entfernt, und besteht aus 4 bis 5 Inseln. Hier war es, woselbst der Engländer Allan Ketchpole im Jahre 1702 eine Kolonie anzupflanzen versuchte. Hamilton tadelt die Wahl des Orts, da diese Inseln nur Holz, frisch Wasser und Fische hervorbringen. Auch endigte diese Anlage bald sehr traurig für ihren Stifter. Er hatte nämlich zum Erbauen einer Festung mehrere Macassaren in Dienst genommen, unter der festen schriftlichen Bedingung, ihnen nach Ablauf eines Jahres ihr ganzes Jahrgeld auszuzahlen. Er hielt aber seinen Contract nicht, behielt aber die furchtbaren Menschen, welche bei aller Wildheit sehr genau ihre festgesetzten Bedingungen erfüllten, aber dieß auch von der andern Seite genau wollten gehalten

wissen. Da er nun diesen rachsüchtigen Menschen sogar die Wache in dem Fort und um seine Person fortdauernd anvertrauete, so überfielen sie ihn und die übrigen Engländer in der Nacht, und ermordeten sie auf die unmenschlichste Weise fast alle mit ihren Criks. Nur ein Paar Engländer, welche außerhalb des Forts schliefen, geweckt durch das Todesgeschrei der Ihrigen, liefen an die Küste, fanden zum Glück ein Boot in Bereitschaft, und entkamen glücklich ihren Mördern, obgleich diese bereits in die See wadeten, um sie gleichfalls ihrer Wuth zu opfern.

Pulo-Condor hat zwei Ankerplätze, allein Hamilton zieht ihnen die auf Quadrol, der Sicherheit und der Fruchtbarkeit wegen, vor. Neuere Nachrichten scheinen indeß der Idee eines dort zu errichtenden Etablissements günstiger zu seyn. Selbst der Name die Calebassen- odre Flaschen-Kürbis-Insel, (da Pulo überhaupt Insel bedeutet) beweiset, daß dort mehrere Früchte zu haben sind, und die Chinafahrer versehen sich auch wirklich hier mit Lebensmitteln.

Die Städte des Reichs liegen, die an den Küsten ausgenommen, hauptsächlich längst den gabelförmigen Armen des großen Stroms, der in sich mehrere ansehnliche Inseln bildet.

Das Land selbst bringt nun einmal alle die schätzbaren Produkte hervor, die wir so eben in Laos kennen lernten, und wenn es an Benzoin ärmer als jenes ist, so ersetzt ihm dieß das treff-

liche Adler- oder Calambaholz, das wir bereits durch Kämpfern genauer kennen lernten.

Ein sonderbares Erzeugniß des Pflanzenreichs findet sich hier unter den vielen sowohl für den Schiffsbau als die Farben-, und für die feine Tischlerarbeit nutzbaren Baumarten der dichten Waldungen, welche daneben von allen Thierarten dieser Zone belebt sind. Hamilton bezeugt nämlich, daß die dortigen Elephanten-Jäger, aus gewissen (leider uns unbekannten) Bäumen, ein höchst schnelles tödtendes Gift auf folgende Art benutzen. Sie schlagen ein kleines, länglicht geformtes spitzes Eisen in diesen Baum, der eine dicke Rinde hat, welche das tödtliche Gift enthält, und lassen es einige Zeit darin stecken. Nachdem sie es dann herausgezogen, laden sie es statt einer Kugel in die Flinte, und feuern es auf das Thier ab. Der verwundete Elephant entflieht zwar schnell, allein er stürzt binnen kurzem todt nieder. Aehnliche Wirkung hat es für jedes andere Thier, so wie auch selbst für den Menschen, sobald dieser Saft sich mit dem Blute mischt. Dagegen dient eben dieser gefährliche Saft, auf die Zunge getröpfelt, als das trefflichste Erquickungs- und Stärkungsmittel bei großem Durste oder starker Anstrengung.

Der Bewohner von Camboya ist von einer lichtbraunen Farbe, dunkler als die Laoser, welche überhaupt weisser sind als ihre Nachbarn.

Die Camboyer sind sehr wohl gebauet, haben langes Haar, jedoch nur einen dünnen Bart.

Das andere Geschlecht ist schön, aber nicht sehr sittsam. Die Tracht der Männer besteht in einer Art Schlafrock; Kopf und Füße sind unbedeckt. Die Weiber tragen einen langen Rock der bis über die Knöchel hinabreicht, zugleich eine Art enge anschließenden Frack. Sowohl Männer als Weiber legen das Haar in Ordnung.

Das Volk ist nicht ohne Talente, selbst regsamer als die nördlichen Nachbaren. Sie hatten mehrere Fabriken in Baumwolle und Seide, besonders für eine vorzügliche Art von Barchent. Da das reiche Land so trefflich zum Handel gelegen ist, so haben einige europäische Nationen gesucht mit ihnen zu handeln, und dort Comtoire anzulegen; indeß gaben sie sie bald wieder, wegen des trugvollen Betragens der Camboyer, auf.

Die Hauptstadt Cauweck oder Louweck, auch Cambodia genannt, ist an dem westlichen Ufer des großen Stromes 60 Meilen von seiner Mündung gelegen, und dort mit Hügeln umgeben. Da der Strom mehrere Arme hat, auch kleinere Flüsse von Westen her dorthin gehen, so wird sie gleichsam in viele Inseln durch fahrbare Kandle getheilt.

Diese Kandle sind dann mit schönen Alleen von Palm- und andern Bäumen besetzt. Die Häuser stehen regelmäßig neben einander. Der Pallast des Königs am Ende der Stadt, ebenfalls aus Holz gebauet, zeichnet sich hauptsäch-

lich durch den groſsen Umfang und dadurch aus, daſs er mit 6 Fuſs hohen Palliſaden eingefaſst iſt. Er begreift gleichfalls die Elephantenſtälle, und wird mit vielen ſchweren Kanonen beſchützt. Das Inwendige, woran man viel Gold und Silber verſchwendet hat, iſt indeſs ſauber gearbeitet.

Ein zweites merkwürdiges Gebäude iſt eine groſse Pagode von beſonderer Bauart. Sie ruhet auf hölzernen, ſchwarz überfirnisten Pfeilern mit goldenem Laubwerke und halberhabener Arbeit. Der Boden ſelbſt iſt koſtbar und mit prächtigen Fuſsdecken belegt.

Die Stadt wird nicht nur von Eingebornen, ſondern auch von Topaſſen (dort verheiratheten und gebornen Portugieſen) bewohnt, wovon mehrere bei dem Könige im Dienſt ſtehen.

Das Königreich Camboya war vormals unabhängig; da aber die Siamer mit einer groſsen Armee einfielen, ſo ſahe ſich der König genöthigt, die Cochinchineſer zu Hülfe zu rufen, wofür er dann tributair ward. Die Siamer verfehlten aber gänzlich ihren Zweck. Der König von Camboya hatte, gleich dem berühmten A. Monmorency bei dem Einfall Carls V. in Südfrankreich, auf eine ſehr kluge Art ſich gänzlich ins Innere des Landes zurückgezogen, nachdem er zuvor die geſammten Auſsengegenden in eine Wüſtenei hatte verwandeln laſſen. Die groſse ſiamiſche Armee ſahe ſich daher bald nach der Landung dem Hunger ausgeſetzt. Sie ward gezwungen von ihren geſchlachteten Pferden und Elephanten zu leben. Dieſe ungewohnte Koſt,

verbunden mit der großen Hitze des Klimas, brachten Ruhren und Faulfieber hervor, welche in kurzem die Hälfte der Armee aufrieben; die andere Hälfte entging beim Rückzuge kaum einem ähnlichen Schicksal. Die große Flotte hatte indessen zwar die Hafenstadt Ponthiamas geplündert, und dort über 200 Tonnen (Gewichte) an Elfenbein verbrannt, allein sie ward von den verbundnen Camboyern und Cochinchinesen dermaßen beunruhigt, daß auch sie, bei dem Unglück ihrer Landmacht, auf eine schnelle Rückfahrt denken mußte. Seit dieser Zeit blieb Camboya an Cochinchina zinsbar.

Die Regierung ist hier sogar noch despotischer, als in Laos. Dort erstreckte sich das Eigenthumsrecht des Königs nur auf die unbeweglichen Güter, hier hingegen selbst zugleich auf alles bewegliche. Dagegen ist der Regent zugänglicher als dort; jedermann hat Zutritt zu ihm.

Die Vorsteher der Städte und Dörfer führen hier den Titel Okneas oder Okinas, der erste Okina hat den Vortrag bei dem König. Will der König einen Großen auszeichnen, so beehrt er ihn mit zwei Schwerdtern; diese werden stets vor ihm hergetragen, und jedermann weicht sodann aus. Uebrigens wird die Rangordnung, so wie bei den Birmahs, durch die Betelkästgen angedeutet. Nur der obersten Klasse kommen goldne, der andern aber silberne Betelkästgen zu, und die Größe derselben macht dann eine weitere Unterabtheilung.

Die geringern Beamten heißen Tonimin.

Die Religion kommt mit der von Siam überein, und die Anzahl der Talapoinen ist, so wie ihr Einfluß auf das Volk, selbst größer als in Laos, auch haben sie den ersten Rang im Reiche, und gehen sogar den Oknas vor. Ihr Oberster oder Vorsteher führt den Titel Ràja Pourson, d. ist König der Priester. Er hat einen eigenen Tevinia (Minister) und andere Bediente zu seinem Befehl, er schlichtet viele Privathändel. Seine Residenz ist die Stadt Sombrapur, an der Gränze von Laos; und alle Fahrzeuge, welche dorthin kommen, müssen ein Verzeichniß ihrer geladenen Waaren liefern, und dieß mit Geschenken begleiten.

Die Sprache soll hier stark mit Malayischen, Japanischen und Portugiesischen Wörtern vermischt seyn. Die von Laos hält Kämpfer für eine Mundart des Siamischen.

Daß auch dieser, jetzt weder stark bevölkerte noch sehr kultivirte Theil von Hinter-Indien in der grauen, unbekannten Vorzeit einen weit höheren Grad der Ausbildung müsse gehabt haben, dieß erhellet aus folgenden Nachrichten, welche von mehr als einem Schriftsteller mitgetheilt und bestätigt sind.

„Dazumal, sagt Argensola, (etwa gegen das „Ende des 16ten Jahrhunderts) ward in einer „unbewohnten Gegend, nicht weit von dem Königreiche Laos, hinter dicken Wäldern, durch die „kaum durchzukommen war, eine Stadt von „mehr als 6000 Häusern, welche man anjetzt „Angon nennet, entdeckt. Die Häuser waren

„von Marmor, und die Straßen damit gepflas„stert. Alles war sehr wohl und hübsch, auch „noch so gut und ganz, als wenn es vor nicht „langer Zeit sey verfertigt worden. Die Stadt„mauern waren sehr dicke, und man konnte von „innen bis zu oberst auf die Mauer gelangen, „woselbst man die Bilder von allerhand Thie„ren, als Löwen, Elephanten, Tieger u. a. mit „angenehmer Abwechselung vorgestellt fand. Der „Graben war mit Steinen ausgesetzt, und so „tief, daß Fahrzeuge darin gehen konnten. Auch „war eine prächtige Brücke vorhanden, an der „die Pfeiler, welche die Bogen trugen, wie „Riesen ausgehauen waren (Caryatiden!). Man „sahe Wasserleitungen von einer trefflichen Ar„beit, worin aber kein Wasser mehr floß; wie „auch Anzeigungen der schönsten Gärten und „Wiesen, die zu Ende der Wasserleitungen vor„handen gewesen waren. Auf einer Seite der „Stadt befand sich ein See, über 30 Meilen im „Umfange. Hin und wieder sahe man auch Auf„schriften mit Buchstaben und Charakteren, die „man bis diese Stunde nicht hat lesen können. „So fanden sich auch sehr viele Häuser die kost„barer als andere, aus Alabaster und Marmor „erbauet waren. Als die Indianer diese große „Stadt entdeckten, war kein Mensch noch eini„ges Thier, Gewürm ausgenommen, darinnen."

Wahrscheinlich hat die Einbildungskraft, die Sucht etwas Außerordentliches zu erzählen, die Schönheit dieser alten Stadt beträchtlich vergrößert; allein sie gänzlich zu leugnen, scheint

durchaus nicht billig. Der Missionair Navarette, welcher nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts China und Hinter-Indien durchwanderte, giebt ebenfalls von diesen bedeutenden Ruinen Nachricht. Er legt sie 60 Seemeilen (leaguos) oberhalb der Hauptstadt von Cambodia, und sagt, sie hätten damals alle Reisende von Goa in Erstaunen gesetzt.

Auch seiner Angabe zufolge, sahe man dort viele ansehnliche Gebäude, er nennt sie Klöster und viereckige Höfe, und fast alle ihre Theile waren mit erhabener Arbeit und Schnitzwerk bedeckt.

Hiemit stimmt in sofern auch Tosi überein; denn nach ihm war die vormalige Hauptstadt von Cambodia aus festem Gestein erbauet, und hatte hohe Mauern, welche noch zu seiner Zeit zu sehen waren.

Von Neueren erwähnt ihrer besonders der würdige Poivre (Voy. d'un Philosophe) und schließt daher mit Grund, daß in ältern Zeiten Ackerbau und Künste in Hinter-Indien müssen geblühet haben. Meiners hält dafür, die Mauren oder Araber, welche bereits von dem 9ten Jahrhundert, also über sechs Hundert Jahr vor den Portugiesen den Handel von Indien in Händen hatten, und nur erst nach vielen harten Kämpfen durch die Portugiesen von dort vertrieben wurden, hatten diese alte Stadt erbauet. Poivre behauptet, ihre Bauart habe mit der europäischen Aehnlichkeit gehabt. Daß aber in alten Zeiten auch andere Theile Hinter-Indiens

in höherer Cultur standen, ergiebt sich aus Ruinen einer großen Mauer welche man noch in Cochinchina antrifft.

Sollte jene Erzählung des Argensola in Rücksicht der Unerklärbarkeit der dortigen Inschriften wahr seyn, so scheint dieß noch auf ein höheres Alter zu deuten, da es wahrscheinlich ist, daß die Portugiesen damaliger Zeit, bei ihrem vielem Verkehr nach Indien, und vielen Fehden mit den Mauren, arabische Inschriften leicht hätten zu entziffern verstanden.

Doch wir werden weiterhin ungleich merkwürdigere, noch jetzt bestimmt vorhandene Beweise einer höhern Kultur in Indien kennen lernen, welche unwiderleglich einer weit ältern Vorzeit angehören.

Das im Norden vom Königreich Cambodia gelegene Tslampa oder Tschampa ist schon durch die Gebirgskette von ihm geschieden, und in sofern von der Natur selbst zu Cochinchina gerechnet. Diesem ist es dann auch bereits seit langer Zeit unterworfen.

Hamilton giebt ihm die Produkte von Cambodia, nennt aber das Binnenland eine Wüsteney. Dampiere fand die Küstenbewohner als vorzügliche Nautiker.

Bevor wir zu der großen Erdzunge von Asien kommen, dürfen wir ein kleines Ländchen nicht unerwähnt lassen, das mitten unter diesen, die Menschheit schändenden Regierungen fast aller

bisher genannten grossen Reiche, dem Wohlwünscher der Menschheit einen tröstenden Anblick gewährt.

Im südlichen Theile von Cambodia und vormals ihm angehörend, an dem Golf von Siam, liegt ein kleines Gebiet, Ponthiamas genannt. Der Ort gleiches Namens, unter 11½° Breite, war zu Hamiltons Zeiten (Anfang des 18ten Jahrhunderts) eine gute Handelsstadt, ward aber bald darauf gänzlich vernachlässigt, und lag sodann durch die dauernden Fehden der Malaien und Cambodier, als eine verheerte Wüste völlig unbenutzt.

Kiang-tse, ein chinesischer Kaufmann von grossem Vermögen, aber von noch grösserer Klugheit, Betriebsamkeit und vielem Edelsinn, handelte seit mehreren Jahren nach den Philippinen, nach Batavia und Hinter-Indien. Vielfach und dauernd sahe er das Unglück seines Vaterlandes, und die oftmals bei der ungeheuern Bevölkerung einzelner Provinzen darbende Menschenmasse. Er sah, wie viele der fruchtbarsten Länder Indiens unangebauet liegen, indessen daß China, bei der höchsten Anstrengung seiner Bewohner, unter Elend und Hunger seufzt. Der Anblick des schönsten, völlig verödeten Landes zwischen Cambodia und Siam, um den Hafen Cancao oder Cancar, denn so nennen die neueren Karten die Gegend von Ponthiamas, erhob sie ihn zu dem Gedanken, hier eine Kolonie seiner dürftigen, fleißigen Landsleute auf eigene Kosten anzulegen, um sie glücklich zu machen.

Er setzte deshalb hier eine kleine Anzahl armer Chinesen nieder, und durch sein Gold vermochte er die benachbarten Fürsten, ihm diesen kleinen Fleck der Erde ruhig zu überlassen. Sofort umzog er ihn mit Wall und Graben, und vertheilte sodann den Boden unter seine fleißigen Landsleute, ohne jedoch sich davon Abgaben vorzubehalten. Er selbst gab ihnen, nebst dem Vorschuß zu ihren Unternehmungen, zugleich ein treffliches Beispiel hoher Thätigkeit und guter Oekonomie. Für alle Nationen erklärte er den Hafen von Cancao völlig frei, verlangte weder Zoll noch irgend eine Einschränkung.

Der Ruf dieser Großmuth und Klugheit drang bald zu den Nachbarn, ja selbst über das Meer. Von allen Seiten strömten Menschen herbei, die, sey es durch Zufall, sey es durch harten Druck, sich im Unglück fanden; besonders aus Hinter-Indien vereinigten sich hier, als in einem herrlichen Zufluchtsorte, Menschen, denen die Tyrannei bisher den freien sichern Genuß ihres Fleißes versagt hat. Die dichten Waldungen wurden niedergehauen; die Erde von Morästen und Disteln gereinigt, ward in urbares Feld umgeschaffen; und da wo der Tieger, der wilde Elephant und das Nasehorn bisher hauseten, blüheten bald die schönsten Reißfelder und die übrige nahrreiche Vegetation der heißen Zone.

Klang-tse hatte aber auf seinen Reisen in Indien den Werth der Festungen, so wie den Trug der dortigen Beherrscher, nur zu gut kennen gelernt. Er legte daher zur Sicherheit seines

neuen Reichs, Festungen an, und versah sie mit Vertheidigungsstücken.

Bei dieser Sicherheit des Eigenthums, bei dieser auf Freiheit und Ordnung gegründeten väterlichen Regierung sah sich Kiang-tse bald zu zu einem angebeteten Herrscher von einer großen Anzahl dankbarer Familien erhoben. Sie hatten ihm willig alles dargeboten, aber er beschränkte sich gänzlich auf die von eigenem Vermögen angebaueten Landstriche, auf seine Domainen, und genoß des erhabenen Lohns eines wahren Regenten, Menschen glücklich gemacht zu haben! Selbst die ihm angränzenden barbarischen Fürsten verehrten diesen, dem wilden Eroberer sonst kaum fühlbare Ehre, sie mußten ihn schätzen, und seine innere Stärke zwang sie, ihn in Ruhe zu lassen.

Mit Wollust sahe er nun ein ganzes Volk durch sich wohlhabend und glücklich, und starb in einem hohen Alter unter den heißen Thränen dankbarer Kinder.

Sein Sohn hatte, ein kaum erhörtes Beispiel bei Regenten, die Klugheit, seines edlen Vaters Fußstapfen getreu zu folgen; eben das Einfache in seinen Sitten, eben die Arbeitsamkeit, eben die rechtschaffne Milde, im Ganzen blieb auch er, obgleich wirklicher König, stets nur der erste Bürger und Proprietär. Er erndtete dafür auch den vollen Segen, wovon ihm sein edler Vater den Saamen so reichlich und so tief gesäet hatte. Seine kindlichen Unterthanen beteten ihn an,

und bei den tumultuarischen Fürsten, welche ihn umgaben, stand er in hohem Ansehn.

Das kleine Reich Ponthiamas gewährt aber seit dieser Zeit der Menschheit selbst die wichtigsten Vortheile. Es dient den übrigen Ländern des reichen Hinter-Indiens zur Fruchtkammer, wenn Wahnsinn ihrer Regenten sie verödet, und zum Zufluchtsort für die dadurch unglücklich Vertriebenen. Erhabenes Beispiel, jene Tyrannen aus ihrer Besoffenheit zu ernüchtern!

Mag oft in diesem reizenden Gemälde eines kleinen glücklichen Staats der edle Poivre die Farben zu schön aufgetragen haben, stets bleibt es ein für die gesammte Menschheit merkwürdiges Bild. Man sieht wie Vernunft selbst die Macht des Klimas bändigt, und wie sogar unter der fast lothrechten Sonne der Mensch eines glücklichen Daseyns froh werden könne.

Wie verbittert uns aber diese wohlthätige Aussicht ein Land, das von ganz Hinter-Indien am reichsten ausgesteuert, nur durch einen Arm des Meers von unserm glücklichen Ponthiamas getrennt liegt!

Dieß ist die lange, fast bis zum Aequator hinabreichende Erdzunge Ostindiens Malacca, die Krone dieser reichsten Länder.

Die Landenge von Malacca könnte man von Bancok, dem zuvor erwähnten Hafen Siams anrechnen, da hier der Golf, wodurch in Westen

diese Erdzunge ausgeschnitten ist, anhebt; von dort läuft sie gegen 300 Meilen bis zur Straße Malacca oder Sincapura gegen Süden hinab. Cap Romanien, kaum anderthalb Grad, also nur gegen 20 deutsche Meilen vom Aequator entfernt, (Nach Robertsons Karte unter 1° 26′ nördl. Br. und 103° 54′ östl. Länge von Greenwich) begränzt es in Süden die Richtung des gesammten Landes, geht von Norden nach S. S. Ost hin. Seine Weite ist sehr abwechselnd. Oben am Golf, (zwischen dem 11ten und 12ten Breiten Grade) begreift sie mehr als drei Grade, also auf 45 deutsche Meilen. Dagegen erstreckt sich das Land bei der östlichen Insel Tantalem oberwärts des 7ten Breitengrades nur etwas über einen Grad der Länge, also etwa 15 deutsche Meilen. Weiter nach Süden wächst die Weite des Landes von Osten nach Westen beträchtlich, nimmt aber darauf gegen den Aequator schnell ab, und endigt, wie die große Robertsonsche Karte zeigt, doppelspitzig in dem Cap Romania.

Die beiden langen Küsten, sowohl die östliche als die westliche sind zwar voll von Einschnitten und mit Inseln besetzt, allein im Ganzen ist die östliche Küste gerundeter, weniger ausgehackt, besonders im nördlichen Theile, und die Anzahl der Küsten-Inseln ist ungleich geringer als in Westen. Man wird kaum in Osten ein zehntel der Inselzahl von Westen finden.

Auch sind unter den östlichen weit wenigere von Bedeutung. Nur die Insel Tantalem ist groß; sie übertrifft alle übrige, einzeln, an Größe.

Bemerkenswerth sieht man hier noch die Insel Cornom (Pulo Cornom) wie auch Bardia südlich aber Ridang und Tincom.

In Osten ist aber der Reichthum von zum Theil merkwürdigen Inseln so beträchtlich, daß sie in Norden einen eigenen Archipel bilden, der in mehrerer Rücksicht einer besondern Betrachtung werth ist, und verschiedene einzelne südliche Inseln dieser Küste verdienen ebenfalls einer eigenen Erwähnung.

Die Spitze der großen Landzunge selbst, zeigt aber durch die Mehrheit nicht unbeträchtlicher Inseln, wie hier die Gewässer das Land zertrümmert haben.

Als der mächtige Meereszug von Südosten her Hinter-Indien zerstückelte, da bahnte er sich gleichfalls gewaltsam einen Weg zwischen dem heutigen Sumatra und Asien, und bildete die Straße von Malacca oder Sincapura. Hätte nicht ein fester Damm, die hohe Granitkette, welche das Continent noch jetzt bis zu jener Straße hinabtheilt, dieser Erdzunge Kraft zum Widerstand gegeben, dann sähen wir jetzt wahrscheinlich nur ein weit nördlicher rund abgespühltes Asien.

Hier in Süden scheint damals der Kampf der Elemente am heftigsten gewesen zu seyn; das Land liegt gleichsam in Trümmern, dadurch denn die Menge großer und kleiner Inseln, und hiedurch wiederum die verschiedenen Straßen, welche heutiges Tages dem Nautiker eben so wichtig, als zum Theil gefahrvoll sind.

Die lange Insel Bitang bildet mit der Erdzunge selbst die berühmteste derselben, die Straße Sincapura, innerhalb welcher sich noch das kleine Inselchen Pulo Blaneo zeigt. Diese häufig, besonders von Osten her, besuchte Straße wird von Unkundigen nur sodann leicht verfehlt, wann sie diese weiße Insel oder vielmehr den weißen Felsen selbst verfehlen, daher ist auch dieser der Schifffarth sehr wichtig. Sodann, dieser südlicher, die Straße Dryon vermittelst der noch größern Insel Galas, neben dieser stehen gleich in Westen eine sehr große Anzahl kleiner Inseln und Felsen. Westlicher, aber höher nach Norden, folgt die große Straße Malacca. Sie verdient diesen Namen wohl mehr wie die übrigen wegen der einige zwanzig Meilen höher hinauf daran gelegenen Hauptstadt Malacca.

Innerhalb der großen, ziemlich breiten Straße von Malacca selbst, ist das Meer gewöhnlich eben und ruhig, wenn anders nicht ein Sturm, der sich selten ohne Gewitter zeigt, es in Bewegung setzt; selten dauert dieß indeß länger als eine Stunde.

Die lange Halbinsel ist, wie schon beiläufig erwähnt worden, von der großen Bergkette ihrer ganzen Länge nach getheilt, welche weit über dem Reiche der Birmanen anhebt, und wahrscheinlich nur als ein Ast des größten asiatischen Erdbuckels anzusehen ist.

Dieser Bergrücken soll, wie la Croix behauptet, sehr hoch seyn, und die Wolken von beiden Seiten der Straße aufhalten. Daher sei es dort

nichts ungewöhnliches in einem Tage 10 bis 12 verschiedene Stürme zu erleben, die stets mit einer völligen Windstille endigen.

Die geringe Weite des Landes selbst ist auch wahrscheinlich die Ursache, warum ungeachtet seiner Nähe am Aequator, dennoch die Hitze hier nicht unerträglich ist; die Seewinde streichen von jeder Seite darüber hin. Französische Akademiker, welche hier sieben Monate hindurch Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatten, fanden, daß es gemäßigter sey als Siam. Das Thermometer (welches?) stand stets zwischen 60 und 70 Grad. Auch tragen wohl die häufigen Regen viel zu dieser Kühlung bei, denn, außer der regelmäßigen Regenzeit dieser Länder, fällt gewöhnlich in jeder Woche ein Paar mal Regen.

Große Ströme kann diese Halbinsel schon deßhalb nicht aufzeigen, weil die Gewässer von dem Gebirge aus das Meer zu bald erreichen. Der noch einzige Fluß von ansehnlicher Länge und Größe, der von Teneraſſim, strömt von oben, von Norden herab; von den übrigen, seitwärts aus den Gebirgen entspringenden, sind in Westen der bei der Insel Talang und bei Queda, denn der bei der Hauptstadt selbst ist nur klein. In Süden scheint der am Cap Romania, und in Osten die von Timoan und Tringano eine ansehnliche Mündung zu haben.

Ob das hiesige Klima gesund sey oder nicht, hierüber herrschten verschiedene Meinungen. Indeß neigen sich die neuesten Berichte auf die Seite der erstern. Schon Poivre beschreibt Ma-

lacca als ein schönes, gesundes Land, und jetzt stimmt la Croix hiemit überein.

Ueber die Fruchtbarkeit des Landes war dagegen fast nur eine Stimme. Auch war es, und vielleicht wegen seines Goldes, den Alten unter den Namen Chersonesus aurea bekannt.

Jetzt sind indeß diese Goldbergwerke nicht sehr bedeutend; doch sagt Hamilton, daß die meisten Flüsse des hohen Gebirges Goldsand führen.

Das Malaccaische Zinn war von jeher als eins der vorzüglichsten Sorten bekannt, besonders dasjenige, welches in dem Reiche Ligor in Westen gegraben wird; es soll sich an einigen Orten fast an der Oberfläche des Bodens zeigen. Die Holländer haben seit langer Zeit einen beträchtlichen Handel damit vorzüglich nach China geführt, wenn gleich das meiste davon aus den Nebenländern, z. B. Laos und Siam kommen mochte. Die Engländer erhandeln hauptsächlich in Neu-Queda, in der Straße von Malacca, Zinn nach Bahars (ein Gewicht von 419 Pfund englisch) und bezahlen es gewöhnlich mit Opium ihrer Ostindischen Besitzungen.

Von edlen Steinen sollen sich sogar Diamanten finden, jedoch weder häufig noch von bedeutender Größe.

Der größte Reichthum dieser Halbinsel besteht aber in den trefflichen Vegetabilien. Alle Reisende kommen hierin überein, daß die meisten Früchte Indiens hier zu einer überwiegenden Größe und Vollkommenheit des Geschmacks gedeihen.

Unter den kaum aufzuzählenden herrlichen Früchten von Malacca heben wir nur einige der merkwürdigsten aus.

Die Ananas fand Hamilton hier von besserm Geschmack als in irgend einem andern Lande der heißen Zone. In den übrigen Ländern ihrer Heimath, sagt er hiebei, bringt sie, sobald man etwas zu viel davon genießt, gewöhnlich Unverdaulichkeit (und daraus entstehende Uebel) hervor, nur in Malacca hat man dieß nicht zu fürchten.

Wenn man dasjenige Land die ächte Heimath eines Naturprodukts nennen dürfte, wo es sich am schönsten entwickelt, dann wäre dieß aber hier nicht nur der Fall für die Ananas, sondern auch für die, zuvor als die erste geschmackvolleste und reizendste aller Früchte genannte Manguſtan *). Diese (Garcinia Manguſtan Polyandr. Monog.) ist die Frucht eines Baums mit eirunden Blättern und einblüthigen Blumenstielen.

Die vierblättrige Blume ist blaßroth, orangenfarb, die Blätter haben ein sanftes Grün. Die Frucht, welche die Größe eines kleinen Apfels erreicht, und eine angenehme bräunlich rothe Farbe hat, hat eine bittre, scharfe Schale. Dagegen ist das Innre von einem kaum vergleichbar herrlichen Geschmack. Am genauesten würde man ihn mit dem von Sahne (Creme) mit Orangenblüthen gemischt, vergleichen, wenn nicht

*) M. s. die Figur.

Der Mongoustan

eine erfrischende Säuerlichkeit ihn noch daneben auszeichnete. Die 6 bis 7 Kerne, welche dieses Fleisch umgiebt, liegen cirkelförmig neben einander, sind aber von einem minder angenehmen, dem Knoblauch ähnlichen Geschmack, dabei zu kühlend. Dagegen ist jenes Fleisch zugleich von dem vorzüglichsten Nutzen. Der Kranke genießt es zu seiner Erquickung, und der schwedische Botaniker Solander, welcher den berühmten Banks um die Welt begleitete, verdankt zum Theil seine Erhaltung, in dem tödtlichen Fieber auf Batavia, dieser erfrischenden Frucht. Der Baum wird übrigens nur als Brennholz benutzt.

Unter den vielen schätzbaren Früchten wovon das Verzeichniß ermüden würde, verdient nach dem Mangustan auch der Ramboſtan bemerkt zu werden. Es ist eine kleine Kernfrucht, wovon das Fleisch die trefflichste, erquickendste Säure gewährt, unter einer ziemlich starken zottigen Hülle. Eine gleich erfrischende Frucht nennt la Croix die Pulo-Sang. Den Durion haben wir bereits bei Siam kennen gelernt. Hamilton bemerkte, daß Malacca nicht nur die größten Cokosnüsse hervorbringt, sondern daß der Cokosbaum hier selbst das Seewasser verträgt. Er wuchs tief am Gestade; die Fluth ging über seinen Stamm, allein die Nuß hatte auch dadurch einen Salzgeschmack angenommen.

Malacca hat ebenfalls wie Siam und andere Gränzländer dichte Waldungen, und diese wimmeln von allen Arten fleisch- und fruchtfressender

Thiere der heißen Zone, deren wir so eben in jenen Ländern Erwähnung gethan haben.

Von merkwürdigen Vögeln nennen die Europäer hier einen den Juno-Vogel, wegen der augenähnlichen Flecken auf den Flügeldecken.

Kennen wir auch nicht die verschiedenen Gattungen der Fische dieses Landes, so stimmen dennoch alle Nachrichten dahin überein, daß die dortigen Flüsse keinen Mangel an Fischen haben, und daß das Meer zu den einträglichsten Fischereien einladet.

Diese werden dann, wie Dampier bezeugt, in der Straße von Malacca auf das betriebsamste benutzt. Die Fischer sind, sagt er, die reichsten Bewohner dieser Küsten. Selbst die Hauptstadt Malacca verdankt ihren Ursprung einem Fischervolke, den Selaten.

Der Mensch.

Schlaff, ausgedürrt von dem brennenden Stral, unthätig, faul und feige, höchstens pausenweise bis zur thierischen Wildheit aufgereizt, so gingen fast alle Völker von Hinter-Indien vor uns vorüber. Wie sollte dieß nicht hier noch bestimmter der Fall seyn, in einem Lande, das beinahe zum Aequator hinabreicht?

Dennoch macht, wie überall, die Natur hier merkwürdige Ausnahmen.

Der Mensch ist zwar auch hier jenem der benachbarten Länder Hinter-Indiens nicht unähnlich, allein dieß betrifft mehr das Aeußere als den Charakter. Aber auch im Aeußern zeigen sich selbst bei den Malayen nicht unbedeutende Verschiedenheiten, so bald dieß Wort nicht bloß auf die Bewohner der Straße und Halbinsel von Malacca beschränkt bleibt.

Die Nation der Malayen ist nämlich von einem so großen Umfang, ist über einer so großen Menge weit auseinander liegender Länder und Inseln ausgedehnt, daß, wenn irgend das Klima einen Einfluß auf den Menschen hat, so darf man nicht erwarten, bei solcher Verbreitung bedeutende Abweichungen von dem Urstamme vorkommen zu sehen. Der Malaye ist aber überdieß in mehreren Rücksichten ein höchst merkwürdiges Volk; es lohnt daher der Mühe, es hier etwas genauer kennen zu lernen.

Zuerst von den Malayen welche uns hier zunächst angehen, von den Einwohnern der Halbinsel Malacca und der benachbarten Inseln.

Ein wohlgebildeter Körper, kaum von mittlerer Größe, jedoch muskulös und nervigt, dabei von sehr dunkler, schwärzlich brauner Farbe; eine länglicht runde Gesichtsform, schwarze große blitzende Augen von starken Augenbraunen und Wimpern beschattet; eine abwärts etwas geflächte, sich in eine runde Erhabenheit endende Nase; ein ziemlich großer Mund mit dünnen Lefzen, und (vom Betelkauen) schwarzen Zähnen; die ganze Physiognomie voll Ausdruck und Feuer;

dieß wären etwa die Hauptzüge des Aeußern unsrer Malayen.

Das andere Geschlecht ist minder groß, gut gebauet, lichter von Farbe, mit feurigstem, vielverlangendem Blicke.

Der Charakter dieses Volks, den zum Theil das Auge ausspricht, ist heftig, voll von Leidenschaft und Intrigue, stolz, kühn, besonders in Rücksicht des schönen Geschlechts eifersüchtig und höchst rachgierig, gereizt bis zur gefühllosesten Wildheit boshaft, und das Weib in ihren Trieben unmäßig.

Mehr oder minder ist dieß zugleich das Bild aller malayischen Nationen; freilich mit der natürlichen Abänderung vom Originalstamm, welche die erstaunliche Verbreitung nothwendig zur Folge haben mußte.

Man überlause nämlich mit einiger Vorkunde über die malayischen Völker, die Karte unsrer Erde, wird man sich dann noch wundern, daß mehrere Anthropologen für die Malayen eine eigene Race, oder besser, Spielart des Menschengeschlechts haben annehmen müssen?

Historische Beweise zeigen, daß die Malayen, wenigstens von Madagaskar an, über alle Theile der heißen Zone der alten Welt, über die Inseln des indischen Archipels, über ganz Vorder- und Hinter-Indien, sodann über die großen Sundinseln, wie auch über alle Molukken zum Ocean von Australien fortgingen; daß sie in diesem unermeßlichen Meere selbst bis über die nördlichen Gränzen der warmen Zone gegen die neue

Welt, bis zu den Sandwichs-Inseln vordrangen, ja in Süden diese in Neu-Zeeland um mehr denn zwanzig Grade überschritten.

Hält man aber, wie Forster mit Grund behauptet, die Bewohner von der Oster-Insel ebenfalls für malayischen Ursprungs, dann wird jene Gränze noch in Osten weit überschritten. Welch ein ungeheures Gebiet! der (geogr.) Länge nach völlig 210 Grad, also um 30 Grade mehr als der Umkreis der halben Erde!

Die Gründe für diese kaum glaubliche Verbreitung umständlich darzuthun, darf ich bis zu einer andern Gelegenheit versparen, genug Sitten, Gewohnheiten, Regierungsform und Sprache, alles stimmt für obige Behauptung, und setzt man die Einwirkung der verschiedenen physikalischen Klimate, welche hienach dieß große Volk hat untergehen müssen, zu diesen Gründen hinzu, dann wird es nicht schwer, sich die Abweichungen von dem Aeußern der Original-Nation selbst zu erklären. Allein diese Nüanzen hier aufzuzählen, auch dieß läge zu weit außerhalb unserm Zweck, und es sey mir erlaubt, deßhalb auf ein größeres Werk zu verweisen*).

Hier nur das Bemerkungswertheste über die Malayen unsrer Landzunge und der ihr benachbarten Inseln.

Dieses Volk führte lange vor der Ankunft der Portugiesen in Indien, also vor dem Ende des

*) M. s. Australien, 2r Band.

funfzehnten Jahrhunderts einen sehr ausgebreiteten Handel. Die Reisenden, kurz nach dieser Epoque, können kaum Worte genug finden, uns den Umfang ihrer Schifffahrt, und besonders den damaligen Reichthum von Malacca und der zunächst gelegenen Reiche zu schildern. Viele der letztern sind anjetzt entweder von grösern Nachbarn verschlungen, wie z. B. Johore, ganz in Süden an der Straße von Sincapura und Ligor an der Ostküste der Erdzunge. Selbst in uns näher gelegenen Zeiten war aber der Handel dort sehr blühend.

Ein sicherer Hafen in der Mitte von Vorder- und Hinter-Indien, ein ununterbrochener Reichthum der herrlichsten Früchte und bedeutender Fischereien, eine Luft stets mit den feinsten Wohlgerüchen geschwängert, bewohnt von einer lebhaften aus steter Unruhe zum Handel getriebenen, gewandten, unternehmenden Nation, dieß alles bildete dieses Land zu einer daurenden Messe aus, auf welcher Japan, China, die Philippinen, die Molukken, aus Osten Bengalen und das übrige Ostindien, ferner Arabien, Persien und Afrika aus Westen herbeieilten, um dort ihre tausendfachen Reichthümer gegen einander auszutauschen.

Die Portugiesen erschienen. Ihrem geschärften, gierigen Blicke auf alles was Handel hieß, sprang ein so reizendes Phänomen lebhaft in die Augen, und ihre thätige Kühnheit ließ sie nicht ohne Grund hoffen, daß es bei ihrer Uebermacht an Waffen und Kriegskenntnissen nicht schwer

seyn könne, die Urnation aus der Stelle zu schieben, und sich zu Oberherren dieser Goldgrube des Orients einzudrängen.

Aller ihrer Vorzüge vor dieser minder gebildeten Nation ungeachtet, fanden sie indeß dieß ungerechte Unternehmen nicht ohne bedeutende Schwierigkeit.

Zwar hatten sie bereits manchen Kampf in Ostindien siegreich bestanden, allein sie waren auch seit dieser Zeit in diesen Ländern schon so gefürchtet, zum Theil so gehaßt, und die Araber oder Mauren, welche bis dahin ohne diese Rivalität einen großen Theil des Handels des Orients getrieben, hatten sie überall so laut, und zum Theil nicht ohne Ursache verschrien, daß die entferntesten Völker sofort gegen sie auf ihrer Huth standen.

Was aber diese Schwierigkeiten den Portugiesen beträchtlich vergrößerte, war der Charakter der Malayen selbst. Hier galt es nicht einer kraftlosen, durch den Druck des Despotismus eines Einzigen, noch auch durch die sanfte Religion des Brama oder Xaca geschwächten Nation; der an sich furchtlose, bis zur Wildheit kühne Malaye war Mahometaner; er war mithin natürlicher Feind des Christen, seine Religion gierte nach Christenblut.

Es kostete daher den tapfern Albuquerque viele seiner Leute, bevor er sich von der Hauptstadt Malacca selbst Meister machte. Der seltene Mann ahnete es wohl nicht, daß seine großen Anstrengungen und die wichtigen Werke, welche

er dort zum Schutz des portugiesischen Handels errichtete, dereinst den heftigsten Gegnern seiner Nation, den Holländern, zum Hauptplatze ihrer indischen Besitzungen dienen würden!

Nach vielen Kämpfen hatte er 1511 die rechtmäßigen Besitzer daraus vertrieben, als bereits 5 Jahre nachher die Malayen es von neuem bedroheten, und nur durch schnelle Hülfe ward es damals noch für Portugall erhalten. Als aber nachmals Holland in Indien sich erhob, richtete es sein Augenmerk auf diesen wichtigsten Handelsplatz. Mehrmals ward der hartnäckige Matelief gezwungen, der tapfern Gegenwehr der Portugiesen zu weichen, als endlich eine niedere Schurkerei für die Holländer den Ausschlag gab. Sie belagerten es zum drittenmale, und die Verrätherei des geizigen Gouverneurs spielte es ihnen in die Hände. Wäre doch jeder Verräther des Vaterlandes so nach Würden belohnt, als dieser niedrige Portugiese! Die Holländer waren mit ihm für die Uebergabe von Malacca auf 80000 Thaler überein gekommen. Der Böswicht ließ sie, den übrigen Portugiesen unbewußt, herein, aber die Sieger lohnten seine Schandthat durch eine nicht viel mindere Schandthat. Sie ermordeten ihn, um des Zahlens überhoben zu seyn! Allein selbst bei diesem Einlaß in die Stadt hätte die Tapferkeit der übrigen Portugiesen die Besitznahme der Stadt noch lange streitig gemacht, wenn nicht der Malayen König von Johore ihnen mit 20000 Mann zu Hülfe kam.

Seitdem ist bis zu unsern letztern Jahren

Malacca und der Haupthandel der Meerenge in den Händen der Holländer gewesen.

Das Binnenland zu übermeistern, ja nur zu kennen, blieb ihnen aber stets unmöglich. Freilich sind die großen dichten Waldungen, das hohe Gebirge, die davon herabströmenden Gewässer, und daher die Unwegsamkeit des Landes kein unbedeutendes Hinderniß hinein zu dringen. Allein die Hauptschwierigkeit liegt in dem Charakter der Ortginalbewohner.

Mögen einige Züge aus ihrer neueren Geschichte hier dieß merkwürdige Volk näher kennen lehren.

Wenn der Malaye, gleich den meisten Völkern von Hinter-Indien, nur mit Trägheit und Widerwillen den Ackerbau seines treflichen Bodens betreibt, und sich höchstens zum Handel bequemt, so ist hieran nicht der Hang zur Ruhe und Unthätigkeit schuld, sondern das lächerliche Vorurtheil, als sey die Landarbeit unter seiner Würde. Sein rastloser, tumultuarisch romantischer Sinn strebt nach Menschenmord! Ein Malaye gilt nichts, er wird von keinem Weibe angesehen, hat er nicht zuvor eine Anzahl abgehauene Menschenköpfe geliefert. Hierin ist er völlig dem rohen amerikanischen Indier gleich, der nur nach der Zahl der Skalps seinen Adel zählt.

Allein der Malaye übertrifft selbst darin die Rohheit des Westindiers bei weitem, daß er oftmals mordet, ohne durch Beleidigungen zur Rache oder Krieg gereizt zu seyn. Er lebt und

webt fast daurend in Krieg und Blut. Verstärkt wird dieß zugleich durch religiöse Grundsätze. Sein Glaube lehrt ihn nämlich, alle von ihm Ermordete seyen dereinst in jener Welt seine Sklaven.

Daher ist denn fast sein ganzes Wirken auf Waffenübung abgesehen. Jener flammenartige Dolch, der Kris oder Krit, die Lanze und Wurfpfeil sind ihm nicht einmal genug, er setzt ihnen noch ein weit niedrigeres Gewehr hinzu, das Blasrohr. Hieraus tödtet er, im Schilf oder hinter Bäumen versteckt, mit vergifteten Bolzen oder kleinen Pfeilen, den ruhig Vorübergehenden ohne Geräusch, und ohne sich bloß zu stellen.

So lebt er im ewigen Durst nach Blut, daurender Sucht zum Mord, bei gefühllosester Grausamkeit, welch eine Misgeburt dieses Geschöpf!

Daher ist selbst eine geringe Anzahl solcher Menschen äußerst gefährlich.

Nach dem zuvor angezeigten Aufstande der macassarischen Malayen, hatte der Ritter Forbin Befehl erhalten, kein Schiff mit Mannschaft beim Hafen von Bancok hinabgehen zu lassen, um das Entweichen der Rebellen zu verhüten. Als daher ein Fahrzeug mit 47 Macassarn erschien, ließ er es sofort anhalten, und gab einem als Capitain in Siam dienenden Portugiesen, von anerkannter Tapferkeit, den Befehl, diese Menschen zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Umsonst stellte ihm der Capitain, da er, in Ins.

dien geboren, die Wuth der Malayen kannte, die Unmöglichkeit davon vor, indem nie ein Malaye den Kris als ein von ihnen untrennliches Ehrenzeichen ablegt, und er mit diesem einzigen Gewehre selbst die größte Anzahl der Feinde angreift. Forbin bestand, aus Unkenntniß dieser Menschenrace, auf seinen Kopf, ließ indeß viel hundert Lanzenträger und Musketier aus Vorsicht zu dieser Expedition anrücken. Allein wie schrecklich fiel diese Scene aus!

Kaum hatte man den 47 Malayen von Ergebung und Entwafnung gesprochen, so umwickelten sie ihren linken Arm mit der Scherpe, welche ihnen die Hüften bedeckt, und worin sie den Kris tragen, bildeten daraus gleichsam eine Art Schild für den ganzen Körper, und fielen nun mit dem Kris in der Rechten über die Siamischen Truppen her. Wüthend stießen sie, ohne auf die vielen Schüsse und Lanzenstiche zu achten, alles vor sich nieder, und zerstreueten die ganze Mannschaft. Sie drangen sodann in Dörfer und Pagoden, und mordeten ohne Unterschied des Geschlechts und Alters alles was sie erreichen konnten, steckten hierauf ein Kloster der Talapoinen in Brand, und ihr Ueberrest, denn viele waren von ihnen gefallen, entkam in die Wälder. Kaum war dabei Forbin selbst ihrer Wuth entgangen, so zog er 2000 Mann zusammen, führte selbst 100 der bravesten davon gegen diese Wütriche, aber nur erst nach mehreren Tagen gelang es ihm, da keiner von ihnen Pardon annahm, sie mitreinander niederzumachen.

Und wie traurig sahe nun das Schlachtfeld aus! Schon ehe Forbin den Rest in die Wälder trieb, zählte er 366 Todte seiner Truppen, ohne einmal die vielen von den Malayen ermordeten Männer, Weiber, Kinder und Priester zu rechnen, während daß ihr Haufen nur 17 verloren hatte. Hätte der Hunger sie nicht ausgemergelt, und die sie umgebenden Gewässer Gelegenheit dargeboten, sie von der Ferne durchs Feuergewehr zu tödten, wer weiß ob nicht noch Tausend als Opfer dieser Rasenden fielen!

Der Admiral d'Estaing sahe sich durch eine noch weit kleinere Anzahl Malayen in der größten Gefahr.

Nachdem er das englische Fort Bencolen auf Sumatra eingenommen hatte, fanden sich mehrere Buggesische, malayische, Proen (Fahrzeuge) zum Handel bei den Franzosen ein. Der Admiral hatte den Obersten der englischen Buggesen gefangen gesetzt. Er fürchtete daher mit Recht einen Aufstand dieser gefährlichen Menschen, sobald sie von dem Schicksal dieses, bei seiner Nation sehr geachteten Anführers Nachricht erhielten. Deßhalb ließ er nur drei zu sich in das Fort, um mit ihnen, nachdem sie entwafnet seyn würden, sich in Unterhandlung einzulassen. Sobald das Thor verschlossen war, und man Miene machte sie zu entwafnen, fielen die drei Buggesen die Franzosen wüthend an, ermordeten mehrere, und nur nach vielen Aufopferungen gelang es der Ueberlegenheit sie niederzustoßen.

Diese Buggesen, ein bedeutender Zweig der Malayen, sind, aber vorzüglich auf dem Meere sehr zu fürchten. Viele derselben schwärmen stets als Seeräuber umher, und machen auf jedes Fahrzeug Jagd, wovon sie nur einige Wahrscheinlichkeit sehen, sich seiner bemeistern zu können. Größe des Schiffs und Anzahl der Mannschaft ist ihnen fast gleichgültig, wenn sie nur erst an Bord desselben gelanget sind! Man hat viele Beispiele, daß ein kleines Buggesisches Proe von 6 Mann sich großer Kauffahrer, mit 60 und mehr Matrosen besetzt, bemächtigt hatte. Kaum sind sie nämlich an Bord durch List gelanget, indem sie handeln zu wollen vorgeben, so ziehen sie den Kris und stoßen mit ihrer gewöhnlichen Wuth alles nieder, was sie vor sich finden, worauf sie sich des Schiffs bemächtigen. Diese Mordsucht und boshafte Verrätherei ist aber so allgemein bekannt und gefürchtet, daß kein in indischen Gewässern handelndes Schiff unter irgend einem Vorwande einem Malayen an Bord zu steigen zugiebt. Wehe aber irgend einem oder mehreren Schiffen, wenn diese buggesischen Seeräuber zu zeiten mit einigen hundert Fahrzeugen diese Meere bedecken!

Indeß gelingt es klugen Seekapitainen verschiedentlich, auf einen Schlag einer solchen mordlistigen Räuberflotte das Garaus zu machen. Im Jahre 1802 ward eine englische Fregatte von weitem 300 Segel buggesischer, bewafneter Proen gewahr, welche auf sie zusteuerten. Der Capitain befahl sogleich die Kanonenlucken zu

verschließen. Die Buggesen wurden hiedurch verleitet, die Fregatte für einen Kauffahrer zu halten, und segelten daher, ihrer Beute bereits sicher, kühn darauf zu. Aber kaum hatten sie sich zum entern genähert, so öffneten sich die Schießscharten, und in weniger Zeit war die gesaminte Flotte der Seeräuber zertrümmert.

Der Malaye ist daneben ein so entschiedener Böswicht, daß einzelne von ihnen, schlafende Fremde Nachts ermorden. Er kriecht deßhalb nur unter das Bambusrohr, dem gewöhnlichen Schlaflager dieser Gegenden; hebt dieses leise in die Höhe, erstickt und beraubt den Unglücklichen.

Gegen eine solche Mordrace sind freilich die Gesetze äußerst hart, die Strafen grausam. Allein dieses Volk ist mit einer uns unbegreiflichen Fühllosigkeit dagegen ausgerüstet. Nur ein einziges Beispiel sey erlaubt hier beizubringen; es diene zugleich zum Beweise der wunderbaren Stärke der menschlichen Natur.

Bei dem zuvor angeführten mörderischen Aufruhr der macassarischen Malayen in Siam waren 4 Soldaten, Macassaren gefangen worden, welche die siamischen Truppen als Ueberläufer verlassen hatten. Um an ihnen ein Beispiel der härtesten Justiz zum Schrecken der übrigen zu geben, suchte man die schmerzhaftesten Strafen hervor. Man legte sie auf die Folter; trieb ihnen Eisen unter die Nägel; zermalmte ihnen die Finger; riß ihnen das Fleisch mit glühenden Zangen aus den Armen; quetschte die Schläfen

zwischen zwei Brettern, alles hielten diese Unmenschen aus, ohne einen Laut oder nur Seufzer von sich zu geben. Endlich band man die so zerfleischten Körper an aufgerichtete Balken, und ließ hungrige Tieger auf sie los. Die Thiere zerfraßen dem einen das Bein, aber der Malaye suchte es nicht zurück zu ziehen, als ein zweiter Tieger dem andern die Knochen zermalmte, ließ er keinen Seufzer hören, ja da der Tieger das Blut von dem zerfleischten Gesichte leckte, wandte der Malaye nicht einmal seine Augen davon ab!

Doch wir wenden uns weg von diesen schaudervollen Scenen, und der Verruchtheit dieser Menschenrace.

Die übrigen Sitten und Einrichtungen der Malayen verdienen unsere fernere Aufmerksamkeit.

Die erste und sehr lehrreiche Bemerkung betrifft die Sprache. Gerade dieses unmenschlichste Volk Ostindiens, redet dennoch die angenehmste, sanfteste aller dortigen Sprachen. Ein wichtiger Wink, den Charakter eines Volks niemals nach den Sprachen zu beurtheilen! Selbst mit der Sprache ihrer nächsten Nachbaren verglichen, mit der der Siamer, müßte man hieraus folgern, der Siamer sey unendlich roher als der Malaye.

Die ersten Zeilen aus dem Vater Unser nach beiden Sprachen mögen hievon ein Beispiel geben.

Siamisch

Vater uns sein Himmel; Nahme Gott
Po rau yu Sawang; Scheu Pra
werde preisen als Ort Leute all bringen
ha prakot tuk Heng kon tang-lai tavai
Gott Lob Reich Gott ich bitte werde finden
Pra Pou Mevang Pra co hai dai ke
zu uns.
rau.

Malayisch

Vater unser der seyn im Himmel;
Bapa kami, jang ada di Surga;
Nahme dein heilig seyn
Nama mu disutsüken,
Reich dein komme.
Karadjaan mu didatangi.

Einsylbig, dürftig zusammen gestellt ist erstere, holpericht und harsch tönt sie dem Ohr, während die des Malayen gerundeter fortläuft, und durchaus nicht widrig klingt. Daher ist sie dann auch die Lieblingssprache der Dichter in Hinter-Indien. Dennoch versteckt jener sanftere Klang einen wahren Tieger!

Auch ist das Angenehme der Sprache dieser schrecklichen Nation wohl eine der Ursachen, warum sie überall in Indien der Dollmetscher ist; die andere Ursache liegt freilich in der allgemeinen Verbreitung der Nation selbst. Ihr Handel über den größten Theil Indiens, macht

sie jedem Fremden, der dort Handel treibt, fast unentbehrlich.

Die zweite Merkwürdigkeit an diesem Volke ist seine Regierungsform.

So weit man die Geschichte der Malayen kennt, und so weit man diese Nation auch verbreitet sieht, stets findet man bei ihnen das Lehnssystem. Ein, oder wenn das Land groß ist, mehrere Könige beherrschen kleinere Vasallen als Lehnträger des ihnen von jenen zugestandenen Landes. Die großen Vasallen (Orankayen) haben wiederum ihre Untervasallen, bald Ackerbauer, bald Kaufleute, Handwerker; dahingegen die unterste Volksklasse wirklicher Sklav ist. Beim Kriege entbietet der Raja oder Fürst seine Lehnsträger, und diese treten mit ihren Unterthanen und Sklaven zur allgemeinen Vertheidigung auf.

Der Malaye, von Natur unruhig, zieht den Handel, besonders den zu Wasser, vorzüglich wegen der Seeräuberei, dem Landbau vor, allein auch bei dem Handel hat der Fürst die oberste Macht, denn er ist der erste, oftmals der einzige Kaufmann. Ein eigener Minister, der Schabander (Chabander) besorgt für den Fürsten das Monopol mehrerer wichtiger Waaren, z. B. an einigen Orten den des Pfeffers, und zugleich treibt er die Zölle ein durch eigene Unterbeamte; auch überläßt er oftmals im Namen des Fürsten diese Handelsgeschäfte wiederum an geringere Kaufleute, kurz auch beim Handel zeigt sich das Lehnssystem. Und dieser Fall muß desto häufiger vorkommen, je größer der Vorzug ist,

welchen die Neigung des rastlosen, wilden Malayen dem Handel vor den weniger abwechselnden Geschäften des Ackerbaues darbietet.

Uebrigens ist die ganze Halbinsel in mehrere Königreiche und Herrschaften getheilt, einige derselben sind anjetzt zwar von größern Mächten verschlungen. Einige zählten sonst 7 für sich bestehende Staaten; Ligor; Patana; Paha; Johar; Malacca; Pera; Queda. Pera nennt Hamilton anarchisch.

Man sehe nun nach diesen drei charakteristischen Auszeichnungen der Malayen, nämlich nach der Gestalt, der Sprache und des Lehnssystems in ganz Ostindien und im vasten Südmeere umher, überall stellen sie uns sofort die Abkömmlinge von dem Urstamme dieser Menschenrace dar. Das Einzelne der Racen hier auseinander zu setzen gehört, wie gesagt, einer größern Arbeit, allein man kann hienach, wie zuvor behauptet ist, die Malayen wirklich auffinden, von Madagaskar an bis zur Osterinsel.

Diese Charaktere sind freilich in ihrem Ursitz Malacca und den angränzenden Inseln des indischen Archipels, am deutlichsten ausgesprochen. Hier zeigt sich sowohl die Gestalt als die Sitte des Malayen in den stärksten, unveränderlichsten Zügen.

Die Heftigkeit des Geschlechtstriebes ist dann bei diesem Volke eben so stark als die dortige Sonne. Bei der Wildheit aller übrigen Neigungen sieht man deshalb Phänomene, welche man selbst im ganzen Orient wohl vergeblich suchen

würde. Hievon zeigt uns Hamilton ein schreckliches Beispiel.

Das Königreich Ligor, dessen wir bereits als eins der zinnreichsten Länder der Erdzunge Erwähnung thaten, um den 8ten Grad der Breite an der östlichen Küste, hatte, ehe es an Siam fiel, seinen eigenen Monarchen. Der König von Quedah, queer gegen Ligor an der westlichen Küste gelegen, überfiel letzteres. Da er seine Truppen selbst hiezu anführte, so überließ er während seiner Abwesenheit die Regierungsverwaltung seiner Gemahlin. Die Königin verfiel, nach der Entfernung ihres Gemahls, in eine strafbare Liebe gegen ihren eigenen Sohn, einen jungen Menschen von zwanzig Jahren. Von dieser schändlichen Verirrung blieb die traurige Wirkung nicht lange zu verhehlen. Mutter und Sohn zitterten nun vor der Rückkunft des Vaters. Die Königin gab dem Sohne den teuflischen Anschlag den Vater bei Seite zu schaffen. Die Gefahr war nicht minder groß als die Heftigkeit der Liebe zur Mutter; der Jüngling war von der lasterhaften Frau zur unnatürlichen That fortgerissen. Er bat den Vater schriftlich um Erlaubniß, ihn im Lager besuchen zu dürfen. Bei seiner Ankunft empfing ihn dieser nicht nur mit aller Zärtlichkeit, die väterliche Liebe ging so weit, ihn in seinem eigenen Gezelte schlafen zu lassen. Der Bösewicht mordete den Vater im ersten Schlaf, und entfloh sofort zu seiner geliebten Mutter. Gleich Morgens entdeckte man den Mord, und fühlte den Mörder. Die

That war geschehen; der Königsstamm mußte fort herrschen; die Königin konnte nicht Witwe bleiben; und so verzieh die Armee und das Land es der Mutter, den Vatermörder zu ehelichen!

Solche blutschändrische Ehen, setzt Hamilton hinzu, sind in der Halbinsel von Malacca noch bis auf unsere Zeit nicht ungewöhnlich.

Ebenfalls bezeugt dieser Engländer daß das unnatürliche Laster dort anzutreffen sei.

Nach solchen Angaben kann das häusliche Leben dieser Menschen wohl nicht gut ausfallen. Da sie Mahometaner zu seyn vorgeben, denn eigentlich achten sie auf keine Religion, so sind sie Polygamen. Die Weiber der gemeinen Menschenklasse gehen indeß nicht nur frei umher, sondern sie übernehmen sogar öffentlich Handelsgeschäfte. So treiben, wie uns Dampier berichtet, die Frauen in der Stadt Malacca einen bedeutenden Handel mit Fischen. Wenn nämlich eine große Fischerei beendigt ist, dann werden die gesammten Fische, nachdem zuvor die Wache des Gouverneurs die besten für ihren Herrn ausgewählt hat, im Ganzen verauctionirt. Diese Versteigerung hat dabei das besondere, daß man mit dem höchsten Gebote anfängt. Es ist nämlich eine eigene Person dazu bestimmt, die Fische sofort mit dem höchst möglichst dafür zu zahlenden Preis einzusetzen, die übrigen bieten nun immer weniger, und dem niedrigsten Gebot wofür man die Fische ablassen kann, wird das Ganze zugeschlagen. Diese Bieter und daher

Käufer sind dann stets die Frauen der Fischer, und sie verkaufen hierauf die Fische einzeln.

Einen Fisch rühmt uns eben dieser Reisende an der Küste von Tringan, einer östlich höher hinauf gelegenen Gegend. Der Fisch ist dem Aeußern und der Größe nach gänzlich dem Lachse gleich, nur ist sein Fleisch nicht röthlich, sondern völlig weiß.

Bei dem fischreichen Meere, den trefflichsten Früchten, sind die Lebensmittel hier äußerst wohlfeil, nur Schafe und Rinder sind selten. Der Vernachlässigung des Ackerbaues wird besonders durch den Sago abgeholfen. Wir werden bei einer andern Gelegenheit diesen höchst schätzbaren Palmbaum genauer kennen lernen. Der Malaye ist aber selbst gegen dieses treffliche Nahrungsmittel so undankbar, daß er ihn nur selten regelmäßig anpflanzt. Man sieht ihn nur um die Wohnungen einzeln herumstehn. Sobald das Mark gereift ist, wird der Baum niedergehauen, der dichte Kern oder das Mark, welches bei der dünnen Rinde fast den ganzen Stamm einnimmt, herausgehauen, in Wasser macerirt, dadurch von den harten Fasern abgesondert, und so das daraus sich ergebende Mehl zu einem Teige oder eßbaren Kuchen bereitet. Hiemit, und mit ihren schönen Früchten und Fischen begnügt sich das Volk hinreichend. Reiß und Korn wird ihnen hauptsächlich durch Handel von außen zugeführt.

Die malayschen Frauen sind begreiflich bei ihrem großen Hange zur Galanterie sehr für Putz

und schönen Anzug eingenommen. Die Vornehmeren kleiden sich in feinen Musselin, der ihnen bis auf die Füße reicht, um die Mitte des Leibes aber mit einem Gürtel befestigt ist; darüber tragen sie ein kurzes Oberkleid. Die Ohren schmücken sie mit lang herabhängenden, mit Edelsteinen besetzten Ohrringen, um den Hals hängen goldne Ketten. Das Haar wird auf dem Scheitel zusammen gewunden, und mit einer goldnen Nadel geheftet. Auch die Kleidung der Mannspersonen von Ansehen ist wenigstens reicher als die sehr einfache Kleidung der Malayen überhaupt. Da der männliche Malaye jeder Klasse sich stets zum Kampf und Mord fertig hält, so schien ihnen hiezu das weite Gewand der meisten übrigen Orientaler unbequem. Sie tragen daher den Oberleib völlig nackt, und nur um die Mitte des Unterleibs schlagen sie ein Gewand, und einen Gürtel für den furchtbaren Kris. Dieser Gürtel ist dann oftmals mit einer goldenen Platte geziert, auch haben sie Edelsteine in den Ohren, und die braunen Arme stechen gegen die goldenen Armbänder auffallend ab.

Die Wohnungen sind, wie in Siam, auf Pfählen errichtet, übrigens nur schlechte Hütten; die Wohnungen der Großen jedoch von größerm Umfange. Der Fußboden besteht aus Bambus oder anderm Flechtwerk. Ihr Hausrath ist nur gering; eine Matte dient ihnen als Stuhl und Bette.

Städte sind eigentlich nur Haufen solcher Hüt-

ten mit einem größeren Gebäude und Hofe für den Regenten. Wo sich bei einigen derselben Chinesen niedergelassen haben, um Handel zu treiben, sieht man chinesische Häuser.

Was sich anjetzt von bessern oder gar steinernen Gebäuden auf der Halbinsel zeigt, ist europäischen Ursprungs; dieß ist der Fall von den Factoreien der Holländer, Engländer und Portugiesen.

Vornämlich zeichnet sich aber hierin die Stadt Malacca selbst aus; deren Schicksale wir zuvor bereits anzeigten.

Sie hat (unter 2° 12′ Breite und 102° 10′ Länge von Greenwich) eine sehr angenehme Lage*). Die Festung, welche seit ihres berühmten Erbauers Albuquerques Zeit noch dieselbe geblieben ist, besteht nur aus einem, am Meere befestigten Hügel, an der andern Seite fließt der kleine Fluß Malacca. Die ledige Seite des Hügels ist mit Kokos und Pisang besetzt. Die Luft ist, dem la Croix zufolge, hier sehr gesund; man kennt keine weitere Krankheiten als solche, die der übermäßige Genuß der herrlichen Früchte erzeugt; nur das Wasser ist, wegen des zu sehr bewaldeten Landes, nicht das beste.

Das Fort von Malacca schließt alle Gebäude ein, die dem Gouverneur nöthig sind. Im Jahre 1804 hielt es eine Garnison von 400 Mann Sipays aus Bengalen; denn begreiflich ist es

---

* M. s. das Kupfer.

jetzt in Englands Händen, und hat mithin zum drittenmale seinen Herrn gewechselt.

Die Stadt, längst der Küste hin gebauet, hat drei Hauptstraßen, die einander parallel laufen; die Nebenstraßen, welche diese durchkreuzen, sind nur voll schlechter Hütten. Hierin wohnen Malayen, Mauren, Malabaren, Chinesen, Portugiesen und von ihnen entsprungene Mulatten. Die Holländer und jetzt Engländer, wohnen in den Hauptstraßen.

Die Chinesen sind auch hier die ersten Handelsleute. Die ganze Bevölkerung betrug doch nur etwa 12000 Menschen. Hierunter waren 6000 Malayen; gegen 700 Malabaren; 5000 Chinesen; 250 Mulatten und 70 Kompagnie-Bediente.

Der Handel von Malacca ist auch jetzt noch nicht unbedeutend. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Goldsand, Elfenbein, Kampfer, mehrere feine und wohlriechende Holzarten, auch treffliche Masten, die wahrscheinlich von einem sehr hohen Baume, vielleicht einem Nadelholz, herrühren, das beim Forrest Puhn (Poon) genannt wird; vorzüglich aber aus Zinn. Drei Millionen und 750000 Pfund gingen von letzterm sonst allein nach China, und ½ Million nach Europa. Dieser Zinnhandel mag indeß jetzt eine bedeutende Veränderung erhalten haben, da die Engländer, wie wir bereits bei China Gelegenheit gehabt haben zu erwähnen, dort ihr Zinn statt des Malaccischen, welches Holland sonst nach China brachte, verhandeln.

Dagegen führt man ein: Opium, chinesische und japanische lackirte Waaren und Porcellan, Arrak und Zucker. Letztern könnten die hiesigen Gegenden unstreitig selbst in großer Quantität erzeugen, allein der Widerwille gegen allen Anbau giebt den Holländern, und jetzt den Engländern die beste Gelegenheit eine große Menge Zucker, welchen erstere auf Java, und letztere in Bengalen bauen, auf einem weit kürzern Wege als nach Europa an den Mann zu bringen. Vormals war der Zoll von den Holländern an die Chinesen verpachtet; vielleicht hat auch dieß durch die Besitznahme der Engländer eine Aenderung erlitten; es ergab sich übrigens auch hieraus, wie jene Nation überall das fleißige, erwerbsame Volk bleibt, sey's in oder außer dem Vaterlande.

Alle hier befindliche Nationen haben darin ihre Gotteshäuser; doch ist anjetzt nur die einzige portugiesische Kirche außerhalb der Stadt; die dazu gehörende Geistlichkeit besteht in einem Franziskaner, der von dem Bischof von Timor abhängt, welcher eine beträchtliche Anzahl Catholiken hier auf den Inseln unter sich hat. Uebrigens befindet sich diese Kirche jetzt in einem traurigen Zustande, da vormals die Kirchen der Portugiesen so reich dotirt waren.

Von den übrigen Städten der Halbinsel gedenken wir nur noch Queda und Pera.

Queda liegt unter 6° 10′ ebenfalls an der Westküste der Landzunge gegen 50 englische Meilen landeinwärts, stand selbst noch zu Forrests

Zeiten unter seinem eigenen Landesherrn, einem muhamedanischen Malayen, der auch, wie hier überall Sitte ist, das Monopol hat. Auch die hiesigen Einwohner beschreibt Hamilton als betrügerisch und grausam; dabei ohne Ackerbau, obgleich das schöne, flache Land sich trefflich zum Anbau des Reißes schickte. Dagegen benutzen sie das Meer und den Fluß Queda zum Handel.

Die Stadt selbst besteht aus etwa 400 Häusern; sie werden von Chinesen, Telingaen und Malayen bewohnt. Auch hier haben sich die ersteren des Handels bemeistert.

Die Landesprodukte welche sie ausführen, bestehen in Zinn, Pfeffer, Dammer (eine Art Harz womit man die Schiffe kalfatert), Elephantenzähne und indisches Rohr, Schwalbennester, Schildkrot, Wildhäute, Büffelhörner und Rindfleisch.

Dagegen wurden eingeführt: grobes Porcellan, eiserne Pfannen und viele andere chinesische Waaren.

Eigentlich ist es nur eine chinesische Junke, welche den Handel versieht.

Pera oder Pra, südlicher an dieser Küste und ebenfalls an einem Flusse gelegen, ist von ähnlichen Menschen bewohnt; treibt auch fast denselben Handel, stand vormals unter dem König von Johor, der selbst aber dem König von Siam zinsbar ist.

Dieß Land rühmt Hamilton als das reichste an Zinn. Die europäischen Niederlassungen ha-

ben wegen des trugvollen, grausamen Charakters der Bewohner bisher nicht Fuß fassen können.

Bevor wir zu verschiedenen, diese Erdzunge umgebenden, eben so wichtigen als reizenden Inseln kommen, müssen wir einige Bemerkungen über die Einwohner des Binnenlandes der Landzunge machen, so wenig uns auch bis jetzt davon bekannt worden ist.

Außer dem langen Kettengebirge, welches das ganze Land von Norden nach Süden theilt, ist es mit undurchdringlichen Waldungen und großen Sümpfen bedeckt, und da das Gebirge viele kleine, schnellfließende Ströme herabsendet, und diese unbesuchten Dickigte von vielen Raubthieren, wilden Elephanten und Schlangen bewohnt werden, so erschwert dieß zusammen genommen den Zugang zu dem Innern, und zu den Bergbewohnern. Diese nennt Hamilton Monacaboes. Sie sind, ihm zufolge, weißer als die Malayen der Küste, dabei noch wilder und völlig roh, ohne irgend einen Grad von Kultur. Da sie völlig von andern Völkern abgesondert leben, so sehen sie auch eine jede fremde Nation für ihre Feinde an. Selbst ihre eigne Landsleute, die Malayen der Küste, müssen sehr auf ihrer Huth seyn. Wo diese nur irgend einen Anbau unterhalten, oder Reiß zu pflanzen suchen, da zerstören und verbrennen die Monacaboes, wo möglich, alles zur Nachtzeit. Daher sieht man nur einzelne, kleine, gutverzäunte Gärten dichte neben der Stadt Malacca. Ja

sie kamen eines Tages in bedeutender Menge von den Gebirgen herab, um die Stadt Malacca selbst nieder zu brennen. Nur durch die Kanonen wurden sie zurückgetrieben, und zugleich dadurch überführt, daß ihre Zaubereien, denen sie, wie alle rohe Völker, sehr ergeben sind, dagegen vergeblich angewendet seyen.

Auch Sonnerat theilt uns von diesen wilden Binnenländern sonderbare Nachrichten mit. Er nennt sie geradezu Menschenfresser, die hauptsächlich auf den Bäumen leben, und von dort aus auf die darunter durch Gehenden Jagd machen, um sie zu fressen.

Der Handel der übrigen Malayen des Küstenlandes mit ihnen soll fast auf eben die Weise geführt werden, als der stumme Handel mit einigen Negervölkern des Innern Afrika's, da man auch, wie bei jenen, ihre Sprache nicht versteht.

Diese Berg- und Waldbewohner bringen nämlich Zinn von den Gebirgen, und legen oder stellen es unter oder an die Bäume, dagegen legen nun die Küstenbewohner Waaren und Früchte, wovon sie wissen, daß sie ihnen angenehm sind, und so tauschen und handeln sie schweigend mit einander.

Sonderbar wäre es aber, wenn es mit der Wahrheit zuträfe, daß nämlich diese Waldmenschen nur periodisch dem andern Geschlechte huldigten, und hiedurch den Menschen überhaupt dem Thiere noch näher brächten.

Einigermaaßen wahrscheinlicher könnte freilich

diese Sonderbarkeit seyn, als das was dieser Reisende gleich darauf von einer zweiten wilden Menschenrace des Binnenlandes von Malacca erzählt, daß bei diesen nämlich die Füße einwärts gedrehet ständen. Er ist indeß selbst billig genug hieran zu zweifeln, wenn er es gleich aus dem Munde des Commendanten der Stadt Malacca selbst vernahm.

Stets bleibt es übrigens zu bedauern, daß da dieses reiche Land sicher mehrere treffliche Produkte, so wie auch uns unbekannte Völkerschaften enthält, die Reise, welche der Holländer van der Putten im Jahre 1745 zur Untersuchung desselben unternahm, vorzüglich den nördlich gelegenen Berg Ophir zu bereisen, gänzlich mislungen ist. Unterstützt von dem damaligen Gouverneur, drang er auf dem Flusse Moar, der Stadt Malacca südlich, mit 100 Begleitern vor, um weiterhin zu Fuße das unbekannte Binnenland zu untersuchen, allein der Fluß selbst zeigte bald Untiefen, und die meisten seiner Begleiter verließen ihn.

Jetzt da die Britten, denen der Untersuchungsgeist so eigen ist, von diesem Lande Herren sind, lassen sich vielleicht auch von dieser Seite beträchtliche Erweiterungen unserer Erdkunde hoffen, denn von den 3000 Quadratmeilen, welche die ganze Erdzunge betragen soll, kennen wir ja nur einige wenige Theile des Küstenlandes.

So läßt es sich auch hoffen, daß wir wenigstens etwas mehr Licht erhalten, über den ältern Zustand dieser merkwürdigen Länder Hinter-In-

diens Denn schon dasjenige was wir zuvor von Cochinchina, von Cambodia und endlich von Malacca selbst nur mit wenigen Worten angezeigt haben, deutet unwiderleglich auf einen ehemals weit größern Wohlstand und höhere Kultur.

Wie kann man sich aber diese eigentlich gedenken bei Völkern, welche unter dem unnatürlichsten Despotismus seufzten? Wie konnte der Handel z. B. in Malacca so blühend seyn vor der Ankunft der Portugiesen, in Ländern, wo der Monarch der Monopolist aller wichtigsten Produkte war? Oder trat dieß Mishandlen des Menschen nur erst um die Zeit der Ankunft der Europäer ein? Dieß scheint deßhalb gar nicht wahrscheinlich, weil die Malayen damals schon eben so abhängig von ihren Fürsten waren, und dabei dem Koran folgten; auch ist bekanntlich der ganze Orient nicht der Theil der Erde, woselbst man Regierung, Sitten und Moden plötzlich ändert. Sollte z. B. ein ansehnliches Volk in kurzer Zeit so sehr herabsinken, daß es seinen Tyrannen ungestraft erlaubte, die Unterthanen niederzuschießen, nur allein um die Güte eines Gewehrs zu probiren? Einen solchen Fall bezeugt nämlich der rechtliche Hamilton von dem Könige von Johore am südlichsten Ende von Malacca. Als ein Chinafahrer im Jahre 1698 dort eine Ladung Pfeffer zum Handel brachte, überreichte der Kaufmann dem Könige ein Paar Pistolen zum Geschenk. Der Engländer mußte zuerst ihre Güte gegen einen Pfosten probiren.

da der König aber selbst eine Erfahrung machen wollte, wie weit sie trügen, lud er sie von neuem, und schoß auf ziemliche Weite einen zufällig Vorübergehenden durch die Schulter!

Doch wir haben in der Folge bessere Gelegenheit über den ehemaligen Zustand dieser Länder etwas genauer zu seyn, wenn wir die Malayen auf den Sund-Inseln, den Molucken und den Philippinen werden kennen gelernt haben. Jetzt zu einigen der merkwürdigsten Inseln dieser Gegenden.

Der Mergui-Archipel.

Der große Inselhaufen, wovon uns hauptsächlich der englische Capitain Forrest mehrere genauer hat kennen gelehrt, ist in Norden, an der Westseite der Landzunge von Malacca gelegen. Er hebt eigentlich mit der Insel Tavay gegen den 13ten Grad der Breite und 98¾° Länge von Greenwich an, und erstreckt sich bis zu Ende der kleinen Aladine-Inseln, nimmt mithin gegen vier Breiten-Grade ein. Es scheint sonderbar, warum Forrest nur diejenigen Inseln hauptsächlich mit diesem Namen belegt, welche mit der Insel Clara unter 11° 15′ anheben, da doch Mergui nördlicher liegt, und die daselbst die Küste ebenfalls begleitenden Inseln selbst schon oberwärts Mergui in großer Menge vorhanden sind. Er setzt den Abstand derjenigen

Inseln, welche er mit der Insel Clara anfangen läßt, auf 15 bis 30 englische Meilen. Diese Insel sieht Forrest als den Schlüssel der von heraus bis zu den Aladins-Inseln gebildeten Straße an, denn diese hat er hauptsächlich untersucht, und daher auch Forrests Straße benannt. Nur allein in dieser Abtheilung des Mergui-Archipel zeigt die Originalkarte über 80 kleine und große Inseln. Forrest nennt davon bestimmt einige dreißig. Hierunter sind dann verschiedene von ansehnlicher Größe. So zeigt die Karte die Insel Sullivan 30 englische Meilen lang und 20 breit, auch Mathews-Insel und Dommel sind beträchtlich.

Viele dieser Inseln haben Schiefer und Marmor, bestänben also aus den Gebirgsarten der zweiten oder gar dritten Art. Auch fand Forrest die Ufer des festen Landes hin und wieder von ähnlicher Bildung. Den Profilen nach, welche er uns von mehreren derselben gegeben hat, scheinen einige wie volkanische Kegel dazustehen, indeß giebt es auch viele flache Inseln darunter. Sie sind großentheils gut bewaldet; mehrere mit ansehnlichem, brauchbarem Nadelholze, wie auch mit Kokos, Pisang, Bambus und andern Bäumen dieser Gegend; auf einer will man aber auch wirkliche Olivenbäume gefunden haben, daher erhielt diese Insel (unter 11° 20′ nördl. Breite) den Namen Oliveninsel.

Die Inseln sind unter sich durch tiefe, fahrbare Kanäle getheilt; das Meer selbst ist sehr fischreich, besonders fand man die zuvor ange-

führten eßbaren Schleimthiere (Biche del Mare) auch sehr schmackhafte Austern und viele eßbare Seeschwalbennester.

Mehrere haben gute sichere Ankerplätze, so auf Mathews- Insel, Haskings- und Macartneys-Busen u. a.

Den größten Vortheil den diese Inseln daher für die Schifffahrt und für den Handel darbieten, besteht darin, daß, da man durch diese Straße leicht, fast in jeder Jahrszeit aus Indien durch Umsegelung der Nordspitze von Sumatra nach Europa segeln kann, da man sonst wegen des Nordostmonsoons in irgend einem Hafen verziehen muß.

Hier verdient aber noch eine andere für die Nautik wichtige Nachricht aus dieser Gegend angezeigt zu werden. Will man von Bengalen nach Hinter-Indien gehen, so stehen nur die Straßen der Sundinseln zwischen Sumatra und Java, oder die Malacca Straßen offen, wenn man anders nicht einen noch weit größern Umweg südlicher nehmen wollte.

Begreiflich wäre daher der Vortheil sehr bedeutend, wenn sich eine Durchfahrt durch die lange Erdzunge von Malacca fände. Diese ist nun zwar nirgend vorhanden, indeß belehrt uns Forrest, es finde sich in dieser nach ihm genannten Straße beinahe unter dem 10ten Breiten-Grade, der kleinen Insel Hastings gegenüber, der Küstenfluß der Erdzunge, Krqw genannt. Dieser führe ins ein schönes, an Siam gehörendes Land. Von ihm laufe, nur um 6 Stunden

entfernt, der Fluß Tomfong in entgegengesetzter Richtung von dem Scheidegebirge zum Meerbusen von Siam hinab, woselbst er sich, der Insel Larchin gegenüber, ins Meer ergießt. Dieß gäbe mithin nur einen Tragepfad von wenigen Stunden. Würden die Waaren um die Mündung des Kraw ausgeladen, und zu Lande bis zu dem fahrbaren Punkte des Tomfong geführt, dann wären nicht nur viele hundert Meilen erspart, sondern man entging zum Theil den Schwierigkeiten der Passatwinde, und vielen malayischen Seeräubern. Daß eine solche Abkürzung selbst für Handelsunternehmungen sowohl für mehrere Theile Hinter-Indiens, als besonders für schnelle Benachrichtigungen nach China, bei einem auszubrechenden Kriege, von größter Wichtigkeit werden könnte, hievon überzeugt uns ein einziger Blick auf die Karte Asiens.

Dieß würde wahrscheinlich uns, oder besonders die Britten in nähere Verbindung bringen mit dem Binnenhandel dieser Gegenden von Hinter-Indien, wovon ebenfalls Forrest uns Nachricht giebt. Weit oberhalb Ava, zwischen den Reichen Pegu und China, findet sich nämlich ein Strich Landes, der zehn Monate im Jahre unbenutzt da liegt, und hiedurch allen Gränzstreitigkeiten zuvorkommt. In den dort schönen Monaten Januar und Februar hingegen kommen hier die Kaufleute dieser Völker zusammen, vertauschen ihre Waaren gegen einander, und verwandeln diese Wüste in eine lange volk-

reiche Meſſe. Doch wir kehren zu dem Merguiarchipel wieder zurück.

Der zahlreichſte Inſelhaufen dieſes Archipels zeigt ſich den Karten nach nördlicher als die Inſel Clara, der Stadt Mergui ſelbſt gegenüber. Hier iſt die Summe der Inſeln zugleich von Oſten nach Weſten weiter verbreitet.

Die beſtimmteſten Nachrichten haben wir indeß nur von ein Paar ſüdlichen Inſeln; ihre Beſchreibung reiche daher hin, uns von dem Werthe der übrigen einen richtigen Begriff zu geben.

Die Inſel Yünk-Seilon, Oſſonk-Seylon auch Salanga genannt, hat dieſen Namen erhalten durch den verdorbenen Ausdruck Udſſong-Seilang, welches ſo viel ſagt, als das Vorgebirge Seilang.

Vermöge dieſes Namens beſtätigt Forreſt mit Recht die Wahrſcheinlichkeit, welche auch die Karte angiebt, daß die Inſel vormals einen Theil des feſten Landes ausgemacht habe. Denn wäre ſie ſtets eine Inſel geweſen, ſo würde ſie ſicher Pulo-Seilon, die Inſel (Pulo) Seilon benannt worden ſeyn. Der Kanal, oder vielmehr die Sandenge, die ſie von dem feſten Lande der Erdzunge trennt, iſt nur ½ engliſche Meile breit, und doppelt ſo lang, ſie iſt nur zur Fluthzeit vom Waſſer bedeckt.

Sie erſtreckt ſich von 7° 50′ bis auf 8° 27′ nördl. Breite unter 98° 40′ Länge von Greenwich, hält etwa 40 engliſche Meilen in die Länge und 15 in die Breite.

Es liegen mehrere kleine Inseln in ihrer Nähe, und 16 Meilen nach Osten, die ansehnliche Insel Pulo-Pandsjang (die lange Insel).

Punk-Seilan bietet den Vortheil dar, ganz umher guten Ankergrund zu haben. Der treffliche Hafen Popra auf ihrer Nordseite am festen Lande, ist eben durch sie mit geschützt, aber auch auf der Insel selbst findet sich noch ein andrer Hafen an der Südwestseite. Die Schiffe legen sich indeß auf einer guten Rheede vor Anker unter 8° 10′ Breite. Hier gegenüber findet sich das Dorf Teroa von etwa 80 Häusern. Hohes Gebirge hat Punk-Seilan zwar nicht, und auch eben daher keinen großen Fluß; dagegen gewähren die ansehnlichen Hügel mehrere schöne Bäche; die Baien, worin sich diese ergießen, sind mit Mangelbäumen besetzt, sie dienen zugleich, um einen feindlichen Anfall zu erschweren.

Die Witterung ist hier sehr angenehm; die Hitze nie übermäßig; der Regen hebt im Julius an, und dauert absatzweise bis zum November. Hierauf folgt schönes Wetter mit kühlem Nordostwinde, der den Pflanzen sehr zuträglich ist.

Von Thieren enthält Punk-Seilan, wilde Schweine, Rehe, (vielleicht Gazellen?) aber keine wilde Elephanten, wohl aber zahme, außerdem alle unsere Hausthiere, nur keine Pferde. An Geflügel ist kein Mangel.

Das Hauptprodukt der Insel, wodurch fast der Handel gänzlich betrieben wird, ist Zinn. Die Ausfuhr des Zinns betrug noch zu Forrests

Zeiten (1784) gegen 500 Tonnen, vormals war sie aber weit stärker. Die Hauptursache dieser nachtheiligen Verminderung liegt an der Regierung selbst. Diese, die Siamische, hat nämlich den auch hier gewerbsamen Chinesen das Vorrecht verpachtet, daß alles Zinn, welches die Einwohner graben, den chinesischen Schmelzern eingeliefert werden muß, da sie dann für das Schmelzen 12 vom Hundert erhalten, außerdem muß der Zinngräber für ein gewisses Gewicht in Schlacken ein gewisses Gewicht in Erz liefern. Diese Auflagen nebst den 25 vom Hundert, welches überdieß die Regierung von allem auszuführenden Zinn den Grubenleuten abnimmt, sind so unvernünftig hart, daß die Einwohner stark darauf ausgehen, sich der tyrannischen Herrschaft von Siam zu entziehen. Selbst der damalige siamische Gouverneur war darauf bedacht, den Hof zu vernünftigen, mildern Maaßregeln zu bestimmen.

Ein großer Theil des Zinns wird von den Engländern eingehandelt, das übrige geht nach Queda. Sonst ward dafür viel Opium eingetauscht, jetzt da dieß verboten ist, hauptsächlich indostanische Güter, und von europäischen Waaren Eisen, Stahlwaaren und breite Tücher.

Das Zinn dient hier gleichfalls statt der Münze. Hiezu bedient man sich kegelförmiger Zinnstückchen, welche man Puhr nennt, Stücke von 3 bis zu ¾ Pfund. Man darf sie aber nicht ohne Abgaben ausführen, hiedurch entsteht ein bedeutender Schleichhandel. Das Pekul Zinn

zu 133 Pfund gilt zwischen 12 bis 13 spanische Thaler. Uebrigens sind hier auch alle sonstige indische Münzen gangbar.

Die Bewohner von Yunk-Seilan sind von schönem schlanken Wuchs; ihre Gesichtszüge sind malayisch, allein der Blick, (also wohl das Auge) chinesisch.

Sie sprechen und schreiben siamisch; schreiben wie die Europäer von der Linken zur Rechten, und schreiben ohne Linien sehr gerade. Fast alle verstehen malayisch.

Ihre Religion ist ebenfalls die ihrer Oberherrn, der Siamer, daher auch hier Talapoinen, Pagoden und Klöster.

Sie sind Polygamen, doch führt die erste Frau die Haushaltung. Keine Frau darf das Land verlassen.

Die Gesammtanzahl der Einwohner der Insel setzt Forrest auf 12000. Diese sind in mehr als 17 Ortschaften vertheilt. Hierunter ist Popra und Terowa wegen der Bay, Brintsching, Kaköning, Patris, Tallong und Patong aber wegen ihrer Zinngruben bemerkenswerth. Popra gehört eigentlich dem festen Lande.

Die zweite für uns wichtige Insel wäre dann Pulo-Pinang, d. ist, die Betelnuß-Insel. Sie ist unter 5½° nördl. Breite und 98° 40', östlich von Greenwich gelegen, den Flüssen Prey und Qualo-Modo des festen Landes gegenüber. Ihr Umfang beträgt zwischen 30 und 40 englische Meilen. Der Boden ist fruchtbar, hat Ebenen und sanfte Anhöhen. Sie hat hin-

reichendes Quellwasser, mehrere Bäche und sichere Ankerplätze. Das Meer liefert die eßbaren Fische reichlich, größtentheils Plattfische (Pleuronectes), und die felsigten Küsten sind mit den schmackhaftesten Austern besetzt.

Diese Insel ist für uns nur erst seit der Zeit merkwürdig worden, da der König von Queda, ihr vormaliger Oberherr, sie an den Capitain Light, und dadurch an England abgetreten hat.

Capitain Light stand in Seedienſten der engl. ostindischen Compagnie, hatte sich lange unter den Malayen aufgehalten, sprach das Malayische in Vollkommenheit, und war schon deßhalb dieser Nation sehr beliebt. Um den König von Queda hatte er aber noch ein besonderes Verdienst. Bei dem Ausbruch eines Aufruhrs in seinem Lande, ward dieser hauptsächlich von dem englischen Capitain gestillt. Dadurch ward der König ihm so gewogen, daß er ihm eine seiner Prinzessinnen zur Gemahlin gab, und zur Mitgabe die Insel Pulo-Pinang.

Der Capitain Light ward nach der Weise der Malayen mit der Prinzessin verheirathet. Hiedurch haben wir zugleich eine umständliche Nachricht von den Ehen und Verheirathungsfeierlichkeiten der Malayen erhalten, und diese verdient, wegen der Sonderbarkeit der Gebräuche, als Beitrag zu den Sitten dieses merkwürdigen, bei weitem nicht hinreichend bekannten Volks, hier unstreitig einen Platz.

Die Malayen weichen darin von den meisten übrigen Völkern des östlichen Asiens ab, daß bei

ihren Ehen ein wirklicher Contrakt statt findet, und zwar auf den Fuß einer völligen Gleichheit beider Partheien; ein Zeugnis mehr für eine seit langen Zeiten förmlich eingerichtete Societät. Indeß erhalten doch die Anverwandte der Braut ein besonderes Geschenk; bei gewöhnlichen Ehen etwa 12 Thaler an Werth.

In dem Heirathscontrakt wird sodann festgesetzt, daß jede Art von Vermögen, und jeder Gewinn oder Einnahme beiden Theilen in gleichem Maaße angehört; ebenfalls wird daher, bei einer mit beiderseitiger Uebereinstimmung eintretenden Ehescheidung, die Masse des ganzen Vermögens, wie aber auch der etwa vorhandenen Schulden gleichförmig getheilt.

Besteht hingegen der Maun einseitig auf die Scheidung, so muß er der Frau nicht nur die Hälfte des Vermögens herausgeben, sondern ebenfalls jene 12 Thaler zurückzahlen.

Fordert die Frau die Scheidung, dann ist sie der Hälfte des Vermögens verlustig bis auf ihre Paraphernalien (Sachen zu ihrem eigenen Gebrauch und Disposition); allein die 12 Thaler müssen ihre Verwandte dem Manne auf sein Verlangen rückzahlen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind nun folgende. Die Freunde, Verwandte, Sklaven und übriges Hausgesinde des Bräutigams und der Braut kleiden sich auf das prächtigste, und stellen, unter Abfeuerung einiger Gewehre, vor den Wohnungen von beiden viele Stangen auf, die mit Franzen von weißer und rother Baumwolle geziert sind.

Nachmittags geht der Bräutigam aus seiner Wohnung zu der Braut in folgender feierlichen Prozession.

Vier Männer eröffnen den Zug; sie tragen Stangen woran Stöcke befestigt sind, worauf Andere mit kleinen Stöcken trommeln. Diesen folgen wiederum Andere, welche lange Trommeln rühren. Hierauf viele, zuweilen 60 bis 100 Männer, die da auf Stöcken schlagen, welche ihnen um den Hals hängen. Dann zeigen sich zwei mit Pfauenfedern oder Pferdeschweifen; und diesen folgen 30 bis 40 mit Schwerdtern, Pfeilen und Schildern bewaffnet. Sie machen mehreremale auf der Straße Halt; tanzen oder führen zur Belustigung der Zuschauer Gefechte auf. Hierauf kommen abermals Trommelschläger, sodann reichgekleidete Frauen; einige mit Blumen, andere mit Gemälden oder auch güldenen Gefäßen und Kleidungsstücken als Geschenke für die Braut; wiederum andere bringen Hausgeräthe.

Sodann zeigt sich endlich der Bräutigam selbst auf einem prächtig angeschirrten Pferde, neben ihm reiten zwei seiner genauesten Freunde, und eine lange Reihe von ihm zur Hochzeit geladener Gäste. Sind sie beim Hause der Braut angelangt, dann stellen sich alle Trommelschläger um den Bräutigam, und die Männer, die die Waffen tragen, bilden einen Gang für die Weiber mit dem Hausrathe. Sobald hierauf der Bräutigam abgestiegen ist, tritt die Braut mit einem Gefäß voll Wasser hervor; sie kniet nie-

der und wäscht dem Bräutigam die Füße, fa
ihn dann bei der Hand, und führt ihn in ih
Wohnung; hier bleiben sie eine Zeitlang b
einander. Nun kommt er mit ihr an der Ha
aus dem Hause, und führt sie, begleitet vo
dem ganzen Zuge in voriger Ordnung nach se
ner eigenen Wohnung. Er tritt zuerst hinei
alle Gäste folgen ihm, und feiern dort drei Tag
hindurch die Hochzeit.

Der Capitain Light trat nun bald nach seine
Heirath die Insel als seine Mitgabe dem König
von England ab. Dieß geschah am 11ten Aug
1786, am Geburtstage des Prinzen von Wal
lis, mit mehreren Feierlichkeiten, wobei sich 10
Sipahs aus Bengalen unter dem Command
des Lieut. Gray befanden*). Die Insel er
hielt den neuen Namen: Prinz Walli
Insel.

Der Capitain wußte bald einige Tausend Men
schen, Malayen, Chinesen, Mauren und Andere
herüber zu bringen, und hinreichende Lebens
mittel aller Art. Die Niederlassung hatte guten
Fortgang. Im Jahre 1790 kostete ein Stier
nur 8 bis 10 Thaler. Die Malayen siedelten
sich hier gerne an, und es soll dem Könige diese
Abtretung bereits so sehr gereuet seyn, daß man
vermuthet, den kurz zuvor von den Seeräubern
aus Mindanao auf die Insel gemachte Angriff
sey auf sein Anstiften geschehen.

---

*) M. s. das Kupfer.

So mag diese vormals öde Insel, selbst wenn sie auch kein Zinn und andere Mineralien, wie man doch glaubt, enthält, wegen der Güte des Bodens, vorzüglich aber wegen der Nähe der großen Etablissements der Engländer, und wegen des Schutzes den ihre Schiffe hier in jeder Jahreszeit genießen, eine wichtige Station in diesem Ocean bilden.

Die Andaman- und Nicobar-Inseln.

Rückt man gegen 4 Längen-Grade in den großen Meerbusen von Bengalen weiter nach Westen hin, so zeigen sich zwei Inselgruppen von größerer Bedeutung.

Die erste, die der Andaman-Inseln, verdient nicht nur wegen ihrer höhern Lage nach Norden, sondern auch wegen der Größe der Inseln selbst den ersten Platz. Zuvor aber folgende allgemeine Ansicht.

Die genaue Ansicht dieses Meerbusens mit einer guten Karte in der Hand, zeigt, von dem Siamischen oder Birmanschen Vorgebirge Negrais aus, ein durch eine lange Inselkette geformtes langes Becken, das bis zu der großen Sund-Insel Sumatra hinabgeht.

Ganz nahe am Cap Negrais ist nämlich die Insel Diamond, hierauf die Insel Preparis, sodann die Cocos, hierauf die Andaman-Inseln, und weiter in Süden Carnicobar, schon zu den folgenden Nicobar-Inseln gezählt, nach diesen Pulo-Rondo, der dann Pulo-Way und Bras-

sen folgt, und so die ganze Inselkette an Sumatra anschließt.

Das Ganze wäre mithin nur die in Norden stets weiter auseinanderlaufende Straße von Malacca; ein sehr großes Meerbecken, das aber in seinem Innern besonders gegen Norden hin, fast ganz ohne Inseln geblieben ist, bis auf das wüste Eiland (Barren Isl.), und nördlicher die hohe Felseninsel Narcondam, dem Hafen Cornwallis auf Andaman gegenüber.

Mehrere Theile oder Inseln von dieser Reihe, besonders wohl die Andaman- und Nikobar-Inseln sollen indeß bereits dem Ptolomäus bekannt, und von ihm unter dem Namen der Inseln des Guten Glücks bezeichnet worden seyn.

Genauere Bestimmungen von ihnen und ihren sonderbaren Bewohnern verdanken wir aber zuerst ein Paar Arabern vom neunten Jahrhundert, deren Anzeigen Renaudot übersetzt geliefert hat, ferner den Franzosen und hierauf den Britten.

Die Andaman-Inseln werden gewöhnlich in die große und kleine dieses Namens getheilt. Indeß wird es sich gleich zeigen, daß diese Eintheilung eigentlich nicht hinreichend ist.

Die ganze Inselgruppe erstreckt sich von 10° 32′ nördl. Breite bis 14° 3′, größtentheils unter 93° östl. Länge von Greenwich; doch liegt der südliche Theil, und besonders die kleine Andaman-Insel gegen ½ Grad westlicher.

Die große, nördlichste Andaman-Insel läuft bis gegen 11¾ Grad der Breite hinab. Die

kleine Insel dieses Namens findet sich durch mehrere Inselchen von jener abgesondert, und liegt unter 10° 30′ nördl. Breite.

Aber jene große Andaman-Insel ist selbst wiederum in mehrere Theile, oder wenn man will, Inseln zerschnitten. Diese Entdeckung verdankt man einem Zufall, da im Jahre 1791 ein Boot, welches von einem englischen Frachtschiffe ausgesandt ward, um einen dortigen Hafen zu untersuchen, Abends von einer Strömung unweit der Insel in einen engen Kanal hineingerissen wurde, der die Insel in zwei Theile theilt, sie liegen indeß so enge neben einander, daß nur ein kleines Boot zwischen sie durchfahren kann. Dieses Boot ward hierauf in das bengalische Meer fortgetrieben, und die wenige Mannschaft wäre unstreitig gänzlich vom Hunger aufgerieben worden, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie, nach einer Fahrt von 18 Tagen, einem französischen Fahrzeuge zugeführt hätte. Wirklich war die Noth dieser Unglücklichen so hoch gestiegen, daß von den 7 Matrosen bereits drei nach einander den übrigen hatten zur Nahrung dienen müssen. Man fand nur noch vier ausgemergelte Menschen, wahre Gerippe! Die Franzosen retteten sie durch die beste Unterstützung vom Tode.

Aber nicht bloß diesen Durchgang zeigen die neuen englischen Karten, sondern sogar einen zweiten noch weiter in Süden, so daß dann diese lange Insel aus drei dicht nebeneinander gedräng-

ten, wahrscheinlich vom Meere getheilten, Stücken zusammengesetzt ist.

Schon im Jahre 1765 suchte Herr Chevalier, ein sehr richtig sehender Mann, Gouverneur von Chandernagor, nicht nur die französische Regierung auf die Wichtigkeit des Besitzes dieser Inseln aufmerksam zu machen, sondern sie auch zu der Besitznahme zu bestimmen. Er unternahm auch deßhalb eine eigene Untersuchungsreise zu den Andaman-Inseln. Er stellte seiner Regierung sehr bündig vor, daß bei der furchtbaren Vergrößerung des Länderbesitzes Englands in Ostindien es um die Sicherheit von Pondichery äußerst mislich stehe. Man müsse daher die Andamans-Inseln, da sie in einer geringen Distanz von Pondichery gelegen, gute Häfen besitzen, dabei fruchtbar seyen, und treffliches Schiffsbauholz liefern, und durch ihre Lage gleichsam die Schlüssel von Bengalen wären, zum Schutz der französischen Niederlassungen Indiens und des französischen Handels in Besitz nehmen. Auch sey keine Zeit zu verlieren. Man werde bald sehen, daß die Engländer, auf alles aufmerksam, wodurch ihre Macht in Ostindien gesichert werde, sich dieser Inseln bemächtigen würden.

Dieser brave, warnende Patriot ward, wie dieß bei den Großen nur zu oft der Fall ist, nicht gehört. Was er vorher sah, geschah; die Engländer ließen sich im Jahre 1791 an der Südspitze der großen Insel nieder, legten aber drei Jahre nachher, auf Anrathen des Lord Cornwallis ihre Colonie nach Norden, an einem

guten Hafen, der noch jetzt den Namen Cornwallis trägt. Hiedurch erhielten sie für ihre Kriegsschiffe beim herrschenden Nordostwinde, einen sichern Hafen, und für die Verbrecher von Bengalen errichteten sie einen Verbannungsort und Kolonie, der dem von Botany-Bay ähnlich.

Diese Kolonie belief sich im Jahre 1795 auf 700 Köpfe. Hierunter war die Compagnie der Sipays mit begriffen, welche zur Bewachung der Verbrecher diente. Die Lage jenes Hafens und der kleinen Insel Chatham ist sehr mahlerisch. Man sieht ein großes Wasserbecken voll kleiner Inselchen, das von allen Seiten vom Lande eingeschlossen ist, und von hohen Gebirgen umgeben, die mit undurchdringlichen Wäldern beschattet werden.

Die Kolonie selbst ist an dem Abhange eines Hügels, unweit des Meeres angelegt, und die Wohnungen sind fest und bequem erbauet. Begreiflich hatten die ersten Kolonisten viele Schwierigkeiten zu überwältigen, Wälder umzuhauen, Land urbar zu machen u. dergl. Hauptsächlich war aber die Atmosphäre selbst zu bekämpfen. Die anhaltenden Regen des Südwestwindes, fast von 8 Monaten, gaben nach dort angestellten Beobachtungen auf 98 Zoll Wasser. Nur die Nordostwinde bringen dagegen dauernd gutes Wetter.

Von Baumarten besitzt die Insel den Pagodenbaum (Ficus religiosa), den Mandel- und einen Oelbaum. Man soll auch gutes Terpentinöl daraus ziehen, wenn man den Stamm des

Baums aushöhlt, und inwendig Feuer anlegt, nachdem man zuvor tiefe Einschnitte in die Rinde des Baums gemacht hat.

Ferner wächst hier der zum Krumm- (Schiffs) Holz sehr nützliche Penaigre-Baum (?) und der Eisenbaum, der selbst der Axt Trotz bietet; das Rothholz, es giebt Meublen von eben so großer Schönheit, als die von Mahagonyholz. Höchst wahrscheinlich wächst hier ebenfalls der Tikbaum, und vielleicht jenes zu Masten benutzbare Nadelholz, welches Forrest Pahn nannte. Viele Bäume sind indeß noch unbekannt, da das Innere, so viel wir wissen, noch undurchdrungen geblieben ist.

Von vierfüßigen Thieren fanden sich hier dem Coolebrock zufolge, Affen; das Ichneumon; ferner Schweine und Ratten; die Engländer haben unstreitig unser übriges Hausvieh herüber gebracht.

Von den Vögeln zeigen sich Tauben, Papagayen und indische Krähen, da sie aber scheu sind, so läßt sich vermuthen, daß sie von den Einwohnern gejagt werden. Auch finden sich zuweilen Falken; von Wasservögeln aber der Taucherkönig (?) eine Art Brachvögel, und die kleine Meve. In den Felsenklüften nistet die berühmte Schwalbe, deren Nest eßbar ist.

An Fischen ist großer Reichthum, nur während der stürmischen Jahrszeit ist ihr Fang beschwerlich. Die vorzüglichsten darunter sind: die graue Barbe, der Kabeljau, die Glattroche, die Meerzole (Pleuronect.). Die Küste liefert.

Austern, schöne Meermuscheln und Stachelschnecken, Seestauden, Corallen; und ein englischer Seekapitain hatte schon damals eine vorzügliche Sammlung davon gemacht.

Auch den Iguon (Lacerta Igu.) trifft man hier nebst verschiedenen Schlangen und Skorpionen; ihr Biß ist indeß nicht sehr gefährlich, sobald man Eau de Luce oder Opium dagegen gebraucht.

Die Bewohner dieser Inselgruppe sind es aber vornämlich, welche seit langer Zeit ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des Anthropologen waren. Sie waren als ein sonderbar gestaltetes Volk bekannt, und man nannte sie nie ohne Entsetzen; man sahe in ihnen stets vorzugsweise Menschenfresser; und wußte es sich auf keine Weise zu erklären, wie gerade hier, unweit Bengalens und Siams, also in der Nähe gesitteter, wenn gleich asiatischer Staaten, ein Volk unter dem schönsten Himmel, umgeben vom fischreichen Oceane, auf einer nicht unfruchtbaren Insel, so gänzlich von jenen Nachbaren sowohl an Gestalt als Sitten abweichen sollte.

Was man von diesem sonderbaren Völkgen jetzt nun näher weiß, besteht in folgendem.

Die Bewohner der Andaman-Inseln erreichen selten eine Größe von fünf Fuß. Ihre Gliedmaaßen sind unverhältnißmäßig dünn. Ihr Unterleib ragt hervor, dabei haben sie hohe Schultern und große Köpfe; was aber in diesem Theile der Erde noch seltsamer scheint, sie sind ein wirkliches Neger-Volk, mit wolligtem Haar,

platten Nasen und aufgeworfenen Lippen. Ihre Augen sind klein und roth; die Haut von tiefer rußartiger Schwärze, und es verdient, sagt Symes, daher mit Recht einer Untersuchung, woher dieses, allen Nachbarn des festen Landes, ja sogar den sehr nahe gelegenen Nicobar-Insulanern so durchaus unähnliche Volk seinen Ursprung mag genommen haben. Einige vermuthen, ein portugiesisches Sklavenschiff sey, aus Mosambique kommend, hieher getrieben, und habe diese Inseln mit Negern bevölkert.

Uebersieht man den großen Ocean genauer, so wird es sich zeigen, daß die Negerrace nicht auf so wenige Theile Asiens beschränkt ist, als gewöhnlich geglaubt wird; ja ich werde bald Gelegenheit haben, diese Zweifel und Zwistigkeiten über das Vorhanden seyn dieser Neger, wie ich hoffe, hinreichend zu heben *).

Diese Neger gehen völlig nackend, selbst das andere Geschlecht bezeigt hierin keine Schamhaftigkeit.

Die Engländer hatten durch ein Gericht Fische, zwei junge Mädchen an Bord eines im Hafen gelegenen Schiffes gelockt. Da man sie mit vieler Milde behandelte, so ließen sie bald alle Furcht fahren, indeß wachten sie mit größter Sorgfalt für ihre Unschuld. Man hatte ihnen ein eigenes Zimmerchen im Schiffe zum Schlafen angewiesen; dem ungeachtet blieb die eine stets

*) M. s. Australien, 2r Band.

wach. Sie ließen sich zwar bekleiden, allein bei der ersten Gelegenheit warfen sie die Kleider, als eine unnütze Bürde, wieder von sich. Sobald ihr erster Schrecken vorüber war, wurden sie zutraulich und munter, schwatzten mit Freimüthigkeit fort, und fühlten ein unaussprechliches Vergnügen, ihre eigene Gestalt im Spiegel zu sehen. Sie sangen gerne, bald in einem traurigen, bald in einem lebhaften Tone. Oftmals tanzten sie mit großer Behendigkeit auf dem Verdeck, und schlugen dabei mit ihren Hacken an den Hintertheil des Körpers.

Ihr Gesang bestand in einer wilden Melodie, und ihre Geberden waren während desselben voller Leidenschaft.

Die Sprache verräth nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einer Mundart Indiens; dieß zeigen wenigstens die 41 Wörter, welche der Engländer Colebrock mitgetheilt hat. Die Erde heißt bei ihnen Totongnandschih.

Weder Wein noch irgend ein anderes geistiges Getränke wollten jene Mädchen genießen. Nur Reiß, Zucker und Fische waren ihnen angenehm. Man hatte sie in einem verhungerten Zustande gefangen, und sie betrugen sich anfangs ruhig; so bald sie sich aber durch gute Nahrung erholt hatten, ward ihnen die Beschränkung auf dem Schiffe lästig. Als daher einst um Mitternacht alles bis auf den Wächter im Schiffe schlief, schlichen sie leise durch das Zimmer des Capitains, sprangen zu den Fenstern des Hintertheils hinaus, und schwammen nach einem Eilande.

welches eine halbe englische Meile vom Schiffe entfernt lag. Der Versuch, sie mit Güte wieder herbei zu locken, gelang nicht, und auf der Insel sie aufzusuchen, wäre ebenfalls nicht leicht ausführbar gewesen.

Die Wohnungen der Abamaner sind äußerst schlecht und einfach. Vier Stangen, welche in die Erde gestoßen sind, werden oben zusammen gebunden, und durch andere, in die Queer gelegte, befestigt. Auf einer Seite ist eine Oeffnung gelassen, genau so groß, daß ein Mensch hineingehen kann. Das Bette ist blos ein Lager von Baumblättern.

Sie werden stark vom Ungeziefer geplagt, daher übertünchen sie jeden Morgen den Körper mit Schlamm, der an der Sonne gedürrt, einen undurchdringlichen Panzer bildet, zugleich bemahlen sie ihren wolligten Kopf mit Ocker; so geputzt ist ihr Ansehn scheußlich.

Ihre Waffen bestehn aus Bogen und Pfeil. Der fünf Fuß lange Bogen ist, so wie die Pfeile, von Rohr; die Saite von Bambusstreifen oder Baumfasern. Die Pfeile sind entweder nur zugespitzt, oder mit scharfen Fischknochen versehen. Ueberdieß führen sie ein Speer von schwerem, scharfgespitztem Holze, und einen Schild von Baumrinde.

Mit diesen Speeren gehen sie gleichfalls auf den Fischfang aus, und sie sollen die Fische in den fischreichen Buchten sehr geschickt zu schießen verstehen. Jedoch haben sie auch Netze für kleinere Fische, welche aus den Fibern der Baum-

rinden gemacht sind, und Körbe von Weiden geflochten, um sie darin fortzutragen. Sie essen die Fische auf Kohlen geröstet.

Ihre Kähne bestehen in einem ausgehöhlten Baumstamm, und ihre Flößen aus Bambusrohr, die sie mit Rudern lenken.

Haben sie das Glück, eins von den wenigen Schweinen zu tödten, welche sich am Rande der Waldungen auf ihren Inseln zeigen, so heben sie die Hirnschaale und die Zähne sorgfältig auf, um ihre Hütten damit zu zieren. Sie essen übrigens auch begierig Eidechsen, Ratten und Schlangen.

Aus dem Pflanzenreiche ziehen sie wenig Nutzen. Nur die Früchte der Manglebäume scheinen bei ihnen am meisten im Gebrauch; man fand sie in denen von ihnen verlassenen Wohnungen in Wasser eingeweicht. Die Kokosnüsse liebten sie sehr, wenn sie deren habhaft werden konnten, denn auf dieser Insel wuchs die Kokospalme bis jetzt nicht. Da es ihnen an feuerfestem Geschirr fehlt, so muß ihnen die Benutzung vieler Pflanzen entgehen. Chevalier behauptet indeß, er habe bei seiner Fahrt um die Westküste der großen Insel guten Anbau gesehen. Indeß bezeugen die dort angesiedelten Engländer, daß der Hunger oftmals bei diesen Negern herrsche.

Ihre Religion besteht in Anbetung der beiden großen Lichter der Erde, der Sonne und des Mondes. Die erste halten sie indeß höher; auch verehren sie Wald- und Wassergeister, jedoch

als untergeordnete Wesen. Die Gewitter schreiben sie einem bösen Geiste zu. Wenn die südwestlichen Passatwinde stürmen, so suchen sie durch wilde Chöre, die ganze Versammlungen von ihnen absingen, sie zu besänftigen. Ob sie ein höchstes Wesen und einen Zustand nach dem Tode annehmen, hat man bis jetzt noch nicht ausfindig gemacht.

Das, wodurch aber die Andamaner noch merkwürdiger sind, ist der Ruf in welchem sie seit langer Zeit standen, Menschenfresser zu seyn. Bestimmte Angaben für diese scheußliche Gewohnheit sind indeß wohl nicht vorhanden; auch sieht man nicht, wie man diese Sitte bei einem Volke könnte beobachtet haben, das sich bisher allen Fremden so sehr entzog, daß es nicht einmal einem Boote erlaubte, an seinen Küsten zu landen. Als der Capitain Monneron während des Kriegs der Engländer mit Kasham-Aly-Kan von Bombay aus mit Hülfstruppen nach Bengalen gesandt ward, und sich in diesen Gegenden in Wassersnoth befand, glaubte er sich auf Andaman damit versehen zu können. Er sandte zu dem Ende ein Boot ans Land; allein die Mannschaft wurde sogleich ohne die mindeste Veranlassung von ihrer Seite, mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen dergestalt begrüßt, daß sie nicht zu landen wagen durfte, einer wurde getödtet, und mehrere verwundet. Freilich war dieß vor der Besitznahme der Insel durch die Engländer.

Indeß zeigen sie sich noch eben so wild, besonders sobald sie gereizt werden.

Einige Fischer der neuen englischen Kolonie lockten eine Frauensperson durch Eßwaaren an sich; da sie ihr Gewalt anthun wollten, brach auf ihr Geschrei eine große Anzahl Neger aus den Waldungen hervor, und schlugen zwei dieser Fischer sofort zu Boden. Man fand nachmals ihre Körper auf eine grausame Weise verstümmelt, durchstochen, und die Gebeine selbst zerschmettert; allein das Fleisch war nicht abgelöset, auch kein einzig Glied abgenommen. Dießmal waren mithin die Andamaner keine Menschenfresser. Indeß geben ihnen ihre nächsten Nachbarn, die Bewohner der gleich folgenden Nicobar-Inseln dennoch diese Gewohnheit schuld; wenigstens sind sie bösartig, denn sie überfielen diese ungereizt, und tödteten mehrere derselben.

Uebrigens wäre es nicht unmöglich, daß die große Dürftigkeit, worin sie wegen Mangel des Anbaues leben, sie zu einer so widernatürlichen Sitte herabgebracht hätte, da wir wissen, daß mehrere Völker des Südmeers, selbst solche, denen es weit weniger an Lebensmitteln gebricht, sich der Anthropophagie schuldig machen. Auch mag das scheußliche und dürftige Aeußere der Andamanen zu der Vermuthung beigetragen haben, daß bereits seit dem neunten Jahrhunderte diese rohen Neger so böser Nachrede ausgesetzt gewesen sind.

Wahrscheinlich verdanken sie es ebenfalls ihrer Unkultur, daß ihre Volkszahl unter diesem schö-

nen Himmel und fruchtbaren Boden so geringe ist. Der Capitain Stochoe schätzt sie überhaupt nur auf 2500 Menschen. Diese ziehen dann in kleinen Horden längst den Küsten umher, nähren sich kümmerlich, und fliehen jeden andern Menschen aufs äußerste. Dieser Abscheu, und die Furcht gegen Fremde ist so groß, daß wenn die Engländer sich nur ihren Hütten näherten, selbst um ihnen einige Nahrung zu bringen, sie sofort aus den Hütten entflohen, ja sie gänzlich verließen. Da die stürmische Jahrszeit ihnen die Fischerei äußerst erschwert, so begreift man leicht ihr trauriges verhungertes Ansehn. Sie scheinen auch in dieser Rücksicht mit den Neuholländern übereinzukommen. Das Beispiel der neuen Ansiedler mag vielleicht für sie von den glücklichsten Folgen seyn.

Im Ganzen haben diese Insulaner, sowohl nach ihrem Aeußern als nach ihren Sitten, sehr viel Aehnlichkeit mit den Neuholländern, oder wenn man will, Diemensländern. Ein Hauptunterschied wären etwa die kleinen rothen Augen der Andamanen.

Die Nicobar-Inseln sind in gerader Richtung, südlich unter den Andaman-Inseln gelegen; und es ist merkwürdig genug, daß diese, obgleich von einer verschiedenen Menschenvarietät bewohnt, dennoch ebenfalls seit langer Zeit wegen einer Seltsamkeit berühmt sind.

Rechnet man die Insel Car-Nicobar mit dazu, und dieß läßt sich allerdings annehmen, dann fangen diese Inseln bereits über dem 9ten Grade

der Breite an, und gehen bis zum 7ten Grade nach Süden hinab.

Carnicobar liegt unter dem 9ten Grade der Breite, und 93° 20′ Länge von Greenwich, von den übrigen Inseln sind die größern Camorta, Noncowery und groß Sambelong; Dampier legt Nicobar, wo er selbst landete, unter 7° 30′ der Breite. Die ganze Erstreckung betrüge mithin von Norden nach Süden etwa zwei Grad. Der Länge nach ziehen sie sich etwa von Westen nach Osten.

Diese Inselgruppe ist besonders durch zwei hinreichend berühmte Kandle getheilt; den Sombrero-Kanal, zwischen der Insel Katihall und der Insel klein Sambelong; der zweite, der Georgs-Kanal, theilt die beiden Nicobar- oder Sambelong-Inseln selbst. Uebrigens ist im Norden der Meeresarm zwischen Carnicobar und den eigentlichen Nicobar-Inseln noch beträchtlicher.

Dampier, welcher in einer Bay der Nordwestseite, von dem eigentlichen Nicobar oder groß Sambelong landete, beschreibt die Küsten als felsigt, das übrige Land als flach und eben, das schwarze, tiefe Erdreich als gut bewässert, und mit großen nutzbaren Bäumen beschattet. Besonders erhöhen die Kokospalmen die Schönheit der Insel, welche überall die Bayen gruppenweise umgeben. Hinter diesen sieht man eine andere Art Bäume, von der Größe unserer Aepfelbäume; die Rinde ist schwärzlich, die Blätter sind ziemlich groß. Der Beschreibung

der Frucht nach zu urtheilen, scheint dieß höchstwahrscheinlich eine Art des Brodfruchtbaums (Artocarpus) zu seyn. Auch sagt Dampier, sie komme mit jener Frucht überein, er habe indeß diesen Baum nirgendwo sonst gesehen, und er wachse hier wild; die Einwohner nannten den Baum Melork. Die Frucht, welche, wie die Brodfrucht die Größe eines Kinderkopfes hat, inwendig mit vielen langen Fasern, wird in sehr großen irdenen Töpfen in Wasser gekocht, sodann geschält, das Fleisch von den Fasern mit einem eigenen hölzernen Messer abgesondert. Hieraus bilden die Einwohner große Kuchen, in Form holländischer Käse, und bewahren sie auf. Diese Masse ist gelb und von gutem Geschmack. Dieß ist ihre hauptsächlichste Nahrung, da sie weder Yams noch Pataten oder Pisang besitzen.

Auf einigen andern dieser Nicobar-Inseln, besonders auf Carnicobar, finden sich indeß sowohl Pisang oder Bananen, als auch Papajen, Arecapalmen, Ananas, Ignamen und eine eßbare Wurzel Cachou genannt, überhaupt sieht man hier die meisten der herrlichen Früchte der heißen Zone. Auch trifft man auf letzterer Insel sehr schätzbare Arten von festen Hölzern zum Schiffbau.

Carnicobar, und diese kennen wir jetzt durch die neueren Berichte der Engländer, ist eine runde, niedrige Insel von morastigem Boden.

Auf der großen Insel Comorte soll es doch Tieger geben. Sonst leben hier von vierfüßigen Thieren nur Schweine, Hunde, große Ratten;

die erstern sagt Hamilton sind nicht von gewöhnlicher Art, vielleicht die Siamische Race, sie werden mit Kokosnüssen, Mandeln (?) und Seewasser gemästet. Dampier fand die Schweine auf der Insel Nicobar klein. Eben diese Nahrung bekommen auch die Hunde und Hühner.

Eine große Eidechse, von den Insulanern Tolonqui genannt, (vielleicht ein Leguan?) stellt sehr begierig den Hühnern und Vögeln nach.

Schlangen von mehreren Arten, worunter verschiedene sehr gefährlich sind, kommen häufig vor. Ebenfalls der giftige Tausendfuß. Hamilton sahe die Heilung eines Bisses dieses Insekts an den Zähen eines Mädchens. Einer der Insulaner nahm den langen Unterkinnbacken eines kleinen Fisches der mit zwei Reihen Zähnen besetzt war, und trieb diese drei bis viermal, vermittelst eines Hammers in den durch den Biß des Insekts angeschwollenen Zähen so tief hinein, daß dieser stark blutete. Hierauf verband er den Zähen mit gewissen Blättern, und das Mädchen lief am folgenden Tage völlig geheilt, wieder umher.

Das Meer ist fischreich, und die Nicobaren verstehen es, selbst kleine Fische mit Lanzen zu schießen.

Die Bewohner sowohl von Nicobar oder Sambelong, als auch die von Carnicobar sind gut gebauet. Die der erstern Insel beschreibt aber Dampier als große Menschen, dahin-

gegen Hamilton*) die von Carnicobar klein nennt. Beide haben aber langes, schwarzes Haar, darin scheinen sie indeß sehr verschieden zu seyn, daß Dampier die von Nicobar für schön erklärt. Ihre Physiognomie, sagt dieser ausgezeichnete, wahrheitsliebende Nautiker, ist durchaus symmetrisch; das Gesicht ist länglicht, und die Nase klein. Das schöne Geschlecht hat sich die Haare der Augenwimpern ausgerissen, denn den Männern fehlen sie nicht.

Dagegen beschreibt Hamilton die Einwohner von Carnicobar als häßlich und den Malayen ähnlich, besonders sey dieß der Fall bei dem andern Geschlecht. Uebrigens ist die Leibesfarbe auf beiden Inseln dieselbe, nämlich wie die der Malayen sehr braungelb. Vielleicht wurden diese Inseln von Bewohnern verschiedener Stämme der Malayen besetzt, da es unter diesen ebenfalls Varietäten giebt; denn die Reisenden kommen darin mit einander überein, daß alle Nicobar-Inseln von dem gegenüberliegenden Continente bevölkert seyen. Hiefür bürgt auch die Sprache. Dasjenige, was uns Hamilton durch Zoffany davon mitgetheilt hat, soll, Kennern zufolge, mit dem Peguanischen Aehnlichkeit haben. Dagegen sagt Dampier von der Sprache der Sam-

*) Dieser Hamilton ist wohl zu unterscheiden von dem, dessen bei Siam und Malacca oft gedacht; letzterer lebte viel früher.

belonger oder Groß-Nicobar-Bewohner, sie sey von allen Sprachen verschieden, die er kenne, dennoch kannte sicher Dampier die Sprache von Pegu, Malacca, ja von ganz Hinter-Indien sowohl als von Vorder-Indien, wenigstens der Länge nach.

Es ist mithin für die Geschichte der Menschheit eine sehr merkwürdige Erscheinung, die zugleich die Historiker lehrt, sehr bescheiden zu seyn, wenn man auf den Gliedern einer sehr nahe aneinander gereiheten Inselkette drei verschiedene Menschenstämme vorfindet, welche unter sich so außerordentlich von einander abweichen.

Die Verschiedenheit zwischen den Sambelongern und den Bewohnern von Carnicobar scheint übrigens bei weitem nicht so groß als die zwischen diesen und den Neger-ähnlichen Andamanen.

Dagegen liegt noch ein höchst sonderbarer Verdacht auf unsern Nicobaren, der hier schon einer genauern Erwähnung werth ist. Sie sollen nämlich von Natur mit Thierschwänzen versehen seyn; die sie wie die Katzen hin und her bewegen. Dieß erzählt von ihnen der reisende Schwede Köping, Lieutenant eines holländischen Schiffes, nicht etwa nach einem einzigen dortigen Menschen, sondern er will auf Nicobar von einer ganzen Anzahl solcher Schwanzträger umgeben worden seyn. Sie sollen sich in das Schiff zu drängen gesucht haben; den Holländern sey bei dem Zudrängen dieser geschwänzten Menschen bange geworden, sie hätten deßhalb die Kanonen

abgefeuert, da denn der Schreck endlich diese widrigen Gäste verscheucht habe.

Am folgenden Morgen sandte, erzählt Köping weiter, der Capitain ein Boot mit 5 Matrosen an die Insel, und da diese abends nicht zurück kamen, ward am andern Morgen ein größeres, stärker bemanntes Boot hingesandt. Die Mannschaft fand die Knochen der 5 erstern (wahrscheinlich) von den Wilden Verzehrten.

Hienach wären diese Schwanzträger zugleich Menschenfresser. Dieß geben ihnen freilich mehrere ältere Reisende schuld, wie z. B. Strauß, in seiner indischen Reisebeschreibung. Lieset man indeß die dahin deutenden Worte genauer, so zeigt es sich, daß Strauß dieß von den Andamanen behauptet. Daß aber die Nicobaren anjetzt keine Anthropophagen sind, dieß wissen wir nun gewiß.

Aber es bleibt stets merkwürdig, daß überhaupt Hinter-Indien, den Zeugnissen mehrerer Reisenden zufolge, in verschiedenen Ländern wirklich geschwänzte Menschen ernährt.

Zwar sind anjetzt, wie ein neuer Beobachter Fontana behauptet, unsere Bewohner der Nicobar-Inseln nach genauerer Untersuchung von ihren Schwänzen befreiet. Dieser Schwanz besteht nämlich bei diesen Völkern nur in einem Theil ihrer Kleidung. Ein langes schmales Stück Tuch, aus der Rinde eines Baums verfertigt, geht um ihren Unterleib und zwischen ihren Schenkeln durch, und hievon hängt das eine Ende hinten herab. Hiemit wäre Nicobar ohne

dergleichen Monster; allein dieß ist nicht der Fall mit mehreren andern Inseln von Hinter-Indien.

Der Zeugnisse für das Daseyn solcher geschwänzten Menschen sind zu viele und zu gültige. Freilich betreffen sie größtentheils nur einzelne Menschen, aber es bleibt stets eine Merkwürdigkeit, daß gerade dieser Theil der Erde dafür am berühmtesten ist.

Zwei deutsche Reisende, wovon der erste besonders durch dasjenige achtungswerth ist, was er zuerst über die Beutelthiere Ostindiens geschrieben hat, welche selbst Buffon leugnete, die aber jetzt allen neueren Zeugnissen zufolge dort gefunden werden, Barchewitz bezeugt (im 6ten Capitel seiner Reise) von einem Mädchen auf den Molukken als Augenzeuge folgendes.

„Als ich noch auf Banda (die wegen der „Muskatnüsse berühmteste der Molukken) war, „habe ich nachfolgende Curiositäten gesehen. Es „war eine Sklavin von Ceram gebürtig, aus „dem Geschlechte der Papua und Menschenfres„ser, auf unserm Eilande, die einen Schwanz „wie ein Hirsch hatte, und wenn man sie böse „machte, dergleichen öfters von losen Vögeln „geschahe, wurde der Schwanz ganz steif, also „daß man ihn durch das Kleidgen, welches diese „Leute um ihre Lenden zu tragen pflegen, (Pagne) „ganz eigentlich sehen konnte."

Diese Sklavin war also eine Negerin, deren es im Innern der Molukken viele giebt.

Keine Insel Hinter-Indiens ist aber so sehr

wegen seiner geschwänzten Menschen im Ruf als Formosa. Unser Landsmann Elias Hesse, welcher mit dem Bergrath Olitscheu 1680 nach Sumatra ging, um die, an der Westküste dieser großen Insel nördlich von Indapura gelegenen Goldbergwerke von Sillida (Saleda) besser zu bearbeiten; „Hier, sagt er, hatten wir unter un„sern Sklaven bei den Bergwerken auch eine „Sklavin, welche gleich einer schändlichen Bestie „mit einem kurzen Stiel oder Ziegenschwanze „über den Hintern ausgeschändet war. Diese „Art wilder Menschen werden von der Insel „Formosa gebracht."

Ein dritter Augenzeuge ist dann der Holländer Strauß. Andreas Müllers Uebersetzung seiner im Jahre 1647 gethanen Reise, giebt eine zu umständliche Nachricht von einem solchen formosanischen Schwanzträger, als daß man ihr die Wahrhaftigkeit versagen dürfte.

Strauß kam 1650 auf Formosa, und hat uns mit zuerst eine ziemlich treffende Beschreibung von jenem merkwürdigen Schuppenthiere, dem Pängoling, gegeben *), gleich darauf erzählt er, wie man hienach vermuthen darf, mit ähnlicher Aufrichtigkeit folgendes.

„Dieweil ich auf Formosa war, hatte ich öf„ters reden hören von Menschen mit Schwän„zen; ich aber schlug es in den Wind. Doch

*) M. s. davon die Eigne im vorhergehenden Taschenbuche.

„muß ich dem Leser allhier mit der größten „Versicherung, welche ich jemals an mich zu „thun wünschte, erzählen, welches ich mit mei„nen Augen gesehen habe, zu wissen: Ein For„mosaner von der Südseite (der Insel) mit ei„nem Schwanz, einen guten Fuß lang, und „rauch mit Haaren bewachsen. Ich sahe solches „klar und wohl, auch öfters, dieweil dieser „Mann einen Predikanten auf eine sehr üble und „grausame Weise ermordet hatte, und deswegen „verbrannt wurde. Er war an einer langen „Kette um die Mitte an den Pfahl festgemacht, „um welchen das Feuer lag. Also briet dieser „unglückliche Schwanzmann vor seinem Tode, „daß das Fett von ihm ablief. Viele Menschen „haben dieß mit mir gesehen, und etliche bei „ihm gewesen und mit ihm gesprochen, da sie „dann über seine Gestalt verwundert; aus ihm „daneben verstunden, daß in seiner Landschaft „das meiste Volk also beschwänzt sey. Doch was „hieran ist, kann ich nicht wissen; daß aber die„ser Mann einen Schwanz hatte, habe ich so „deutlich gesehen, als daß er ein Haupt hatte."

Daß man gleichfalls auf den Philippinen dergleichen Ausartungen des menschlichen Geschlechts antreffe, bezeugen besonders von der Insel Mindoro sowohl Gemelli Carreri als le Gentil, freilich beide nur vom Hörensagen.

Auch auf Borneo sollen dergleichen Menschen innerhalb der Gebirge des Binnenlandes leben. Dem berühmten Harvey bezeugte ein aus Ostindien zurückgekommener Wundarzt, den er als

einen sehr rechtschaffnen Mann kannte, er habe selbst ein so geschwänztes Mädchen, daß man eingefangen habe, gesehen*).

Doch es sind der Thatsachen schon zu viel von dieser Sonderbarkeit des menschlichen Geschlechts beigebracht. Es scheint nicht zu leugnen, daß es dergleichen Individuen giebt, und daß man ihrer mehr in Hinter-Indien, als irgendwo sonst antrifft, obgleich in unsern Zeiten sowohl Falk als Rytschkov erzählen, es sollen in Turkestan ebenfalls dergleichen Kuirukli (Schwanzmenschen) geben, an welchen man diese Verlängerung, wenn sie bekleidet wären, nicht sähe, nur beim Reiten werde es durch die von ihnen deßhalb vorwärts oder seitwärts zu nehmende Lage bemerkbar.

Es scheint aber gar nicht unwahrscheinlich, daß eine solche Misgestalt die erste Veranlassung zu den Satyren der Alten mag gegeben haben; besonders da sich auch dergleichen in dem uns näher gelegenen Asien finden.

Wäre dann aber, ohne Vorurtheil darauf hingesehen, ein solches Schwänzchen eine so außerordentlich anzustaunende Monstrosität? Ist der Mensch denn nicht ebenfalls, wie die meisten Quadrupeden, mit einem, aus mehreren Kno-

*) Aegre captam virginem, ipse vidit, cum cauda spithamae longitudine intra clunes reflexa etc. Harvey Exercitat. de Generat. Animal. Amst. 1651. p. 13.

chelchen bestehenden Steisbeine geboren? Gewöhnlich rechnet man nur 3 bis 4 solcher durch Knorpel verbundenen, und daher etwas biegsamen, kleinen Knochen, und diese biegen sich bei uns im natürlichen Zustande einwärts, bei dem Thiere hingegen auswärts. Die Monstrosität, diese Anzahl dieser Knochen vermehrt, und sie einmal nach außen gebogen zu sehen, ist doch wahrlich bei weitem nicht so sehr von der Natur abweichend, als daß ganze Familien an jeder Hand sechs Finger trugen, und deren sind doch mehrere bekannt. So sonderbar es uns auch anfangs scheinen möchte, bei einem feinen Herrn, oder gar einer Dame, einen solchen wandelnden Wandhaken, woran sich im Fall der Noth der Huth anhangen ließe, vorzufinden, so scheint dennoch die Natur nur einen fast unbedeutenden Misstand hervorgebracht zu haben; selbst die auswärts gedreheten Füße, deren wir doch so viele kennen, müßten im Grunde dem Auge unangenehmer und auch unbequemer seyn, als diese kleinen Anhängsel.

Stets bleibt es aber merkwürdig, daß die heiße Zone besonders in Asien dergleichen Misgestalten häufiger erzeugt.

Unsern Nicobaren scheint, wie gesagt, dieser Fehler nur durch ihre Kleidung angedichtet zu seyn. Zu dem was davon bereits zuvor vorgekommen ist, verdient besonders hier beigefügt zu werden, daß man schon aus Dampier lernen kann, wie die guten Nicobaren zu ihren vermeinten Schwänzen gekommen sind. Diese Men-

schen, sagt er, gehen völlig nackend, bis auf ein langes und schmales Stück Zeug oder Gürtel, der ihnen um die Hüften geht, und nachdem er zwischen die Schenkel hinabgelaufen ist, hinten wieder hinaufgeht, und sich am Hintertheile in die Höhe schürzt. Dieß stimmt offenbar mit jener Bemerkung des Fontana überein.

Die Frauen tragen übrigens einen kurzen Rock, vom Unterleibe an bis zu den Knien. Auf Carnicobar besteht dieser Weiberrock aus Binsen oder trocknem Grase. Dieß Gras ist aber nicht geflochten, sondern hängt nur um den Körper wie das Strohdach eines Hauses. Schenken oder verhandeln ihnen die Fremden tuchene Röcke, dann ziehen sie diese gewöhnlich bis unter die Arme hinauf, so daß der ganze Körper darin steckt.

Beiden Geschlechtern werden in der Jugend die Ohrlappen durchbohrt. In die Oeffnungen stecken sie große hölzerne Pflöcke, oder auch Muscheln und andere Gewichte, wodurch sie widrig erweitert werden.

Die Carnicobarer nennt Hamilton aufgeweckt und fröhlich. Sie vertanzen und verschmausen einen großen Theil ihres Lebens. Bei Europäern sitzen sie gern, und essen alles was man ihnen vorsetzt, und lassen es sich gut schmecken.

Gastfreiheit ist bei ihnen zu Hause. Ohne Ceremonien geht jedermann zu einem Feste was irgendwo gegeben wird, und hiebei wird Schwei-

nefleisch, als ihre liebste Speise in Menge verzehrt. Hiezu ist ihr Getränk nur Milch von der Kokosnuß, und Sura, eine Flüssigkeit die durch Einschneiden der jungen Reiser und Blüthen der Kokospalme gezapft wird. Wasser trinken sie nie; auch sind sie keine Liebhaber von Wein. Dagegen leeren sie ganze Gläser voll Arrak aus. Sie scheinen überhaupt berauschende Getränke zu lieben; so saugen sie den Sura, wenn er durch Gährung zuvor brrauschend geworden ist, vermittelst eines Strohhalms langsam in sich.

Während nun die Alten den Sura schlurfen und Taback rauchen, begiebt sich die junge Welt, auf das beste mit Laub geschmückt, zum Tanz. Beim Tanze selbst singen sie gar nicht unharmonisch, und halten dabei das Zeitmaaß auf das genaueste.

Ihre Instrumentalmusik ist aber höchst einfach. Ein einziges Instrument, ein hohles Bambusrohr von etwa drittehalb Fuß Länge und drei Zoll im Durchschnitt, ist mit einer Schnur von gespaltenem Rohr gedreht, überspannt. Auf dieser Saite spielt der Musiker wie auf einer Guitarre, und begleitet die wenigen Töne, welche sie nur angiebt, mit seiner Stimme.

Daß diese Insulaner von irgend einem Theile des umliegenden festen Landes ihren Ursprung haben mögen, scheint auch die Aehnlichkeit ihres Häuserbaues anzudeuten. So wie dort sind auf Carnicobar die Wohnungen auf zehn Fuß hohen Pfeilern errichtet, dabei aber rund, und da sie keine Fenster haben, so gleichen sie einem Bie-

Seukorbe. Man steigt vermittelst einer Leiter in eine Art von Fallthür. Nachts wird die Leiter hereingezogen. Da es hier keine reißende Thiere giebt wie auf Malacca oder Siam, so muß dieß wahrscheinlich nur noch alte Gewohnheit seyn, da man sich auf Carnicobar einer dem andern so sehr trauet, daß die Leiter nie am Tage weggenommen wird. Die Vorsicht deren man sich dabei gegen Schlangen und Ratten bedient, die Pfeiler selbst mit sehr glatten Blättern zu umgeben, scheint doch nicht jenes Hinaufziehen der Leiter hervorgebracht zu haben. Das Dach dieser Wohnungen besteht aus Stroh, der Fußboden aus Streifen von Bambusrohr, so weit auseinander liegend, daß Luft und Licht durchgehen kann. Die Wände sind fein ausgearbeitet und mit Fischergeräthschaften verziert. Welch ein außerordentlicher Unterschied zwischen diesen Wohnungen und denen der so nahen Andamanen!

Obgleich nun auch die Bewohner von Carnicobar großentheils unbedeckt gehen, und daher auch keine Kleidungsstücke zu verfertigen verstehen, so erhandeln sie dergleichen dennoch gern von den Schiffern, besonders Tücher von verschiedenen Farben, wie auch Beile und Messer. Sie vertauschen sie gegen ihre Kokosnüsse, welche für die besten in ganz Hinter-Indien gehalten werden. Ebenfalls sind sie sehr begierig auf Taback und Arrak. Ihre höhere Kultur gegen die der Andamanen, zeigt sich aber auch hierin, daß sie einen wirklichen Handel treiben. Sie kaufen nämlich mehr Tuch als zum eigenen Ge-

brauch nöthig ist, fahren damit nach dem Markt auf einer kleinen Insel, Tschaury (Chowry) genannt, welche ihnen in Süden gelegen, bereits zu den übrigen Nicobar-Inseln gehört, und erhandeln dafür Canoes oder Fahrzeuge, da sie diese nicht gut zu bauen verstehen. Diese Fahrt machen sie ohne Compas, durch Hülfe der Sonne und der Gestirne.

Münzen haben sie zwar nicht, allein sie kennen und lieben dennoch Gold und Silbergeld, um sich damit zu putzen. Man sieht Frauen, welche lange Halsbänder von aufgereiheten Dollars tragen. Betrügen wird man sie aber nicht leicht; sie unterscheiden die edlen Metalle sehr gewiß.

Jene Fahrzeuge der eigentlichen Nicobar-Inseln welche eingetauscht werden, und welche besonders zum Fischfang dienen, beschreibt Dampier als den Proen gleich, welche die Einwohner der Ladronen bauen. Sie sind sehr dünn und leicht, passen daher besser zum Rudern als zum Segeln; indeß segelt man ebenfalls damit, wobei ein Stück Holz, das da lothrecht ins Wasser herabhängt, zum Steuer dient. Ein solches Fahrzeug hält gewöhnlich zwischen 20 bis 30 Mann, selten sieht man weniger als zehn. Die Ruderbänke sind nur gespaltene Bambus, quer übergelegt, dabei beweglich; will jemand ins Fahrzeug hereintreten, so nimmt man so lange diese Bank hinweg. Dampier fand fast für jedes Haus zwei bis drei Fahrzeuge, indem die Männer sich stark mit der Fischerei beschäftigen.

Sie fischen zugleich oftmals grauen Ambra auf, und treiben damit einen Handel. Dampier versichert, diese rohen Menschen verständen ihn aber auch so geschickt zu verfälschen, daß ein nicht sehr kundiger Käufer oft dadurch betrogen werde; der falsche hat aber sehr wenig Geruch. Uebrigens beweiset das Daseyn des grauen Ambra, daß die dortigen Meere auch vom Kachelot, Pottfische (Physeter macrocephalos) besucht werden, da man weiß, daß der graue, wohlriechende Ambra eine Materie ist, die sich in dem Unterleibe dieser Wallfischart erzeugt.

Die Ortschaften der Nicobaren stehen eigentlich nur an den Küsten, in jeder Bay etwa 4 bis 5 Häuser zusammen. Auch die Pflanzungen, welche einzig aus Kokosbäumen bestehen, sind nur längst den Küsten gelegen; nirgends fand Dampier eine Spur, oder einen Fußweg der ins Innere der Insel führte, er vermuthet daher nicht ohne Grund, daß das Innere gar nicht angebauet sey.

Auf beiden Inseln, nämlich dem eigentlichen Nicobar und Carnicobar, scheint kein Unterschied der Stände oder auch Oberherrschaft zu herrschen; auf der letztern genossen nur einige Greise wegen ihres Alters mehr Ansehn.

Von der Religion der Nicobar-Inseln hatte uns Dampier nichts bestimmtes zu sagen; er bezeugt indeß, daß die Einwohner rechtschaffne Leute seyn; Diebstahl, Mord und andere Laster wären wenig bekannt. Dabei lebten sie als Monogamen einander sehr treu. Die Carnicobarer

bestrafen den Ehebruch scharf. Einige Mönche, welche zu den Nicobar-Inseln gesandt waren, um sie zum Christenthum zu bekehren, gaben ihnen dieses Lob, bezeugten zugleich, daß sie gar nicht abgeneigt schienen, die christliche Religion anzunehmen.

Von den Carnicobaren behauptet Hamilton, sie hätten keinen Begriff von Gott, wohl aber große Ehrfurcht für den Teufel. Diesen beten sie an, und stellen um jede Dorfschaft dünne Stangen mit Kokosnüssen, Toback- und andern Blätterbehängen, die den bösen Gott verjagen sollen. Vorzüglich ist dieß Sitte, sobald sie Zeichen eines herannahenden Sturms bemerken; denn diesen setzen sie auf Rechnung eines bösen Geistes. Aber selbst bei ruhigem Wetter steht ein Pfahl in jedem Dorfe aufgerichtet, und mit Schnüren von dünnem Erdrohr behangen, zur Abwendung des Bösen.

Den Trauer- und Begräbnißceremonien hatte Hamilton selbst Gelegenheit beizuwohnen. Sie sind sehr umständlich, und sonderbar genug finden sich mehrere Gebräuche dabei, welche verschiedenen sehr weit von hier entlegenen Völkerschaften gemein sind.

Dahin gehört auch besonders der Gebrauch, daß die Frau des Verstorbenen sich sofort ein Glied des Fingers muß abnehmen lassen; im Fall sie sich hiezu aber nicht verstehen will, dann muß sie es zugeben, daß ein tiefer Einschnitt in einem der Pfeiler des Hauses gemacht werde;

vielleicht als ein daurender Vorwurf der unterlassenen Pflicht oder der Zaghaftigkeit?

Wer erinnert sich nicht hiebei der schönen Südseebewohner auf den freundschaftlichen Inseln? Hier erstreckt sich dieser widrige Zeuge der Trauer fast auf alle Bewohner; nur das Oberhaupt oder der König ist nicht verbunden, sich ein oder zwei Finger abschlagen zu lassen. Ja es gab dort Inseln, woselbst man den unnatürlichen Mangel eines Fingers bei ganz jungen Kindern bemerkte. Wiederum herrscht in Afrika bei einigen Negervölkern dieses Verstümmeln der Hand.

Ebenfalls hat die ganze Begräbnißweise vieles mit der verschiedener Völker des großen Oceans und mehrerer Asiaten gemein.

Dieß ergiebt sich deutlicher aus dem Berichte Hamiltons, welcher der Leichenbestattung einer alten Frauen beiwohnte. Er fand das Haus des Verstorbenen mit ihren weiblichen Verwandten angefüllt, wovon einige den todten Körper in Blätter und Tuch wickelten, während daß andere alle Kleidungsstücke der Verstorbenen zerschnitten. Die Männer saßen dagegen in einem andern Hause der Dorfschaft, rauchten ruhig Toback und tranken Sura. Zwei junge starke Männer gruben indeß eine Grube in den Sand.

Sobald die Weiber mit der Leiche alles in Ordnung gebracht hatten erhuben sie ein furchtbares Geschrei, und das Volk versammelte sich um das Grab.

Vier Männer gingen nun in das Haus um

die Leiche zu holen, allein da stand ein junger Mann auf, der Sohn der Verstorbenen, und widersetzte sich ihnen nach besten Kräften. Da er aber überwältigt ward, so schlang er sich um die Leiche, und ward mit ihr zum Grabe getragen. Nur erst nach einem heftigen Kampfe brachte man ihn davon ab, und führte ihn zu Hause.

Der Leichnam ward sodann ins Grab gelegt, nachdem man ihm alle um die Beine und Arme gewickelte Binden zerschnitten hatte. Hierauf tödtete man alles Vieh der Verstorbenen, dießmal bestand es aus sechs Schweinen und eben so viel Hünern, und warf dieß zusammen auf das Grab. Ein Mann trat zuletzt hervor mit einem Bündel Blätter; er befestigte sie an einen Pfahl, und schwenkte dann diesen drei bis viermal über die Leiche, worauf das Grab zugescharrt ward.

Bei dieser ganzen Ceremonie heulten die Weiber gräßlich, die Männer blieben völlig stumm. Einige Tage darauf ward über dem Grabe ein Denkmal nebst einem Pfahl errichtet, an welchem verschiedene gefärbte Tücher herabhingen.

Nimmt man auf alles Rücksicht, was bei diesen Begräbnißceremonien vorkommt, dann scheint sich zuerst nicht undeutlich daraus zu ergeben, daß auch auf diesen Inseln der Glaube an eine künftige Fortdauer, oder wenigstens die Vermuthung davon, Statt findet. Wahrscheinlich soll das geschlachtete Vieh eine Mitgabe auf jene große Reise seyn, denn schwerlich ließe sich vermuthen, man vernichte nur deßhalb alle Hab-

seligkeiten des Verstorbenen, um allem Zwist über die Nachlassenschaft unter den Erben zuvorzukommen.

Ferner scheinen die Gewohnheiten dieser Völker doch stets auf eine nähere Verwandtschaft mit dem malayischen Völkerstamme zu deuten, dahingegen die Bewohner der Andamans-Inseln offenbar eine Herkunft aus weiter Ferne vermuthen lassen. Hiemit stimmt auch die gänzliche Verschiedenheit der Sprache der Andamanen von der der Nachbarn überein, dahingegen einige Reisebeschreibungen einige Aehnlichkeit der Sprache von Carnicobar mit der von Pegu behaupten. Indeß bleibt es, wie gesagt, stets sehr merkwürdig, daß der so sehr in Indien bereisete Dampier auf den eigentlichen Nicobar-Inseln eine ihm durchaus fremde, nirgends von ihm sonst gehörte Sprache vorfand.

Auch diese kleinen Inseln haben die Europäer in Anspruch genommen.

Dännemark legte hier im Jahre 1755 eine Niederlassung an, die Krankheiten gewannen aber bald so sehr Ueberhand, daß sie sie bereits 1757 wieder verließen; indeß soll es noch sein Vorrecht auf diese Inseln behaupten.

Die lutherische Mission von Trankebar hatte 1768 einige Geistliche auf die Insel Noncowery, der großen Insel Comorte in Osten, gesandt.

Merkwürdiger schien es aber in diesen Gewässern die kaiserlich Oesterreichische Flagge aufgepflanzt gesehen zu haben. Kaiser Joseph hatte auf der Hauptinsel Comorte ein Etablissement

versucht; es ist aber, so viel mir bekannt ist, bald wiederum eingegangen.

Jetzt hätten wir die bedeutendsten Inseln der großen östlichen Abtheilung des Meerbusens von Bengalen kennen gelernt. Sie waren in einen eigenen Archipel eben durch die hier zuletzt erwähnten Inseln eingeschlossen, und können jeder nach Hinter-Indien handelnden Seemacht sehr bedeutende Vortheile gewähren, sowohl wegen ihrer trefflichen Häfen, als auch wegen der dort einzunehmenden Erfrischungen. Daher hat sich dann ebenfalls England einige derselben deßhalb ausgesucht.

Wir gehen nun zu den großen Etablissements dieser Seemacht; zu dem in Nordwest dieses Archipel gelegenen Continent, dem eigentlich sogenannten Ostindien oder Hindostan. Indeß ist dieser Hauptsitz aller Schätze Asiens und seiner vielartigen, tausendjährigen Kultur bei weitem von zu großem Umfange, und dabei von zu großer Wichtigkeit, als daß wir ihm nicht eine eigene Arbeit widmen müßten.

Daher fügen wir der dießmaligen nur denjenigen Fleck, das kleine Reich des festen Landes hinzu, welches gleichsam die Gränze von Vorder- und Hinter-Indien ausmacht, und das vor nicht langer Zeit noch dem bereits zuvor durchgegangenem Reiche Assam angehörte; dieß ist das vormals eigene Königreich

Tiperah oder Tipora.

Die Gränzen in Osten werden durch ein beträchtliches Gebirge gebildet, welches auf einigen englischen Karten Mog-Mogg heißt; es trennt zugleich die Provinz Chitigong, jetzt gewöhnlicher Islamabad genannt, von den Staaten der Birmanen. In Norden liegt die von den Engländern längst zu Bengalen gerechnete Provinz Silhet; in Westen aber fließt der mächtige Burramputre.

In Süden mag dieß vormalige Reich etwa von 22½ Grad anfangen, und bis etwas über den 23ten nach Norden hinaufgehen; Rennels ältere Karte läßt es indeß etwas nördlicher angehen, und in Osten mit dichten Waldungen begränzen.

Hauptsächlich durch Tavernier ward uns dieß Land bekannt, er erhielt jedoch nur von einigen nach Bengalen handelnden Kaufleuten, welche er in Dacca, der ehemaligen Hauptstadt jener reichen Provinz antraf, einige mündliche Nachrichten darüber.

Hieraus ergab sich in Rücksicht des Landes selbst wenigstens so viel, daß sich dort unstreitig hohe Gebirge befinden müssen; denn diese Kaufleute hatten nicht nur selbst Kröpfe, sondern sie berichteten, daß die Tiperaner überhaupt an dieser Krankheit litten; bei einigen Frauen hingen sie tief in den Busen hinab. Es scheint aber, den englischen Karten zufolge, daß sich selbst mitten im Lande ein Zug von Gebirgen befindet, ob es gleich wahrscheinlich ist, daß die höchste Bergkette an den Gränzen gelegen seyn mag,

woselbst sie sich mit den Garrow-Gebirgen im Norden vereinigt.

Von Flüssen zeigen die Karten einige, welche von Norden nach Süden laufen, und sich ins Meer ergießen. Hieher gehört besonders der Chingree auch Chittagang genannt, der bei Islamábad ins Meer fällt. Dahingegen gehen andere von Osten nach Westen in den großen Gränzstrom den Brahmaputre. Hievon sind mehrere nur klein, wahrscheinlich nehmen sie aus einem Gebirge des Binnenlandes ihren Ursprung; andere hingegen, die größeren, strömen aus den Garrow-Gebirgen in Norden herab.

Die Karten zeigen noch außer der Hauptstadt Tipera eine andere Stadt Conillah, welche an einem Flusse gelegen ist, der in den Brahmaputre fließt, wenn anders beide Städte nicht eins sind.

Die übrigen Nachrichten des Tavernier über dieß Land sind, und konnten auch schwerlich sehr befriedigend seyn, da jene Kaufleute aus Tipera überhaupt nur wenig redeten. Sie hatten eine besondere Art Rechensteine, in der Größe des Nagels eines Fingers; diese glichen dem Agat, und jeder war mit einem besondern Zuge oder einer Ziffer gezeichnet. Diese Tiperaner führten ihr eigenes Gewicht und Waage mit sich; letztere war eine Art von Schnellwaage; das Holz des Waagebalkens war so fest als Brasilienholz, das Gewicht hing an einer seidenen Schnur; sie konnten hiemit von einem Quentchen bis auf zehn Pfund abwägen.

Der spanische und schiraser Wein behagte ihnen so sehr, daß sie bei Ausleerung der Bouteille, und hiemit wurden sie schnell fertig, sich ansahen, den Bauch strichen und seufzten. Auch konnte Tavernier nur vermittelst des Weins einzelne Nachrichten über ihre Landeseinrichtungen von ihnen herausbringen.

Das Land bringt, ihnen zufolge, keine Produkte für die Fremden hervor, außer etwas grober Seide, und aus einem Bergwerke armes Golderz. Das Gold und die Seide wurden nach China gegen Silber vertauscht.

Aus diesen beiden Erzeugnissen bestand die Einnahme des vorigen Königs, denn Steuern waren dort nicht gebräuchlich. Dagegen mußten die Unterthanen sechs Monate hindurch in dem Bergwerke und bei den Seidenwerken für ihn umsonst arbeiten; der Adel war indeß hievon ausgenommen. Der König ließ sowohl silberne als goldene Münzen schlagen; letztere waren indeß so leicht, daß nur erst zwölf Stück einen Thaler Werth betrugen.

Die civilisirten Tiperaner haben höchstwahrscheinlich vieles mit ihren Nachbaren den Bengalern, gemein. Dieß zeigte sich schon damals an ihrem Fuhrwerk; es bestand aus Wagen die von Ochsen gezogen wurden.

Dagegen machen noch jetzt die Bergbewohner im Osten dieser nunmehro bengalischen Provinz, einen eigenen sehr merkwürdigen Menschenstamm aus. Wir verdanken die Nachrichten von den Coucis (dieß ist der Name dieser Bergbewoh-

ner,) dem Engländer Rawlins, aus dessen Aufsatz in Persischer Sprache sie in die Asiatic Researches übersetzt aufgenommen wurden.

Es ist nur zu bedauern, daß der Engländer uns die Bildung und das Aeußere dieses sonderbaren wilden Volks gar nicht beschrieben hat; sondern nur seine Sitten und Religion; vielleicht kommt es mit seinen Nachbarn den Garrow Bewohnern oder den Cassayern überein, da auch diese in den nahegelegenen Gebirgen leben.

Die Coucis nähren sich von dem Fleische vieler Thiere ihrer Gebirgswaldungen, z. B. Elephanten, Rehen, Schweinen u. dergl. ja sie verschmähen sogar nicht einmal die Leichname, oder selbst einzelne todte Glieder derselben, welche sie zufällig in den Wäldern vorfinden; sie dörren sie und essen gelegentlich davon. Daneben sind sie aber zugleich Ackerleute; sie bauen Reiß, denn es wird des Reißmehls gedacht, und da ebenfalls eine Art gerösteter Erdäpfel bei ihren gleich zu erwähnenden Kriegszügen vorkommen, wahrscheinlich auch diese.

Aber sowohl der Landbau als die Errichtung der Hütten, das Aushauen der Wälder, ist, so wie der Krieg und die Jagd, die Arbeit der Männer; die Frau besorgt nur die minder schweren Geschäfte des Haushalts.

Die Coucis, so unmenschlich wir sie auch gleich werden kennen lernen, sind mithin nicht so roh als viele andere Völker Asiens in Rücksicht des andern Geschlechts. Auch beweisen sie dieß dadurch, daß sie nicht bloß gährende Getränke be-

reiten, sondern sie in ledernen Schläuchen aufzubewahren verstehen, und daß sie Kappen und Zierrathen von rothen Schnüren zum Putz verfertigen. Da sie endlich eigene Kleider für die zu beerdigende Leichname haben, so gehen sie wahrscheinlich nicht durchaus nackend, wenn gleich der Engländer ebenfalls ihrer Kleidung nicht erwähnt.

Auch erziehen sie Hausvieh; denn außer den Schweinen, welche fast bei jedem Mahle am häufigsten vorkommen, haben sie mehrere Arten von Hausthieren, wahrscheinlich Hornvieh, das sie unter dem allgemeinen Namen Gajal begreifen, und ebenfalls bei ihren Festen schlachten.

Sie erkennen ein höheres Wesen, einen Schöpfer der Welt, den sie Patijan nennen, dabei sehen sie aber sowohl in dem Monde und der Sonne, ja in jedem Baume eine Untergottheit, und glauben, Patijan freue sich, wenn man diesen seine Verehrung bezeuge.

Von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode haben sie zwar keinen Begriff; dennoch glauben sie, daß die abgeschiedene Seele von einem Geiste fortgeführt werde; und was dieser Geist dem Sterbenden verspricht, daß finde und genieße er nach dem Tode. Nur darf sich niemand des Leichnams nach dem Tode bemächtigen, weil sodann jene Verheißungen verloren gehen. Genau betrachtet, steht dieß zum Theil im Widerspruch mit dem Vorhergehenden.

Ihr häusliches Leben beweiset ebenfalls keinen besondern Grad von Roheit. Ihre Ehen sind

wahre Contrakte, und ihre Hochzeiten haben ähnliche Feierlichkeiten und Schmausereien als die von mehreren benachbarten Völkern. Der Bräutigam giebt den Eltern der Braut ein Geschenk an Vieh (Gajal). Auch scheinen sie Monogamen zu seyn; wenigstens gedenkt die Nachricht nirgend mehrerer Frauen. Lebt der Mann mit der Frau vergnügt und hat einen Sohn von ihr, so trennen sie sich nicht; erhält er aber keinen männlichen Erben, so trennen sie sich, wenn sie sich ohnehin einander misfallen.

Nur allein die eigene Mutter darf niemand heirathen, sonst steht aber jeder Grad der Verwandtschaft nicht im Wege.

Die Geburt eines Kindes wird feierlich begangen. Zuerst errichten sie einen Pfahl in ihrem Hofe. Sodann schlachten sie ein Schwein oder ein Gajal und weihen es ihrer Gottheit, darauf schmaußt und trinkt die ganze Gesellschaft, nebst den Eltern, und das Fest endigt mit Tanz und Gesang. Bei einem Knaben findet diese Feierlichkeit fünf Tage nach seiner Geburt Statt, sie rechnen nämlich nur nach Tagen, nicht nach Monaten und Jahren; bei einem Mädchen aber bereits drei Tage nach der Geburt.

Diese Nation ist in Stämme getheilt, wovon ein jeder Stamm unter einem Hauptmann steht. Ein solches Oberhaupt bestimmt auch die Strafen bei einigen Verbrechen. Wenn z. B. einer bei einem Diebstahle ertappt wird, so bezahlt er dem Bestohlnen eine von dem Hauptmanne fest-

gesetzte Geldbuße; jede Parthei giebt aber zugleich dem Hauptmanne ein Schwein.

Bei einem Morde hingegen bleibt der Hauptmann völlig unthätig, sobald er nicht mit dem Ermordeten in Verwandtschaft steht. Denn die Rache des Mordes gehört nur den Verwandten, und diese nehmen Blut für Blut. Auch darf sich diesem Vergeltungsrechte Niemand widersetzen.

Noch härter, ja durchaus barbarisch sind aber die Kriege dieser Stämme gegeneinander. Sie kommen denen Kriegen der amerikanischen Wilden nahe. Haben sie einen Krieg beschlossen, so bereiten sie zuerst ihren Proviant. Sie rösten zu dem Ende eine Quantität Alu-Wurzeln, unsern Erdäpfeln ähnlich, machen daraus einen Teig, und thun diesen vermischt mit Reißmehl in hohle Bambusröhre. Zum Getränk füllen sie einige lederne Schläuche mit Arrak.

Dann marschieren sie gegen die Gränzen des Feindes mit solcher Schnelligkeit, daß sie in einem Tage einen so großen Weg zurücklegen, wozu ein gewöhnlicher Fußgänger oder Bothe drei bis viere nöthig hat.

Nähern sie sich dem Gebiete des Feindes, so senden sie, gerade wie die Amerikaner, Kundschafter aus, um sich von den Wegen zum Feinde, so wie von seiner Stellung und Stärke genau zu unterrichten.

Jetzt ziehen sie nur bei der Nacht, und machen 2 bis 3 Stunden vor Anbruch des Tages einen

plötzlichen Anfall auf den Feind, mit Schwerdt, Lanze und Bogen.

Ist der Feind dennoch von dem Angriffe benachrichtiget, ist er darauf gefaßt und stark genug Widerstand zu leisten, und sehen sich die Angreifenden überwältigt, dann ziehen sie sich schnell zurück, und kehren ruhig zur Heimath.

Ist hingegen der Feind der Schwächere, oder finden sie ihn völlig unvorbereitet; so hat ihre Wuth keine Gränzen. Sie morden alles ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht.

Das Morden der Weiber ist aber nur erst in neueren Zeiten durch einen besondern Zufall bei ihnen Sitte geworden. Eine Frau, da sie eine andere sehr spät Abends noch ihr Feld besäen sahe, wunderte sich, und fragte nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Arbeitsamkeit. Mein Mann, antwortete diese, ist gegen den Feind gezogen, da ich ihm das Essen zuvor bereiten mußte, bin ich von der Tagesarbeit bis dahin abgehalten. Ein Dritter, ein Feind des Mannes dieser Frau, hörte zufällig diese Rede, athmete deßhalb Rache, und urtheilte, daß wenn keine Weiber zu Hause den Männern den Proviant bereiteten, dann könnten die Männer nicht mit Vortheil in den Kampf ziehen.

Seit diesem laut gewordenen Schluß, ward es beständige Sitte die Weiber zu morden, und ihnen den Kopf abzuschneiden, besonders den Schwangern, welche das Haus nicht verlassen können.

Jetzt geht diese barbarische Gewohnheit so weit,

daß, wenn ein Couci das Haus eines Feindes erstürmt und eine Frau mit ihrem Kinde tödtet, er, als Vernichter zweier Feinde, Ehre und Ruhm bei seinem Stamme einärndtet.

Oftmals legen sich die Krieger auf ihren Zügen im Hinterhalt, nahe an den Wegen im Walde, welchen die Feinde oftmals betreten. Von hieraus fallen sie über jeden her, morden ihn, und bringen den Kopf mit sich zurück. Ihre Ausdauer ist hiebei so groß, daß wenn gleich einer von ihnen bei diesem Aufpassen sollte von einer Schlange gebissen werden, er dennoch ruhig diesen Schmerz und diese Gefahr, ohne vom Platze zu weichen erträgt, nur allein in der Erwartung durch Zurückbringung des Kopfs eines Feindes sich geehrt zu sehen.

Die abgehauenen Köpfe stecken sie in ihre ledernen Schläuche, wobei sie sich besonders hüten, das Blut des Feindes von ihren Händen abzuwaschen.

Bei der ersten Mahlzeit nach dem Gemetzel ziehen sie die Köpfe hervor und stecken jedem einen Bissen in den Mund, mit den Worten: „da iß; sättige dich, und stille deinen Durst; „mögen, so wie Du durch meine Hand gefallen „bist, deine Verwandte ebenfalls durch die Mei„nigen fallen!“

Gewöhnlich halten sie auf jeder Tagereise zwei solcher scheußlichen Mahlzeiten, und benachrichtigen zugleich durch eigene Bothen ihren Stamm von ihrer Annäherung durch jene scheußlichen Siegeszeichen. Hiebei drückt dann die ganze

Völkerschaft, selbst Kinder nicht ausgenommen, die lauteste Freude aus.

Alle schmücken sich mit Kappen und andern Zierrathen von rothen und schwarzen Schnüren, und ziehen den Siegern entgegen unter rauschendem Getöne von großen Seemuscheln und ehernen Platten, die gleich den Tontongs an einander geschlagen werden.

Unter dem größten Jubel hebt sodann der Tanz an, berauschende Getränke gehen herum, Männer und Weiber gießen diese einander wechselseitig in den Mund, und letztere waschen damit den Kriegern das Blut von den Händen.

Halbtrunken gehen sie zu Hause und thürmen die Köpfe der Erschlagenen vor der Hütte des Anführers in eine Pyramide auf. Um diese tanzen sie im Kreise, tragen mehr Getränk herbei, schlachten sodann Schweine und Gajal, und halten ein großes Siegesmahl.

Einzelne Reiche stecken gleichfalls die Köpfe der Feinde vor ihren Häusern als Ehrenmähler, auf Stangen von Bambu, und wenn sie noch Gefangene lebendig gelassen haben, so genießen die Hauptleute, welche dem Treffen nicht beizuwohnen Gelegenheit hatten, des Vorrechts, diesen ebenfalls die Köpfe abzuschlagen.

Zwei feindliche Partheien, welche sich im Kriege gleich fühlen, senden einander Zeichen zum Frieden. Sie wählen hierauf eigene Friedensunterhändler, und schließen durch diese einen förmlichen Vertrag. Um ihn zu sanctioniren werden Gajals geschlachtet, und bei dem davon gehalte-

nen Mahle rufen beide Partheien Sonne und Mond als Zeugen ihrer Aussöhnung an.

Sieht sich hingegen ein Stamm völlig geschlagen, dann wird er dem siegenden Stamme unterwürfig. Er zahlt ihm einen jährlichen Tribut von Gajals, hölzernen Schüsseln und Waffen.

Die Leichenbestattung ist bei den Coucis ebenfalls sonderbar und mannigfaltig. Stirbt einer von ihnen, so tödten alle seine Verwandte ein Schwein und ein Stück Vieh, kochen davon das Fleisch, und gießen dem Verstorbenen etwas als Getränk davon in den Mund, umwickeln auch den Körper mit einem Tuche wie mit einem Todtengewand. Dieses Getränkes bedienet sich die ganze Gesellschaft, um seiner Seele dadurch ein Opfer zu bringen, und setzt diese Ceremonie mehrere Tage hintereinander fort. Hierauf legt man den Leichnam auf ein Gestell, macht ein Feuer darunter, durchsticht den Körper mit einem Spieße, und dörret ihn. Ist er vollkommen gedörret, so bedeckt man ihn mit zedoppelten oder dreifachen Tüchern, schließt ihn in ein Behältniß ein, das selbst wieder in einem Kasten steht, und begräbt letzteren in die Erde.

Alle Früchte und Blumen, die die Familie in dem ersten Jahre nach dem Absterben sammlet, streuet sie auf das Grab.

Bei Andern findet folgende Behandlung des Todten Statt. Man hüllt zuerst die Leiche in einen Todtenkittel, und hierauf in eine Matratze von geflochtenem Rohr. In diesem Zustande

hängt man sie an einen hohen Baum. Ist das Fleisch endlich abgefallen, so werden die Gebeine gewaschen, und trocken in einem runden Gefäß gesammelt. Ereignet sich nun ein merkwürdiger Zufall in der Familie, dann öffnet man sofort dieß Gefäß, und nachdem man, ihren Ideen zufolge, die Gebeine gefragt hat, wie man sich hiebei zu verhalten habe, und von den Todtenknochen eine Antwort erhalten, so wird dieser Rath genau befolgt; denn jetzt, sagen sie, handeln wir nach dem Befehle unsrer Vorfahren.

Eine Witwe muß ein ganzes Jahr am Grabe des Mannes verweilen; die Familie bringt ihr dorthin ihre Kost. Stirbt sie während dieser Zeit, dann betrauert man sie; überlebt sie hingegen das Jahr, so wird sie nach ihrem Hause zurückgeführt, und alle ihre Angehörige bewirthen sie dort sodann mit dem gewöhnlichen, schon oft erwähnten Mahle.

Sonderbar sind die Gesetze der Erbschaft. Hinterläßt z. B. der Verstorbene drei Söhne, so erben hievon nur der Aelteste und der Jüngste, der Mittlere geht völlig leer aus. Hat aber der Verstorbene keine Söhne, dann fällt die Erbschaft an seine Gebrüder; fehlen auch diese, so erbt das Oberhaupt des Stammes.

Noch verdient folgende, die Coucis auszeichnende Sitte hier einer Anzeige.

Findet sich jemand von Natur oder durch Zufall nicht fähig seine Familie fortzupflanzen, so thut er völlig Verzicht auf einen eigenen Haus-

stand. Er sucht dann seinen Unterhalt vor den Thüren wie ein Bettelmönch. Hiebei tanzt und singt er von Haus zu Haus. Kommt er zu einem andächtigen Reichen, so bindet dieser eine Anzahl rother und weißer Steine, vermittelst einer Schnur zusammen, knüpft das eine Ende des Stranges an ein langes Rohr, das andere Ende bleibt auf die Erde hängend. Diesen Steinen bezeugt er eine Art von Verehrung, und giebt dem tanzenden Bettler Almosen. Sodann tödtet er ein Gajal und ein Schwein, um seinem Stamme ein Gastmahl zu geben. Hiedurch erhält der Geber großen Ruhm, und jedermann bezeugt ihm seine Hochachtung.

Ethnographischer Rückblick auf Hinter-Indien.

Schwerlich findet sich ein Theil der Erde, welcher so viele und so sonderbare Menschenvarietäten aufzuweisen hätte, als Hinter-Indien. Wir müssen aber, ehe wir uns die hier und in dem vorhergehenden Theile durchgegangenen Nationen Hinter-Indiens ins Gedächtniß zurückrufen, erinnern, daß unter Hinter-Indien nicht etwa der ganze große Theil Asiens, welcher jenseits des Ganges bis zum großen Ocean, dem Südmeere fortläuft, verstanden werde. Der Name Indien widerlegt dieß schon von selbst. Unser treffliche Gatterer begränzte es bereits zu

seiner Zeit in Norden, Ost- und Nordwesten durch Tibet, China und Bengalen; jene beiden ersten Länder bleiben daher hier eben sowohl davon ausgeschlossen, als die großen Inseln des indischen Oceans und des chinesischen Meeres.

Zählen wir nun die Nationen auf, welche uns innerhalb des eigentlichen Hinter-Indiens bis dahin vorgekommen sind, so bestänben sie etwa aus folgenden:

Den Birmanen, jetzt eine der wichtigsten Nationen, allein eigentlich aus sehr vielen oftmals bedeutend von einander verschiedenen Völkern zusamnen gesetzt. Sie sind nur als Eroberer, also als Fremdlinge jetzt Besitzer des Landes.

Unter dem Scepter des Königs von Birmah leben nämlich Avaer oder Bomanen, Peguer, Cassaier, Carianer, Arracaner, Assamen, Guris, Cainer.

Mehrere dieser Völkerschaften kommen zwar in ihrer olivenbraunlichen Farbe, so wie ihrer Physiognomie mit einander überein.

So wie in ihrer Bildung, Nüanzen ausgenommen, sind sich ebenfalls viele in ihren Sitten, Gewohnheiten und Religion ähnlich.

Dagegen, und dieß ist merkwürdig genug, zeichneten sich die Gebirgsvölker, nämlich die Cassaier, Cainer, Guris, Carianer, wenn auch gleich ihr Land unter demselben Himmelsstrich gelegen war, fast gänzlich von den übrigen aus.

Nicht bloß war ihr Aeußeres verschieden, sie waren weißer; ihre Gesichtszüge wie auch ihr Sinn kühner, wilder; alle verabscheueten jene

Menschen mit widernatürlich geschwärzten Zähnen, einige machten sich durch ihr, jenen gebildetern Asiaten widriges Tatowiren verachtet. Diese, durch das Gebirge isolirten kleineren Völker, hatten zugleich eine von dem Hauptvolke verschiedene Religion; sie waren aber auch unter sich selbst in religiösen Gebräuchen verschieden. Zwar waren die Cassaier, wie jene herrschende Nation der Birmahs, Buddisten; allein dieser sanften Religion ungeachtet, blieben sie durch ihre Mannskraft, durch ihren hohen Sinn für Freiheit über jene zahllosen Sklaven der Ebenen erhaben. Ja eins derselben, das Volk von Assam, trotzte Jahrhunderte hindurch den mächtigsten Heeren.

Aehnlich war auch der Fall, wenn wir zu dem weiter nach Osten gelegenen Reich von Siam fortgingen. Der Siamer, hier das herrschende Volk, näherte sich seinen Nachbaren den Peguern und Birmahs, im Aeußern wie in Sitten und im Kultus.

In diesen Siamern fand man aber auch ein Volk, dem man noch bis auf den heutigen Tag daß Gemischte seines Ursprungs ansehen soll. Die Siamer nähern sich in einigen Theilen der Gesichtsbildung den Chinesen, besonders in der Stellung des Auges, haben aber eben jenes Colorit der heißen Zone Asiens, und bei weitem fehlt ihnen die Thätigkeit, die Erwerbsamkeit jenes fleißigen Volks. Nur eine Spur chinesischer Gewinnsucht ist hier überblieben, und diese contrastirt wunderlich genug mit einer Offenheit und Redlichkeit im Handel.

Einen ähnlichen Ursprung, nämlich die Mischung des Bluts mehrerer Nationen, konnte man bei dem Bewohner der reichen Länder, Laos und Cambodia wahrnehmen. Bei der Farbe und männlichen Bildung eines Birmahs hatte er auch die Trägheit, aber auch Zutraulichkeit des Siamers. Beide Länder, als schmälere, mit bedeutenden Gebirgen eingefaßte Thäler, waren sicher von den Bewohnern dieser Höhen anfänglich mit bevölkert; daher dann auch hier eine gemischte Nation, und ineinanderlaufende Eigenschaften.

Das wodurch aber nur allein der in Societät getretene Mensch glücklich werden kann, eine dem vernünftigen Menschen würdige Regierungsart, fand sich, wie schon bemerkt ist, in dieser ganzen Ländermasse nirgend. Allein Siam bot noch ein grauseres Beispiel von Despotismus dar, als mehrere seiner Nachbarn. Es zeigte, daß ein Sklav dennoch noch glücklicher seyn kann, als ein Halb-Freier. Diese Verfeinerung der Tyranney bildet zugleich eine traurige Vereinigungsbrücke zu dem Feudalsystem, welches wir deutlicher bei jener furchtbaren Nation der Malayen fast über den halben Umkreis unsers Erdballs verbreitet finden. In Siam sind nämlich schon Menschen, die, wenn gleich frei, dennoch einen so großen Theil ihrer Zeit einem Einzelnen aufopfern, daß ihnen nur spärlich Raum für ihren Ackerbau übrig bleibt, dem Hungertode zu entgehen. Daneben sind sie verpflichtet, für jede Laune ihres Oberherrn sich als Soldat dem bestimmteren Tode Preis zu stellen.

Die frühern Bildungsepoquen des Königreichs

Laos gewährten indeß ein noch bemerkungswerthers Phänomen. Hier hatte sich nämlich das Volk anfangs eine republikanische Verfassung gegeben, allein bald fand man diese nicht mehr zweckmäßig; wahrscheinlich wegen mehrerer darin aufkeimenden, einander anfeindenden Partheien; man wählte dann ein einziges Oberhaupt, einen König, und diese Regierungsart konnte, besonders da diese Königswahl nicht einmal einen Eingebornen, sondern einen Siamer traf, der als ein solcher nur Despotismus kannte, wiederum nur in Despotismus ausarten. So viel scheint indeß doch hieraus hervorzugehen, daß in der grauen Vorzeit selbst der Bewohner des heißesten Asiens, der Menschen Natur und Würde angemessenere Regierungsformen gekannt und wirklich gehabt hatte. Und wie sollte dieß auch nicht hier Statt gefunden haben, da dieß selbst unter dem, dem Menschen minder günstigen Himmel des Nordens der Fall war?

Der Asiate der heißen Zone scheint aber auch in dieser Rücksicht durch die Glut des Klimas von dem Bessern zu dem Schlechtesten herabgesunken zu seyn, wie dieß in Rücksicht seiner Kultur unleugbar geschehen ist. Dieß bezeugen, wie wir vorzüglich bei Cambodia so wie bei Cochinchina zu bemerken Gelegenheit hatten, jene Ruinen vormaliger, nicht bloß größerer, sondern besser, massiv gebaueter Städte. Vorzüglich verdienen aber unsere Aufmerksamkeit jene antiken Inschriften, welche sowohl den Einwohnern, als selbst den mit den Arabern sicher bekannten Portugiesen unlesbar waren.

Ueberhaupt hatte Hinter-Indien, gleich dem Indien diesseits des Ganges, eine ältere, vor sich bestehende heilige Sprache, die Bali Sprache. Diese ist indeß dort zu bekannt, als daß, wenn anders jene Inschriften darin verfaßt wären, man sie nicht sollte zu entziffern gewußt haben.

Der südlichste Theil von Hinter-Indien ward nun von einer für die Geschichte des Menschen noch wichtigern Nation belebt; nämlich von den Malayen. Ihre beiden großen Auszeichnungen bestanden, einmal, in der unbegreiflichen Verbreitung, und sodann in der bis zur rohesten Thierheit ausgearteten Wuth zu Kampf, Mord und Rachsucht. Die letztere furchtbare Eigenschaft scheint deßhalb weit empörender bei diesem Volke als bei den Wilden von Neu-Guinea, oder bei verschiedenen Stämmen von Nordamerika, da die Malayen deren ungeachtet die entschiedensten Beweise einer frühen Kultur darlegen, ja sich selbst als vorzüglich geschickte Handelsleute zeigen.

Auch ist es auffallend, daß der Malaye sogar in seinem Aeußern, noch mehr aber in seiner Physiognomie, sich von dem nur wenig nördlicheren Siamer und Birmahn, durch sein großes, feuriges Auge vortheilhaft unterscheidet.

Begreiflich mußte aber eben jene große Verbreitung, also Anartung vielförmiger Klimate, nebst dem kaum zu verhindernden Vermischen mit andern benachbarten Völkerschaften, keine unbedeutende Verschiedenheiten unter diesem großen und sonderbaren Volksstamme zuwege bringen.

Es liegt nicht in dem Plane dieser Arbeit, diese Varietäten unter den Malayen selbst auseinander zu setzen, und bleibt daher einer paßlicheren Gelegenheit aufgespart; allein schon selbst in dem hier durchgegangenen Hinter-Indien, leiden mehrere der so eben angezeigten Hauptzüge der Malayen unter sich verschiedene Stufen. Am wildesten und rohesten scheint indeß der Malaye nicht sowohl hier in Malacca, sondern auf Celebes zu seyn; jedoch gab der Bewohner der Landenge von Malacca im Allgemeinen ihm an Trug und Mordsinn nicht viel nach, dahingegen einzelne Völkerschaften, modificirt durch Regierung, vorzüglich aber durch häufigen Umgang mit Fremden, verträglicher, zutraulicher wurden, und sich mehrmal als rechtliche Kaufleute gegen die Europäer betrugen, auch hin und wieder fleißige Landbauer wurden.

Ebenfalls verdient es einer Bemerkung, wie dieses Volk, obgleich fast überall umgeben von Buddisten, und zum Theil von den noch sanftern Hindus, dennoch stets den Islamismus, den Koran vorzog. Diese intolerante Religion mußte freilich einer so reizbaren, heftigen, zu Rache und Blut geneigten Nation, unter der heißesten Zone Asiens am meisten zusprechen.

Nicht leicht wird man aber einen so harschen Contrast in dem Charakter irgend eines der halbcivilisirten Völker Asiens finden, als in dem der so eben beschriebenen Cocis. Offenbar menschlicher und gerechter gegen die Weiber als hundert andere ihnen in dem Grade der Unkultur

nachstehende Völker, äußern sie dennoch bei ihren Kriegen eine Grausamkeit gegen das andere Geschlecht, dessen sich kaum der Hurone zu Schulden kommen läßt; denn dieser schenkte ihm doch, gefangen, das Leben.

Unter die großen Seltenheiten Hinter-Indiens gehören aber unstreitig ferner die Negern der Andamans-Inseln, uud endlich die einzelnen schwerlich zu leugnenden Schwanzträger.

Von diesen Andamanischen Negern glaubt man, wie zuvor bemerkt ist, daß sie ihren Ursprung aus Afrika selbst hätten; warum könnten sie aber nicht eben sowohl hier ein Ueberrest der Ureinwohner vieler Theile des heißesten Asiens seyn, als dieß vielleicht bei Neu-Guinea und andern umherliegenden Inseln der Fall ist? Genug jetzt machen sie wiederum einen merkwürdigen Zusatz zu den vielen Sonderbarkeiten Hinter-Indiens, vorzüglich da man noch nicht sieht, oder wir wenigstens nicht wissen, daß sie sich mit ihren nächsten Nachbarn in Verbindung setzen, und da sie zugleich eine von allen, in diesen Gegenden bekannten, verschiedene Sprache reden.

Jene zweite Seltenheit, die geschwänzten Menschen, scheinen, sobald man die Sache mit ungeblendeten Augen betrachtet, offenbar Monstrositäten zu seyn, die sich schwerlich auf ganze Völkerstämme ausdehnen ließ. Nur das bliebe jederzeit merkwürdig, wie gerade die Natur hier diese Mißgestalten hervorbringt, und zwar unleugbar öfterer hervorbrachte.

Man bedenke, daß diese Länder dann gleichfalls

ein Hauptsitz der großen Affenarten, ja selbst des Ourang-Outangs sind. Denn da dieß dem Aeußern des Menschen so ähnliche Thier auf den großen Sundinseln lebt, so wäre es kaum glaublich, daß das fast noch jetzt an Sumatra stoßende Malacca nicht ebenfalls den Ourang-Outang, den sogenannten Waldmenschen erzeugte.

Hinter-Indien, dieser Theil Asiens, wo die fast lothrechte Sonne die üppigste, prächtigste Vegetation hervortreibt, wo sie alle edle Steine wie auch die edlen Metalle zur Vollkommenheit reifen läßt, Hinter-Indien scheint dann auch das Land zu seyn, woselbst die Natur die meisten Sonderbarkeiten und Varietäten aller menschlichen und dem Menschen nahe tretenden Gestalten hervorbrachte, wo sie in Bildung menschlicher und menschenähnlicher Formen und Farben gleichsam ganz vorzüglich ihr Spiel trieb. Selbst in Rücksicht der Sitten und Gewohnheiten findet sich schwerlich eine so große Zusammenhäufung auffallender Contraste. Doch wir werden bald Gelegenheit haben, dieß alles genauer und umständlicher auseinander zu setzen.

Ende.

Anzeigen.

Herabgesetzter Preis bis Ende Mai 1812.
von 15 Thlr. auf 8 Thlr.

Der
mahlerischen und historischen
Reise in Spanien,
von
Al. de Laborde.
Aus dem Französischen übersetzt.
3 Bände mit sehr vielen herrlichen Kupfern. 12mo.
Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern,
1809 — 1811.

Um den Wünschen so vieler die möglichste Willfährigkeit zu beweisen, setzt der Verleger dieses so allgemein geschätzte und mit den schönsten Kupfern so reich ausgestattete Werk von dem bisherigen Ladenpreis von 15 Thlr. auf Acht Thaler Sächs. bis Ende Mai 1812. herab, wofür es in jeder Buchhandlung zu erhalten und zu finden ist.

Allgemeine Darstellung der Oberflächen der Weltkörper unsers Sonnengebietes, besonders der Erde, des Mondes, der Venus und des Merkurs,

zur Vergleichung ihrer wundervollen Naturbaue und merkwürdigen Naturkräfte.

Von

D. A. H. C. Gelpke.

Mit zwei großen illuminirten Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern. 1811
4 Thaler.

Der Verfasser dieses Werkes, welcher sich schon durch Schriften dieser Art als ein sehr belehrender und unterhaltender Schriftsteller bekannt gemacht hat, stellt in demselben die auffallendsten Naturmerkwürdigkeiten, welche sowohl in dem Schoße oder dem Innern der Erde, wie auch auf deren Oberfläche und auf denen der übrigen Weltkörper angetroffen werden, auf eine sehr anziehende Art dar, und gibt dabei ganz neue Aufschlüsse über die großen geheimnißvollen Kräfte der Natur. Auch enthält dieß Werk eine neue, unsern Forschungsgeist mehr befriedigende Meinung, als die längst bekannten, über die Entstehungs- und allmälige

Ausbildungsart unſers Wohnortes und der übrigen Himmelskörper, und reicht dabei unumſtößliche Gründe über das hohe Alter der Erde dar. Hiemit ſind zwei groſſe Kupfertafeln, welche die anſchaulichſte Darſtellung von den merkwürdigſten Berghöhen auf unſerer Erde, dem Monde, der Venus und dem Merkur verſchafft, verbunden, die ganz einzig in ihrer Art ſind, und daher von jedem Freunde der Erd- und Himmelskunde beſeſſen zu werden verdienen.

Stunden des einſamen Nachdenkens im Schoße der ſchönen Natur.

Vom Herausgeber des Elpizon.

Drei Theile. 8.

Leipzig, bei Gerh. Fleiſcher d. Jüng. 1811. (4 Thlr.)

Wer gern am Buſen der Natur einſam und ſtill ruht, und indem das Auge ſchaut, das Herz mit edlern Gefühlen und den Geiſt mit höhern Gedanken beſchäftiget, für den ſind dieſe Stunden geſchrieben. Es ſind Betrachtungen, bei welchen der Menſch in ſich ſelbſt zurückkehrt, ſeinen Glauben an das Beſſere erhöht, und ſich zum ſchönern Einklang mit ſich ſelbſt ſtimmt, und der gebildete Leſer wird es gern zu ſeinem Begleiter wählen, wenn er beim Luſtwandeln Stille und edlern Genuß ſucht.

Vollständiger und gründlicher Gartenunterricht

oder Anweisung für den

Obst-, Küchen- und Blumengarten.

Mit drey Anhängen vom Aufbewahren und Erhalten der Früchte und Gewächse, von Obstwein und Obstessig und mit einem Monatsgärtner versehen

von

Carl Friedrich Schmidt.

Siebente, ganz neu bearbeitete Auflage. 8. Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. Jüng. 1811. (1 Thlr.)

Dieser vollständige Gartenunterricht enthält eine deutliche und leichte Anweisung zu allen Geschäften des Gartenbaues überhaupt, ist ein Inbegriff des Besten und Bewährtesten, was über diesen Gegenstand bekannt ist, und verdient deshalb allgemein empfohlen zu werden. Er lehrt zugleich die Freunde des Gartenbaues, wie sie dauerhafte Hecken anlegen, ihre Erdarten und ihren Boden kennen lernen und die Fehler desselben verbessern; wie sie Dünger erhalten, zubereiten und mit Vortheil anwenden, das Land behandeln und bauen, das Unkraut vertilgen und gutes Gemüse sowohl, als gute und tragbare Bäume erzielen und die letztern auf verschiedene Art veredeln sollen. Eben so giebt er auch vollständigen Unterricht über die äußern und innern Theile der Pflanzen, ihre Krankheiten und die ihnen schädlichen Thiere, so wie über sehr viele nicht minder wichtige Gegenstände mehr.

[redacted]

SH

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

his book is under no circumstances to be taken from the Building

B'D JUNE 1915